

Kompagnie zu übernehmen. Wenige Augenblicke später wurde der tapfere Offizier von einem Schuß durch die Brust tödlich getroffen. Eine Katastrophe stand bevor.

Hauptmann Franke übersah die Lage mit einem Blick. Von den Pferden herunter, die Seitengewehre aufgepflanzt, war das Werk eines Augenblicks, und mit lautem Hurra stürmten die beiden Züge gegen Flanke und Rücken der umfassenden Hereros vor. Dieser völlig überraschende Gegenstoß wirkte. Der nichts ahnende Feind wurde so erschreckt, daß er mit lautem Angstgeschrei floh. Hauptmann Franke jagte dicht hinter ihm her bis an das Omaruru-Flußbett, ihm von hier aus noch ein wirksames Feuer nachsendend. Dieser energisch durchgeführte Stoß hatte den Hereros tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht. Einen erneuten Versuch, über den Rivier vorzudringen, wagten sie nicht mehr, und damit war die Krisis überwunden; eine Gefahr war von dieser Seite nicht mehr zu fürchten.

Major v. Estorff befahl nunmehr den beiden Zügen der Kompagnie Franke, sich nach der Mitte zu sammeln und hier zu seiner Verfügung stehen zu bleiben. In dem deutschen Führer war ein neuer Entschluß gereift: die Entscheidung sollte durch einen Vorstoß gegen die in der Mitte der feindlichen Stellung liegende Wasserstelle herbeigeführt werden. Dieser Angriff konnte durch das flankierende und bisher noch wirksamste Feuer der Züge auf dem felsigen Rande unterstützt werden.

Die 4. Kompagnie erhielt den Befehl, auf dem linken Flügel nur einige Patrouillen zurückzulassen und mit allen anderen noch gefechtsfähigen Leuten sowie den Geschützen nach der Mitte zu rücken. Im ganzen wurden 22 Schützen gesammelt, die unter den Befehl des Leutnants Frhn. v. Buttlar traten. Es war inzwischen 5⁰⁰ nachmittags geworden. Jetzt befahl Major v. Estorff dem Hauptmann Franke, mit der Abteilung Buttlar und den beiden Zügen seiner Kompagnie die Wasserstelle zu stürmen.

Die Mannschaften waren durch den schweren neunstündigen Kampf, die glühende Hitze und den quälenden Durst bereits äußerst erschöpft, allein dieser Befehl belebte die Stimmung und die Kräfte aller von neuem. „Leutnant v. Buttlar", heißt es in dem Tagebuch eines Mitkämpfers, „rief seinen Leuten einige ermunternde Worte zu, es gälte, den gefallenen und verwundeten Kameraden Ehre zu machen. »Ach, Herr Leutnant,« entgegnete jetzt ein Reiter der kleinen vor Kampfbegier brennenden Abteilung, »wenn jetzt auch mancher von uns daran glauben muß, das ist ja egal, die Hauptsache ist doch, daß wir die feindliche Stellung nehmen und endlich Wasser bekommen«. So ging die Reise denn los . . . ." Die Geschütze nahmen das Feuer wieder auf und überschütteten mit ihren letzten Schrapnells die feindliche Stellung. Hauptmann Franke war seinen Abteilungen vorausgeeilt, um einen gedeckten Annäherungsweg zu suchen. Ein solcher fand sich in einem von der Höhe nach der Wasserstelle sich hinziehenden ausgetrockneten Wasserriß. Den in ihrer ersten Stellung verbliebenen beiden Zügen seiner Kompagnie schickte Hauptmann Franke den Befehl,

das Vorgehen der Sturmkolonne durch lebhaftes Feuer zu unterstützen. Dann wurde angetreten.

Major v. Estorff hatte alle Kräfte aus der Hand gegeben und sich der Sturmabteilung angeschlossen. Die Anwesenheit des Führers in vorderster Linie verfehlte ihre Wirkung auf die Truppe nicht. Anfänglich konnte in dem Wasserriß gedeckt vorgegangen werden; allmählich erweiterte dieser sich jedoch, und die Kolonne erhielt Feuer, so daß rechts und links ausgeschwärmt werden mußte. Das Maschinengeschütz, das die Sturmkolonne begleitet hatte, feuerte aus einer Stellung, aus der es die Felsen an der Wasserstelle zum Teil beschießen konnte. Das weitere Vorgehen der Abteilung erfolgte auf Befehl des Hauptmanns Franke zugweise durch Sprünge unter gegenseitiger Feuerunterstützung. Allmählich ließ die Wirkung des feindlichen Feuers merklich nach, anscheinend, weil der Gegner gegen die strahlend und blutrot untergehende Sonne schießen mußte und dadurch geblendet wurde; auch mochte er durch das zehnstündige schwere Gefecht erschüttert sein. Es gelang, sich unter geringen Verlusten bis auf 100 m der feindlichen Stellung zu nähern, wobei der tapfer vordringende Oberleutnant Hannemann verwundet wurde. Dann erhob sich die ganze Linie gleichzeitig und schritt zum Sturm auf die Felsen an der Wasserstelle. Das Wagnis gelang; die hier befindlichen Hereros flohen. Um 6°° abends war die Wasserstelle im Besitz der Deutschen. Nunmehr schwenkten die Abteilungen sofort rechts und links ein und rollten, mit dem Bajonett vorstürmend, die feindliche Stellung auf, während der Feind in wilder Flucht unter lautem Gebrüll davonstürzte; von den Fliehenden wurden noch viele durch das Verfolgungsfeuer niedergestreckt. Bei der Verfolgung zeichnete sich besonders der Vizewachtmeister der Reserve Frhr. v. Erffa aus; als eine etwa 50 Gewehre starke Hererobande auf einer der nahen Höhen sich erneut setzen wollte, vertrieb er sie mit nur fünf Reitern und brachte ihr noch schwere Verluste bei; allein zehn Tote mußte der Feind hier zurücklassen.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen, die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Erst jetzt konnten die Verwundeten und die durch das mehr als zehnstündige Gefecht erschöpften Mannschaften mit Wasser erquickt werden.

„Wir haben zehn Stunden gegen die Felsenstellung des Feindes gefochten", heißt es in einem Berichte des Majors v. Estorff. „Wir haben es schwer gehabt; denn die Sonne brannte heiß und der Durst war fast unerträglich; aber wir haben die Felsen am Abend erstürmt. Ich kann sagen, wir haben einen guten Kampf gekämpft und den Sieg errungen." — Otjihinamaparero heißt zu deutsch: „Wem gehört der Platz?" Auf diese Frage war jetzt die rechte Antwort gefunden, denn stolz konnten die deutschen Krieger am Abend ausrufen: „Uns gehört der Platz!"

Der Rückzug der Hereros erfolgte hauptsächlich nach Konjati und durch die Berge nach Osten; ein Teil floh in dem Omaruru-Flußbett nach Süden. Sie ließen 50 Tote auf dem Gefechtsfelde, außerdem fielen den Deutschen 950 Stück



Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

III. Jahrgang * 1906 * Zweites Heft

Mit 6 Abbildungen und 2 Skizzen im Text sowie 12 Skizzen als Anlagen

Berlin
Ernst Siegf[ried Mi]ttler und Sohn
Königl[iche Hofbu]chhandlung
[Kochstraße] 68–71

Der Inhalt ist nicht amtlich.
Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind, bilden hiervon keine Ausnahme.

Inhalt.



Die Zeitschrift bringt Aufsätze taktischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts sowie Nachrichten über interessante Truppenübungen und Mitteilungen über fremde Armeen. Bei letzteren wird vor allem Gewicht gelegt auf die Wiedergabe des für die Organisation, Ausbildung und Führung Wesentlichen und Lehrreichen, und zwar nicht in der Form bloßer Zusammenstellungen, sondern abgeschlossener Aufsätze. Der Generalstab hat sich hierbei von der Absicht leiten lassen, das ihm zufließende reichhaltige Material einem größeren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich zu machen.

Die Aufsätze sind bemüht, den Leser fortlaufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Bestrebungen und Erscheinungen auf militärischem Gebiet zu unterrichten sowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktischer Fragen im allgemeinen beizutragen. Die Abhandlungen kriegsgeschichtlichen Inhalts sollen die Erfahrungen der neueren Kriegsgeschichte für die Truppenführung nutzbar machen.

Die Schriftleitung der Zeitschrift liegt in Händen der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I. — Die Hefte erscheinen im ersten Monat eines jeden Vierteljahres. Der Umfang des ganzen Jahrganges beträgt 50 Druckbogen einschließlich der Textskizzen und Kartenbeilagen.



Rußlands mittelasiatische Stellung.

Allmählich beginnt im russischen Reiche die Rückkehr normaler Verhältnisse. Langsam vollzieht sich der Heimtransport der ostasiatischen Armee sowie ihr Übergang auf den Friedensfuß, und die revolutionäre Bewegung, die in der Gefolgschaft des unglücklichen Krieges das Land heimsuchte, ist im Absterben begriffen.

Vielen Prophezeiungen zum Trotz, dürfte das Zarenreich ohne tiefgreifende Erschütterung, sicherlich aber durch Reformen in mancher Hinsicht gekräftigt, aus der Krise hervorgehen.

Damit würde die in der Geschichte schon wiederholt hervorgetretene Erscheinung sich erneuern, daß Rußland, dank der Fülle seiner natürlichen Machtmittel, sich selbst von einer schweren Niederlage mit verblüffender Schnelligkeit erholt. Weder die verlorenen Schlachten des Krimkrieges, noch die hinter den allgemeinen Erwartungen weit zurückbleibenden Leistungen im letzten Türkenfeldzuge haben seine Stellung im Rate der Völker für längere Zeit beeinträchtigt. Ebensowenig ist dies von seinen Mißerfolgen gegenüber den Japanern zu erwarten.

Daher ist es, wenn auch die russischen Staatsmänner im Augenblick sicherlich nicht an neue Kriegszüge denken, doch nur eine Frage der Zeit, wann sie wieder in die Bahnen aktiver Politik einlenken werden. Schon der Wunsch, die Welt die Ereignisse des letzten Krieges vergessen zu machen, muß ein solches Verfahren begünstigen. Aber noch wichtiger ist es, daß dem russisch-asiatischen Kolonialreich durch den Frieden von Portsmouth eine Gestalt gegeben wurde, deren Aufrechterhaltung für die Dauer unmöglich ist, denn nur wenn es den Zugang zu einem eisfreien Küstenstrich erhält, ist Aussicht auf seine gedeihliche Entwicklung, auf Verzinsung der ungeheuren in ihm angelegten Werte, auf Hebung seiner verborgenen Schätze vorhanden.

Wie nun aber die Dinge liegen, ist es unwahrscheinlich, daß Rußland zu einem späteren Zeitpunkte aufs neue versuchen wird, zum Gelben Meere zu gelangen, denn es findet auf dem Wege zum Indischen Ozean weit geringere Schwierigkeiten als dort.

Somit ist der Schwerpunkt seiner Machtstellung in Asien von der Mandschurei auf Turkestan übergegangen, und wenn seine während der letzten Jahrzehnte bewährte erstaunliche Ausdehnungskraft sich aufs neue zu regen beginnt, so werden vermutlich die mittelasiatischen Provinzen der Ausgangspunkt sein.

Daher behält die Frage, auf welche Grundlagen die Macht Rußlands in jenen Gebieten sich stützt, und ob sie die Möglichkeit weiterer Entwicklung in sich trägt, namentlich für den Soldaten über die Tagesereignisse hinweg ein dauerndes Interesse.

Es kommt hierbei in erster Linie auf die Massen von Truppen an, die Rußland in Turkestan versammeln könnte. Wie nun ein Blick auf die Karte beweist, liegen hier die Verhältnisse viel günstiger als im ostasiatischen Kriege.

Damals verband ein einziger noch nicht einmal fertiger Schienenstrang die ferne Grenze des Reiches am Gelben Meer mit den Kraftquellen der Heimat. Am Baikalsee fand der durchgehende Eisenbahntransport zunächst ein Ende. An seine Stelle trat die Beförderung durch eine Dampffähre, die bei schlechtem Wetter nur äußerst wenig leistete, in der Gefrier- und Tauwetterzeit aber auf Wochen völlig versagte. Als die Eisdecke sicher genug war, griff man zur Schlittenbeförderung. Jedes Geschütz, jeder Sack Hafer mußte von Pferden über den See geschleppt werden. Endlich waren Schienen über das Eis gelegt, aber damit, bei dessen häufigen Schiebungen, doch kein regelrechter Betrieb ganzer Züge ermöglicht worden. Vielmehr konnten in der Hauptsache nur einzelne Wagen und auseinandergenommene Lokomotiven an das andere Ufer befördert werden, womit wenigstens dem großen Mangel an rollendem Material auf der transbaikalischen und ostchinesischen Bahn abgeholfen wurde. Die Abstände zwischen den Kreuzungsstationen waren noch sehr bedeutend. Sie betrugen nicht selten 30 bis 40 km. Dabei zwangen ein ungünstiges Profil und leichter Oberbau zu außerordentlich langsamer Fahrt. So vermochte die Bahn zu Beginn des Krieges nur wenig zu leisten, nämlich 3 bis 4 Züge in jeder Richtung innerhalb von 24 Stunden. Aber mit unermüdlicher Energie und großem Geschick ging Fürst Chilkow daran, die Leistungsfähigkeit der Bahn zu heben, denn von ihr allein hing, nach dem Schwinden der Hoffnung auf Erlangung der Seegewalt, das Wohl und Wehe der russischen Armee ab. Die Baikalumgehungsbahn wurde schleunigst vollendet, die Kreuzungspunkte erfuhren eine erhebliche Vermehrung, wo es nötig war, wurde der Oberbau verstärkt und rollendes Material in ausreichendem Maße herangezogen. So erreichte man im Laufe der Zeit eine ganz erhebliche Steigerung der Leistungen, und staunend hat die Welt gesehen, wie dieser eine dünne Lebensfaden genügte, um fast eine Million Menschen dauernd mit all den unzähligen Bedürfnissen des Krieges zu versehen. Der günstige Friedensschluß, den Rußland erreichte, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß seine materiellen Kräfte auf dem Kriegsschauplatze sich allmählich im gleichen Maße vermehrten, wie sich die seiner

Gegner mit fortschreitender Offensive verringerten, bis endlich eine Art von Gleichgewicht hergestellt war.

Die Lage Rußlands in Mittelasien wird dadurch gekennzeichnet, daß es dort schon nach Verlauf von etwa drei Monaten mit ähnlichen Massen auftreten kann, wie sie ihm in der Mandschurei erst in der zweiten Hälfte des Krieges zur Verfügung standen. Dieses Ergebnis ist — darauf kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden — zum großen Teil in demselben Zeitabschnitt erreicht worden, in dem der Kampf gegen Japan durchgeführt werden mußte. Über dem Lärm der Schlachten von Liaujang und Mukden ist der Pfiff der Lokomotive, die den ersten Eisenbahnzug von Orenburg nach Taschkent brachte, fast ungehört verhallt. Und doch ist mit diesem Ereignis eine völlig neue Lage geschaffen worden.

Rußland verfügt heute über zwei große Eisenbahntransportstraßen, die seine europäischen Gouvernements in unmittelbare Verbindung mit seinen Besitzungen am Fuße des Hindukusch bringen.*)

Die eine ist die „mittelasiatische Bahn“, die, in Krasnowodsk am Kaspischen Meere beginnend, an der persischen Grenze entlang läuft, um von Duschak ab mit einer Biegung nach Nordosten über Merw, den Amu-Darja, Bochara und Samarkand Andischan zu erreichen, das nur noch 200 km von der chinesischen Grenze entfernt ist. Die Geschichte der Entstehung dieses, ursprünglich für den Feldzug Skobelews gegen die Tekke-Turkmenen als Feldbahn gedachten, schließlich aber doch von dem General Annenkow als Vollbahn gebauten Schienenweges ist aus Büchern und Reisebeschreibungen in der Presse ebenso bekannt wie seine Bedeutung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Ich kann mich daher hier auf die Bemerkung beschränken, daß die russische Regierung diesem wichtigen Verkehrswege gerade während der letzten Jahre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die ursprünglichen Kunstbauten provisorischen Charakters sind überall durch solide Konstruktionen ersetzt, und die Zahl der Haltestellen ist so erheblich vermehrt worden, daß die durchschnittliche Stationsentfernung nicht mehr als 10 bis 12 km beträgt. Die Haltestellen sind durchweg mit mindestens zwei Kreuzungsgleisen von 500 m Länge ausgerüstet. Um dem auf einzelnen Teilstrecken herrschenden Wassermangel abzuhelfen, werden jedem Zuge besondere Wasserwagen beigegeben. Auch ganze Wasserzüge sind eingerichtet worden, mit denen die auf vielen Stationen angelegten Zisternen gefüllt werden. Da nun diese Wasserzüge, vom Murgab**) und Amu-Darja kommend, in der Richtung von Ost nach West verkehren, würden sie die Leistungsfähigkeit der Bahn für einen Truppentransport vom Kaspischen Meere zur afghanischen Grenze in keiner Weise beeinträchtigen. Anstatt leer zurückzulaufen, nehmen sie Wasser

*) Skizze 1.
**) Skizze 2.

mit, und die Verwaltung ist darauf eingerichtet, etwa dem dritten Teil aller Bahnhöfe auf diese Weise den Wasserbedarf für einen erhöhten Betrieb zuzuführen. Übrigens sollen die in letzter Zeit an vielen Stellen längs der Bahn vorgenommenen Brunnenbohrungen überraschend gute Ergebnisse gezeitigt haben. Die Neigungs- und Krümmungsverhältnisse der Linie sind dergestalt, daß lange und schwere Züge, wie sie für Truppenbeförderungen die Regel bilden, überall ohne Vorspannlokomotiven verkehren können.

Auch die in früheren Jahren durch Naturereignisse herbeigeführten Betriebsstörungen kommen jetzt gar nicht mehr oder doch nur selten vor. Dem Übelstande, daß der Bahndamm in der Wüste Kara Kum oft auf eine Länge von Kilometern von wandernden Sanddünen bedeckt wurde, hat man durch Anpflanzungen von Buschwerk, die mitunter eine Breite von je einer halben Meile zu beiden Seiten der Bahn einnehmen, mit Erfolg gesteuert. Auch die Vermischung des Flugsandes mit Steinschlag hat zu dem gewünschten Ergebnis geführt. Neben dem Wüstensand waren es die im Frühjahr von den persischen Randgebirgen mit wilder Gewalt zu Tal stürzenden Wassermassen, die den Bahnkörper in Gefahr brachten. Gegen sie sind zahlreiche, in Dreieckform vorgetriebene Dämme errichtet, zwischen denen sich solide gemauerte, 10 m breite Durchlässe befinden. Dank dieser Anlage fließt jetzt das Wasser, ohne Schaden anzurichten, zur tiefer gelegenen Turkmenensteppe ab.

Der Betrieb vollzieht sich in glatter Weise. Es wird langsam, aber mit Innehaltung der fahrplanmäßigen Zeiten gefahren. Sowohl der Personen- wie der Güterverkehr sind stark entwickelt, so daß das Personal den Anforderungen des Kriegsbetriebes entsprechen dürfte. Übrigens stehen in Turkestan zwei Eisenbahnbataillone, die häufig, so wieder bei Gelegenheit des letzten Ausstandes, zum Betriebsdienst herangezogen werden.

Auch die Vermehrung des rollenden Materials im Falle einer plötzlich eintretenden starken Anspannung des Verkehrs, die früher, als die unmittelbare Verbindung mit dem russisch-europäischen Eisenbahnnetz noch fehlte, recht schwierig war, verursacht heute keine Umstände mehr. Seitdem die Bahnlinie von Orenburg nach Taschkent eröffnet ist, kann man der mittelasiatischen Bahn in kurzer Zeit Wagen und Zugkräfte in jeder beliebigen Menge zuführen.

Aus allen diesen Gründen ist das Urteil über diese Transportstraße dahin zusammenzufassen, daß sie den im Kriegsfalle an sie herantretenden Anforderungen in vollem Umfange genügen wird. Sie ist auf einen dichten Fahrplan langer und schwerer Militärzüge eingerichtet, und zwar wird ihre Leistungsfähigkeit infolge der kürzeren Stationsabstände wesentlich höher einzuschätzen sein als die der sibirischen Bahn. Diese leistete in der zweiten Hälfte des Krieges 16 Zugpaare innerhalb von 24 Stunden. Dagegen wird die mittelasiatische Bahn fast einer stündlichen Zugfolge gewachsen sein und mindestens 20 Züge am Tage leisten.

Den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz hat die Flotte des Kaspischen Meeres zu bewerkstelligen. Eine Dampffähre wie über den Baikalsee ist hier nicht vorhanden, und daher müssen Personen und Güter zweimal umgeladen werden. An Schiffen fehlt es jedoch nicht. Vielmehr können etwa 40 bis 50 Dampfer zwischen Baku und Krasnowodsk in Dienst gestellt werden. Diese Flotte würde mehr heranbringen, als die mittelasiatische Bahn fortzuschaffen vermöchte, so daß auch hier der Bedarf reichlich gedeckt ist. Eher fragt es sich, ob die Auslademöglichkeiten in Krasnowodsk derart vollkommen sind, daß zahlreiche Dampfer dort zur gleichen Zeit ihre Ladung löschen können. Falls sich hier Schwierigkeiten ergeben, steht jedoch noch ein zweiter Hafen zur Verfügung. Das ist Usun-Ada, 60 km südöstlich Krasnowodsk an dem anderen Ufer der Balchanbucht gelegen. Dieser Platz bildete ursprünglich den Ausgangspunkt der mittelasiatischen Bahn, wurde aber später wegen Versandung des Hafenbeckens aufgegeben. Immerhin können flachgehende Fahrzeuge dort einlaufen. Es würde z. B. keinen Bedenken unterliegen, wenn man die Infanterie bei Usun-Ada ausbootete, während Krasnowodsk den berittenen Waffen verbliebe.

Auf europäischer Seite besorgt die Bahnlinie Baku—Petrowsk—Kawkask—Rostow die Heranführung der Transporte. Auch diese Linie hat in den letzten Jahren eine durchgehende Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit erfahren. Sie ist zum Teil bereits zweigleisig im Betrieb. Von Rostow aus sind gute Verbindungen nach allen Teilen des russischen Reiches vorhanden.

Außer der mittelasiatischen Bahn stützt sich die russische Herrschaft in Turkestan seit Beginn des Jahres 1905 noch auf die bereits genannte Bahnlinie Samara—Orenburg—Taschkent. Diese vermittelt die erste durchgehende Schienenverbindung von Europa nach der afghanischen Grenze. In verhältnismäßig kurzer Zeit können nunmehr Truppen von Moskau, Kiew, St. Petersburg und Warschau nach Kuschka, jenem südlichsten Vorposten der russischen Macht auf dem Wege nach Indien, geworfen werden, ohne den Eisenbahnwagen verlassen zu müssen.

Der erste Entwurf zum Bau dieser Bahn stammt von Ferdinand v. Lesseps. Aber Kuropatkin war es vorbehalten, sie in der Zeit, in der er Kriegsminister war, zur Ausführung zu bringen. So hat der General, der an anderer Stelle wenig vom Glück begünstigt war, sich hier ein Verdienst erworben, für das ihm in hohem Grade der Dank seines Vaterlandes gebührt.

Zu Beginn des Jahres 1899 wurde mit dem Bahnbau begonnen, und zwar konnten die beiden Teilstrecken Orenburg—Kasalinsk und Kasalinsk—Taschkent, deren Ausführung getrennten Baugesellschaften übergeben worden war, gleichzeitig in Angriff genommen werden. Innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren ist dann die ganze 1800 km lange Linie so weit gefördert worden, daß bereits Anfang 1904 Züge auf ihr verkehren konnten. Wenn auch heute noch die Bahn insofern keinen ganz fertigen Eindruck macht, als hier und da an Kunstbauten und Gebäuden noch gearbeitet

wird, so steht doch fest, daß sie den Anforderungen umfangreicher Truppentransporte vollauf genügen würde.

Bei der ganzen Anlage konnten die mit der sibirischen Bahn gemachten Erfahrungen in nutzbringender Weise verwertet werden. Dies prägt sich vor allem darin aus, daß der Unterbau von vornherein für ein zweites Gleis berechnet worden ist. Auch hat man schwerere Schienen in Anwendung gebracht. Auffallend ist ferner die große Gleisentwicklung der Bahnhöfe. Diese sind sämtlich zum Kreuzen langer Züge eingerichtet und außerdem reichlich mit Nebengleisen versehen. Nicht selten beträgt die Länge der Bahnhofsanlage zwischen den beiden Endweichen 1 km und mehr. Das ist bei eingleisigen Bahnen von sehr großer Wichtigkeit. Da hier für beide Richtungen nur ein Gleis zur Verfügung steht, so kann bei Betriebsstörungen irgendwelcher Art leicht ein Verstopfen der Bahnhöfe und dadurch eine Lahmlegung des Verkehrs eintreten, wenn diese es nicht erlauben, rollendes Material auf Seitenstränge abzuschieben und derart das Hauptgleis freizuhalten. Bekanntlich mußte auf der sibirischen Bahn zahlreichen Stationen die erforderliche Ausdehnung erst gegeben werden, nachdem die Truppentransporte bereits begonnen hatten.

Der bei der mittelasiatischen Bahn herrschende Wassermangel ist hier nicht vorhanden. Überall bemerkt der Reisende auf den Stationen massive Wassertürme und Dampfhebewerke. Auch sonst genügt die Ausstattung der Bahnhöfe den Anforderungen eines gesteigerten Betriebes.

Die Bahn schließt an den Zweig Orenburg—Samara der großen Linie Moskau—Tscheljabinsk an und steht somit in unmittelbarer Verbindung sowohl mit dem russisch-europäischen Eisenbahnnetz, als auch mit der großen sibirischen Bahn. Sie überschreitet dann in der Richtung auf das Nordende des Aralsees die südlichen Ausläufer des Ural, um dann, dem Laufe des Syr-Darja auf dessen rechtem Ufer folgend, Taschkent zu erreichen.

Technische Schwierigkeiten stellten sich dem Unternehmen nur in geringem Grade entgegen. Einige bedeutendere Einschnitte mußten bei Durchquerung des Mugodjarskischen Höhenrückens (hinter Aktjubinsk) angelegt werden, und auf der zweiten Hälfte des Baues verursachte der ungewöhnliche Wasserreichtum der Gegend die Errichtung zahlreicher Durchlässe und kleiner Brücken. So werden allein auf den letzten 20 km vor Taschkent 113 derartige Bauten gezählt. Wirklich schwierige Konstruktionen aber waren nur die Brücken über die wenigen breiten Wasserläufe. Die bedeutendste von ihnen ist die 342 m lange eiserne Brücke über den Uralfluß.

Zu erwähnen ist noch, daß die Möglichkeit von Schneeverwehungen auf der nördlichen Teilstrecke besondere Abwehrmaßregeln erfordert. Sie bestehen in der Anlage hoher Schutzzäune, die mitunter in drei Reihen hintereinander aufgestellt sind.

Abschließend kann von dieser Eisenbahn gesagt werden, daß sie im Falle eines Krieges die gleiche Leistungsfähigkeit an den Tag legen wird, wie sie die praktische

Erprobung der sibirischen Bahn gezeitigt hat. Sie dürfte eher noch bessere Ergebnisse liefern.

Ein Nachteil des russisch-mittelasiatischen Eisenbahnnetzes besteht darin, daß die beiden erwähnten großen Transportstraßen bisher nur einen gemeinsamen Auslauf haben. Dieser wird durch die sogenannte Murgabbahn gebildet, die bei Merw nach Süden abzweigt und bei Werst 294 die Endstation Kuschka erreicht, die unmittelbar an der afghanischen Grenze liegt. Da auf dieser Linie sowohl die über Krasnowodsk als auch die über Taschkent herankommenden Transporte zusammenströmen würden, so müßte sie eine Leistungsfähigkeit entfalten, die der jener beiden anderen Eisenbahnen entsprechen würde. Sie müßte also täglich 20 + 16 = 36 Züge befördern können. Eine solche Leistung ist von einer eingleisigen Bahn wohl zu erreichen, falls besondere Vorkehrungen getroffen werden, die Strecke nicht allzulang ist und Einladungen in größerem Umfange nicht auszuführen sind. Letztere beiden Punkte treffen bei der Murgabbahn zu, und wie man sich die Steigerung des Verkehrs denkt, dafür bildet eine in dem „Journal des Ministeriums der Verkehrsanstalten", Heft 4, Jahrgang 5, erschienene interessante Arbeit*) einen Hinweis. Der Verfasser schlägt für den Fall einer plötzlich eintretenden Massenbeförderung von Truppen auf der Murgabbahn den sogenannten Bündelverkehr vor. Er will an Stelle der von den beiden Endpunkten einzeln abzulassenden Züge Gruppen von je 4 Zügen abfertigen, die einander mit einem Abstande von nur 5 Minuten folgen sollen. Eine solche Maßregel birgt natürlich gewisse Gefahren in sich. Immerhin ist sie, wenn nur keine hohe Geschwindigkeit verlangt und geschultes Personal verwendet wird, anwendbar. Auch müssen die Bahnhöfe auf die Kreuzung solcher Zuggruppen eingerichtet sein, d. h. sie müssen 8 Aufstellungsgleise für ganze Militärzüge und ebensoviele Wasserkrane für die Versorgung der Lokomotiven, auch besonders gute Vorrichtungen für die Tenderfüllung besitzen. Aber natürlich brauchen nur die Kreuzungsstationen diesen Anforderungen zu entsprechen. Falls jedoch alle 20 Werst solche Stationen eingerichtet werden und man mit einer Geschwindigkeit von drei Minuten für den Kilometer einschließlich kleiner Aufenthalte rechnet, so wäre der Verkehr von 12 Zuggruppen = 48 Zügen in jeder Richtung innerhalb von 24 Stunden wohl möglich. Tatsächlich ist dieser Gruppenverkehr in Rußland nichts Neues. Ebenso wie in Amerika hat er dort bei der Libau—Romny-Eisenbahn, gelegentlich der Bewältigung von großen Getreidetransporten, bereits Anwendung gefunden. Auch auf der sibirischen Bahn hat man während des Krieges zeitweise zum Gruppenverkehr seine Zuflucht genommen. Jedenfalls beweisen die Ausführungen des genannten amtlichen russischen Organs, daß man der Frage, wie die Murgabzweigbahn in den Stand gesetzt

*) Mitgeteilt in der Nr. 80 der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, Jahrgang 1905.

werden könne, Truppenbeförderungen in großem Maßstabe zu bewältigen, auch an maßgebender Stelle Interesse entgegenbringt.

Um aber der Bahn Orenburg—Taschkent eine eigene Weiterführung bis zum Amu-Darja zu geben, ist der Bau einer Zweigbahn von Samarkand nach der afghanischen Grenze*) beschlossen worden. Die Vorarbeiten für dieses Projekt sind abgeschlossen, auch soll mit der Herstellung des Planums bereits begonnen worden sein.

Noch wichtiger ist der Plan einer Verbindung zwischen dem großen sibirischen Schienenwege und der mittelasiatischen Bahn. In dieser Angelegenheit haben bereits im März 1905 im Ministerium der Verkehrsanstalten Beratungen über die zahlreichen vorliegenden Konzessionsgesuche stattgefunden. Sie endeten damit, daß der Linienführung von Tomsk über Barnaul, Semipalatinsk nach Taschkent vor anderen der Vorzug gegeben und die Anstellung von Erhebungen in technischer, geologischer und wirtschaftlicher Hinsicht angeordnet wurde. Die große militärische Bedeutung dieser Querverbindung bestände darin, daß Rußland seine ostasiatischen Truppen auf kürzestem Wege nach Turkestan zu führen vermöchte und umgekehrt, während zur Zeit noch diese Verbindung nur auf dem großen Umweg über Tscheljabinsk hergestellt werden kann.

Auch auf das Projekt einer Bahnlinie von Tjumen nach Omsk, auf der mit der Festlegung der Trasse bereits begonnen wurde und die von Omsk weiter nach Semipalatinsk führen soll, sei hingewiesen. Ihr kommt in Verbindung mit dem Neubau einer Bahn von St. Petersburg nach Wjatka eine hohe Bedeutung zu; denn da eine Eisenbahnverbindung zwischen Wjatka und Tjumen bereits besteht, so erhellt, daß hier eine dritte große Transportlinie vom europäischen Rußland nach Mittelasien in der Entstehung begriffen ist. Trotz aller ostasiatischen Sorgen hat Rußland die ersten 500 km dieser neuen Verbindung, die Strecke Petersburg—Wologda dem vorläufigen Verkehr vor wenigen Monaten übergeben, die Arbeiten auf der zweiten Teilstrecke, Wologda—Wjatka, so weit gefördert, daß ihre Eröffnung für Ende 1906 zu erwarten ist und auf der Strecke Tjumen—Omsk die Planierungsarbeiten begonnen, während die Erbauung des Schlußstückes bis Semipalatinsk einer Privatgesellschaft übertragen worden ist.

Wenn auch noch mancher Tropfen Wasser die Wolga hinunterfließen wird, ehe all diese gewaltigen Projekte verwirklicht sind, so sprechen doch einige Umstände dafür, daß die Eisenbahnbautätigkeit in Russisch-Asien in nächster Zeit besonders lebhaft werden wird. Zunächst steht die Regierung vor der Aufgabe, den aus der Mandschurei heimkehrenden Hunderttausenden die Rückkehr in das bürgerliche Leben zu erleichtern. Sie, ohne für Arbeitsgelegenheit zu sorgen, sich selbst zu überlassen, wäre im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam. Daher liegt der Gedanke nahe, den

---

entlassenen Soldaten zunächst Beschäftigung und Lebensunterhalt durch Inangriffnahme von Bahnbauten, die in gleicher Weise den wirtschaftlichen wie den militärischen Interessen des Staates dienen, zu gewähren.

Noch wichtiger für die Entwicklung der Dinge kann der Entschluß des Ministerrates werden, zukünftig das private Unternehmertum in erhöhtem Maßstabe zum Bahnbau zuzulassen. Namentlich, wenn auch ausländischen Gesellschaften die Genehmigung zur Ausführung von Eisenbahnen erteilt würde, könnte ein baldiger Aufschwung eintreten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in Sibirien große Schätze an Mineralien schlummern, die die Mühen und Kosten des Eisenbahnbaues reichlich verlohnen würden. Es mag hier daran erinnert sein, daß es eine amerikanische Gesellschaft war, die der russischen Regierung zuerst den Bau der sibirischen Bahn, lange ehe er tatsächlich begann, unter günstigsten Bedingungen anbot.

Nun fragt es sich, welchen militärischen Nutzen Rußland aus seinem bisherigen mittelasiatischen Bahnnetz im Fall kriegerischer Verwicklungen mit England ziehen könnte. Dieser Nutzen besteht zunächst darin, daß die beiden in Turkestan vorhandenen Armeekorps jederzeit eine leistungsfähige Operationsbasis besitzen, die es ermöglicht, an verschiedenen Punkten aufzumarschieren. Sowohl nach der Gegend von Kuschka und Herat, als auch nach dem Tal des oberen Amu-Darja ist der Nachschub gesichert, denn dieser Strom selber, der bis Faisabad am Nebenflusse Kotscha von einem russischen Kanonenboot befahren worden ist, bildet eine wertvolle Zufuhrlinie. Der Nachschub könnte, falls man sich zu einer Versammlung der Kräfte nördlich Masar-i-Scherif entschlösse, über Krasnowodsk wie über Taschkent bis Farab am Amu-Darja mit der Eisenbahn und von dort stromaufwärts nach Kelif oder Patta-Hissar geschafft werden. Welche große Erleichterung aber für diesen Fall die Ausführung der Zweigbahn von Samarkand zum Amu-Darja darstellen würde, leuchtet ohne weiteres ein.

Somit hätte die russische oberste Heeresleitung die völlige Freiheit, ob sie sich für eine Operationsrichtung von Kuschk über Herat auf Kandahar oder von Masar-i-Scherif über Kabul auf Peschawar oder endlich für beide entschließen will.

Für eine Offensive über die afghanische Grenze reichen natürlich die in Turkestan ständig vorhandenen Truppen nicht aus. Sie müßten von Europa her erheblich verstärkt werden. Das Maß dieser Verstärkungen und der Zeitraum ihrer Versammlung wird durch die Leistungsfähigkeit der beiden vorerwähnten Transportstraßen mit zusammen 36 Zügen täglich bestimmt.

Um keinesfalls zu günstig für die Russen zu rechnen, soll angenommen werden, daß von diesen Zügen der dritte Teil für Bedürfnisse der Eisenbahn (Wasser- und Heizmittelzufuhr) in Anspruch genommen wird, oder daß sie, um Unregelmäßigkeiten auszugleichen, ausfallen. Es blieben demnach noch 24 Züge, von denen wiederum der dritte Teil ausschließlich Materialtransporten (Munition, Ausrüstungs-, Bekleidungs-

gegenstände, Lebensmittel, Barackengerät) vorbehalten bleiben mag. Somit würden noch 16 Züge für den eigentlichen Truppentransport zur Verfügung stehen. Da nun nach den Erfahrungen des ostasiatischen Krieges ein russisches Armeekorps einer Zahl von 90 bis 100 Zügen bedarf, so würde es nach Verlauf von sechs bis sieben Tagen vom Eintreffen des ersten Zuges ab mit allen Trains ausgeladen und operationsbereit sein. Die Länge beider Transportstraßen, vom mittleren Rußland ab gerechnet, beträgt rund 3500 km. Diese könnten von den langsam fahrenden russischen Militärzügen in etwa zehn Tagen durchfahren werden. Da es aber erforderlich ist, bei so langer Fahrtdauer wiederholt längere Erholungspausen für Mann und Pferd einzuschalten, so wird der für die Überführung notwendige Zeitraum auf 14 Tage veranschlagt werden müssen. Alsdann braucht aber mit einem weiteren Zeitverlust auf der südlichen Linie, verursacht durch die Umladungen für den Transport über das Kaspische Meer, nicht gerechnet zu werden, da er bei wiederholten Rasten stets ausgeglichen werden kann. Ein Militärzug von Warschau oder Wilna nach Kuschka würde demnach 16 bis 17 Tage brauchen. Rechnet man nun zu einer Durchschnittsfahrtdauer von zwei Wochen noch einen Zeitraum von zehn Tagen für die Mobilmachung,*) so ergibt sich, daß ein europäisches Armeekorps nach Ablauf eines Monats an der afghanischen Grenze operationsbereit sein kann und daß diesem in Zeitabständen von sieben zu sieben Tagen immer neue Armeekorps zu folgen vermögen.

Verteilt man diese nicht auf beide Linien, sondern weist, wie es wahrscheinlicher ist, immer ein Korps auf jede Transportstraße, so würde das über Krasnowodsk herangeführte Armeekorps elf, das über Taschkent herangeführte 15 Tage zur Ausladung gebrauchen. Auch dann würden sich die russischen Streitkräfte mit jeder Woche um rund 35 000 Mann vermehren.

Berechnet man die Stärke der in Turkestan schon im Frieden vorhandenen Truppen auf 75 000 Mann, so könnte die russische Heeresleitung am 30. Tage nach der Kriegserklärung über 110 000, nach zwei Monaten über 250 000, nach drei Monaten über 390 000, nach vier Monaten über 530 000 Mann in Turkestan verfügen.

Man wird zugeben, daß Rußland mit einer solchen Heeresmacht begründete Aussichten hat, das warme Weltmeer, von dem es durch die Japaner im äußersten Osten zurückgeworfen wurde, nunmehr von Mittelasien aus zu erreichen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß England diesem Vorrücken entscheidenden Widerstand entgegenzusetzen gewillt ist. Aber wenn den Worten Lord Landsdownes, daß England jede Störung des status quo in Persien als Kriegserklärung betrachten würde,**) die Tat folgen soll, so kann das nur geschehen, indem

*) Die zuletzt abzubefördernden Truppenteile hätten somit 15 Tage Zeit zur Ausführung ihrer Mobilmachung.

**) Vgl. die „Nordwestgrenze Indiens“, Vierteljahrshefte 1905, Heft 3, S. 428.

die Engländer ihrerseits die Offensive ergreifen, um den Russen jeden Zoll afghanischen oder persischen Bodens streitig zu machen.

Somit würden nicht an der indischen Grenze die ersten entscheidenden Schläge fallen, sondern die weite iranische Hochebene wäre der Kriegsschauplatz, in dem keine der beiden Parteien den Vorteil der Vorbereitung des Geländes hätte. Beide träten sich in dieser Beziehung mit gleichen Waffen gegenüber.

Werfen wir nun einen Blick auf die Karte, so drängt sich von selber die Frage auf, ob denn überhaupt in jenen Gebieten, die gar keine Eisenbahnen und wenig gebaute Straßen, dafür aber Gebirgszüge von erstaunlicher Höhe und weite mit Wüstensand oder Sumpf bedeckte Flächen aufweisen, eine Kriegführung in größerem Stile überhaupt möglich ist.

Hierauf eine Antwort zu finden, ist nur an der Hand geschichtlicher Erfahrungen möglich.

Semiramis, Kyros, Xerxes, Dareios.

Die Sehnsucht aller Machthaber Innerasiens nach Indiens Schätzen ist uralt. Schon die Königin Semiramis soll mit einem Heere von 3 Millionen Fußgängern ½ Million Reitern und 100 000 Streitwagen von Persien zur Eroberung des Wunderlandes ausgezogen sein. Dieses Unternehmen hat indessen ein wenig rühmliches Ende genommen; denn die streitbaren Assyrer wandten sich entsetzt zur Flucht, als sie am Indus die Kriegselefanten des Königs Stabrobates erblickten.

Wenn auch diese Erzählung ebenso wie die Königin selber der Sage angehört, so gilt es doch als erwiesen, daß in grauer Vorzeit schon ganze Völker von der iranischen Hochebene über die gewaltigen Randgebirge, über die breiten, reißenden Ströme des Pendschab hinweg ihren Weg nach Indien gefunden haben.

Jedenfalls unterhielten die späteren persischen Könige Beziehungen dorthin. Unter den Kriegsvölkern des Kyros und Xerxes haben sich indische Stämme befunden, und Dareios entsandte eine Expedition zur Erforschung der Schiffbarkeit des Indus.*)

Alexander der Große.**)

Nachdem Alexander der Große am 2. Oktober 331 v. Chr. die Perser bei Gaugamela — wenige Meilen östlich von Mossul — geschlagen, Babylon und die Hauptstadt des Großkönigs Dareios, Susa, eingenommen hatte, setzte er nach kurzer Rast seinen Siegeszug gen Osten fort. Sein nächstes Ziel war die Eroberung der Stammlande der Achämeniden, mit deren Besitz in den Augen der asiatischen Völker die rechtmäßige Herrschaft über die weiten Gebiete des damaligen Perserreiches verbunden war. Diese Stammlande umfaßten die heutige Landschaft Fars, die von

*) Vgl. Droysen, Geschichte des Hellenismus, erster Teil, zweiter Halbband, S. 97.

**) Nach Droysen, Geschichte Alexanders des Großen.

dem heißen Strande des Persischen Meerbusens über zahlreiche wild zerklüftete, von Südosten nach Nordwesten streichende und bis über 3000 m ansteigende Gebirgsketten hinweg sich nach der inneren Hochebene in der Richtung über den Nirissee zieht. Noch heute erheben sich dort die Ruinen der alten Königstädte Pasargadae und Persepolis, die mit Susa durch eine über Schiras, Erdjan und Babahan führende, noch gegenwärtig viel benutzte Fahrstraße verbunden waren. Doch diese Straße stand Alexander nicht offen, denn der Satrap Ariobarzanes sperrte sie mit den verstärkten Trümmern des persischen Heeres. An 40 000 Mann hatte er gesammelt und dort, wo die Paßstraße am engsten ist, eine gewaltige Mauer errichtet. Als Alexander sie stürmen wollte, wurden seine Makedonen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. So blieb nichts anderes übrig, als der Versuch, die Stellung zu umgehen. Aber der Entschluß, das Heer von der großen Straße herunterzuführen, hinein in das Gewirr zerrissener, völlig unbekannter Gebirgszüge mit endlosen Waldungen und reißenden Bächen, dazu bei Schneesturm und grimmiger Kälte, verlangte die ganze Kraft einer Heldenseele. Ein anderer als Alexander wäre hier umgekehrt. Ihm aber glückte es, mit leichten Truppen auf unbesetzten Saumpfaden in den Rücken des Gegners zu gelangen und diesen, während gleichzeitig der Rest seines Heeres die Front anpackte, in seinem Lager zu überfallen und zu vernichten. Dann eilte er nach Persepolis, wo unter großer Feierlichkeit das Ende der Herrschaft der Achämeniden verkündet wurde.

Da aber Dareios noch den ganzen Norden und Osten seines Reiches besaß und ihm dort zahlreiche Hilfsquellen zur Neubildung eines Heeres zur Verfügung standen, durfte Alexander sich und seinen Truppen keine längere Ruhepause gönnen.

Ende April des Jahres 330 brach er nach Ekbatana — dem heutigen Hamadan — auf, die große Straße verfolgend, die über Isfahan, am Fuß der Gebirge entlangführt. Dareios wandte sich, als ihm der Vormarsch Alexanders gemeldet wurde, zur Flucht. Er wollte sich nach Baktrien, der Landschaft am oberen Amu-Darja, zurückziehen, um dort den letzten verzweifelten Widerstand zu leisten. Noch befanden sich mehrere tausend Mann und ein Teil seiner Generale bei ihm. Aber auf der Flucht, als der Abstand zwischen ihm und Alexander immer geringer wurde, verließ ihn einer nach dem anderen.

Fünf Tage nach Dareios langte Alexander in Ekbatana an. Sofort beschloß er, dem Großkönig zu folgen. In elf Tagemärschen wurde die in der Luftlinie 320 km betragende Entfernung zwischen Hamadan und Teheran zurückgelegt. Dann aber bedurften die Truppen der Ruhe; denn es war Juli und drückend heiß. Am Morgen des sechsten Tages wurde wieder aufgebrochen und Heiwanekeif erreicht. Am folgenden Tage durchzog Alexander die kaspischen Pässe östlich dieses Ortes, durch welche die Straße nach Semnan führt. Am Morgen des vierten Tages, nach zwei Nachtmärschen von 60 km, bei denen der größte Teil des Fußvolkes zurückblieb, gelangte man bis Thara, halbwegs Semnan und Daulet-Abad. Am Abend jagte der König

weiter, um am Mittag des fünften Tages in einem Dorfe anzukommen, in dem Dareios noch Tags zuvor gewesen war. Obwohl Mann und Roß auf das äußerste erschöpft waren, ließ die Aussicht, das Ziel bald zu erreichen, Alexander keine Ruhe. Er wählte 500 noch frische Pferde aus, ließ je zwei Krieger dieselben besteigen und vorwärts ging es zum vierten Male hintereinander in die Nacht hinein. In der Morgendämmerung des sechsten Tages gewahrten die Makedonen jenseits Scharud die weit auseinandergezogene Karawane der Fliehenden, die beim Anblick ihrer Verfolger, ohne an Widerstand zu denken, nach allen Richtungen auseinanderstoben. Vorher noch ermordete Bessos, der feige Hochverräter, seinen gefesselten Herrn.

Die Marschleistungen der Reiterei Alexanders bei dieser Verfolgung waren glänzende, wurde doch die ganze 400 km betragende Strecke von Teheran bis Scharud in fünf Tagen zurückgelegt.

Alexanders weiterer Plan ging dahin, nunmehr die letzten Reste der persischen Macht in den östlichen Satrapien zu vernichten. Aber ehe er dorthin aufbrechen konnte, mußte er sich vor Bedrohungen seiner auf Ekbatana laufenden rückwärtigen Verbindungen sichern. Daher entschloß er sich, zunächst die Berglandschaft Hyrkanien*) (Massanderan) zu besetzen, wohin nicht unerhebliche Reste des persischen Heeres sich zurückgezogen hatten. In drei Kolonnen überschritt er den Elbrus östlich des 5670 m hohen Demavent und stieg zu der wasserreichen, heißen, mit dichten Urwäldern bestandenen Küste des Kaspischen Meeres herab. Die Schnelligkeit und Energie seines Vormarsches lähmte auch hier die Tatkraft seiner Gegner. Sie unterwarfen sich ihm freiwillig, ja, leisteten ihm zum Teil von nun an Heeresfolge.

Im Spätsommer des Jahres 330 brach Alexander gegen Bactra (das heutige Balch), des Bessos Hauptstadt, auf. Etwa 20 000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter führte er mit sich. Sein Weg ging am Fuß der Gebirge entlang, die, Persien im Nordosten begrenzend, steil und zerklüftet gegen die Turkmenensteppe abfallen. Aber die Nachricht, daß in den Landschaften Areia**) und Drangiana***) neue feindliche Heerscharen aufgetreten seien, bewog ihn, zunächst von seinem Marschziele abzustehen. Wenn er den Feldzug gegen Bessos, der sich zum „König von Asien“ hatte ausrufen lassen und starken Zuzug von allen Seiten fand, mit Aussicht auf Erfolg durchführen wollte, war es vor allem geboten, daß er vor Schilderhebungen der Völker in seinem Rücken bewahrt blieb. Deshalb beschloß er mit kurzen, entscheidenden Schlägen das gesamte an den Südabhängen der afghanischen Gebirge gelegene Gebiet in seine Gewalt zu bringen. Sein mit siegreichen Gefechten verbundener Marsch führte ihn am

*) Am Südufer des Kaspischen Meeres.
**) Das Gebiet um Herat.
***) Das südwestliche Afghanistan.

Herirud aufwärts über Herat, Farah nach Kandahar.*) Von dort wurde, nachdem das Heer inzwischen Verstärkungen erhalten hatte, bei Schnee und Eis der Marsch über den 2218 m hohen Paß von Ghazni in das Tal des oberen Kabulflusses angetreten, woselbst das Heer Winterquartier bezog.

Bessos, von Alexanders Marsch unterrichtet, verwüstete die Landstriche am Nordfuß des Hindukusch und seiner westlichen Ausläufer in einer Breite von mehreren Tagemärschen und glaubte sich nun, da er ein Überwinden der gewaltigen Gebirgsmauer und des verwüsteten Gebietes durch eine starke Armee für ganz ausgeschlossen hielt, völlig sicher. So gab er sich der Hoffnung hin, daß Alexander den Marsch nach Baktra ganz aufgeben, sich dafür vielleicht nach Indien wenden werde.

Um so erschreckter war er, als seine Späher, noch ehe der Winter vorüber war, ihm meldeten, daß das makedonische Heer in Eilmärschen die nördlichen Vorberge des Hindukusch durchschreite und Baktra bereits in wenigen Tagen erreichen müsse. Ohne an Widerstand zu denken, wandte er sich zur Flucht über den Oxus (Amu-Darja), alle Schiffe und Kähne hinter sich zerstörend.

Alexander hatte in der Tat das Unmögliche möglich gemacht. Noch lagen die Gebirgspässe unter tiefem Schnee, noch herrschte strengste Winterkälte, als er aus der Gegend von Gorbend und Bamian den Vormarsch über den 3550 m hohen Chawakpaß antrat. Je weiter er marschierte, desto öder und menschenleerer erschien das Gebirge, desto geringer waren die Hilfsmittel, die das Land bot, desto beschwerlicher wurde der Weg. Schließlich hörte jeder Baumwuchs auf und damit die Möglichkeit, den Truppen ein Biwaksfeuer, eine gekochte Mahlzeit zu bereiten. Bald blieb die Bagage mit ihren Vorräten zurück, so daß drückender Mangel eintrat. Schließlich schlachtete man die Pferde der Reiterei. Ihr Fleisch wurde roh von den hungernden Soldaten verschlungen. So zog das Heer 14 Tage unter unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen vorwärts. Aber am 15. Tage stand es in der baktrischen Ebene — eine Tat war vollbracht, gegen die selbst der Ruhm von Hannibals und Napoleons Alpenübergang verblaßt, eine Tat, die uns beweist, wie weit die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit hinausgerückt werden können, dort wo ein großer Führer, auf den die Truppen mit Vertrauen blicken, die Aufgabe stellt.

Ohne Kämpfe gelangte Alexander bis zum Amu-Darja. Dieser breite Strom

*) Herat und Kandahar sind von Alexander unter den Namen Alexandria Areion und Alexandria Arachoion gegründete makedonische Militärkolonien. Graf Yorck v. Wartenburg weicht in seiner „Kurzen Übersicht der Feldzüge Alexanders des Großen", Berlin 1897, E. S. Mittler & Sohn, hier wie in zahlreichen anderen Punkten von Droysen ab. Er nimmt an, daß Alexander von Herat in direkt östlicher Richtung durch das Gebirge nach Kabul marschiert sei, die Gegend von Farah und Kandahar also gar nicht berührt habe.

wurde in fünf Tagen auf einer Brücke überschritten, deren Unterstützungen aus den mit Stroh angefüllten und fest zugenähten Zelten der Makedonen bestand.

Dann ging es auf den Spuren des flüchtenden Bessos weiter vorwärts. Auch nachdem der Verräter, von den Seinen wiederum verraten, in Alexanders Hände gefallen war, trat kein Stillstand ein. Der König marschierte über Marakanda (Samarkand) nach Nordosten vor und lieferte den räuberischen Bergvölkern Ferghanas bei Ura-tjube eine blutige Schlacht, in der er selbst verwundet wurde, während 22 000 Barbaren das Schlachtfeld bedeckten. Auch der Jaxartes (Syr-Darja) wurde auf einem Streifzug gegen die Skythen noch überschritten und zur Sicherung des Gewonnenen an der Stelle des heutigen Chodschent eine starke Festung errichtet.

Zwei Jahre blieb Alexander in Baktrien, auf das eifrigste mit völliger Unterwerfung des Landes und mit Vorbereitungen für den nächsten Eroberungszug beschäftigt, den er in seinem unermüdlich mit gewaltigen Plänen beschäftigten Geiste erwog. Dieses Mal war es Indien, das er gewinnen wollte. Große Verstärkungen aus Europa wurden herangezogen, so daß Alexander schließlich 120 000 Mann um sich hatte, eine Streitmacht, die zur Ausführung seines Planes ausreichend schien.

Im Frühjahr 327 brach er von Baktrien auf. Die Paßwege über den Hindukusch waren jetzt frei von Schnee, aber er wählte nicht die Straße, die er gekommen war, sondern einen „kürzeren Weg". Genau läßt sich indessen nicht mehr feststellen, wo Alexander marschiert ist. Jedenfalls hat er das Gebirge westlich des Chawakpasses überschritten; denn er rastete nach zehntägigem Marsch bei Gorbend. Dann wurde in zwei Kolonnen wieder angetreten. Während ein Teil des Heeres auf dem südlichen Ufer des Kabulflusses gegen den Indus vordrang, marschierte Alexander selbst von Djelalabad unter fortwährenden schweren Kämpfen gegen kriegerische Bergvölker im Tal des Kunnar aufwärts bis in die Gegend von Chitral. Dann wandte er sich nach Osten und gelangte, nachdem einige bedeutende Gebirgsketten überwunden waren, an den Indus. Auf einer eiligst gezimmerten Flotte fuhr der König mit seinem Heer den breiten Strom hinab bis zur Einmündung des Kabulflusses, wo die andere Kolonne bereits eingetroffen war und eine Brücke geschlagen hatte.

Im Winter 327/326 gönnte Alexander seinen Truppen Ruhe. Im nächsten Frühjahr aber wurde der Indus überschritten und der Marsch in südöstlicher Richtung fortgesetzt. So gelangten die Makedonen bis an den Hydaspes (Dschelamfluß), wo ihnen der mächtigste Fürst des Fünfstromlandes, Poros, mit einem großen Heere und 300 Kriegselefanten entgegentrat. Es folgte die schwerste und blutigste Schlacht, die Alexander jemals geschlagen. Aber auch sie endete mit dem vollständigen Siege seiner Waffen und der Gefangennahme des Gegners. Bis an den Hypasis (Sutlej) etwa über Lahore bis in die Gegend von Firozpur ist der kühne Eroberer noch gedrungen, dann aber zwangen ihn die Stimmung seines Heeres, das der endlosen Kriegszüge satt war, und schlimme Nachrichten aus der Heimat zur Umkehr.

Das Heer schlug den Weg ein, der heute durch die Eisenbahnlinie von Lahore nach Jhelam*) bezeichnet wird. Etwa wo letztgenannte Stadt sich erhebt, muß die Militärkolonie Nikaea gelegen haben, die Alexander auf dem Hinmarsche gegründet und deren Befehlshabern er die Weisung erteilt hatte, für eine Stromtransportflotte in weitgehendster Weise zu sorgen. Noch vier Monate dauerten die Vorbereitungen. Dann schiffte ein Teil des durch neu aus Europa eingetroffene Verstärkungen wiederum auf 120 000 Mann gebrachten Heeres sich ein, während auf jedem Ufer des Flusses eine Kolonne die Flotte begleitete.

Die Völker, deren Gebiet der Zug berührte, unterwarfen sich freiwillig. Nur die Maller, deren Land etwa in der Gegend von Multan zu suchen ist, leisteten heftigen Widerstand. Aber ihre Städte wurden erstürmt, ihre Heere zerstreut, und darauf der Marsch zum Indus, teils zu Wasser, teils zu Lande fortgesetzt. Dort wo der Pandschnah, in dem die Wasser der „fünf Ströme", von denen heute einer ausgetrocknet ist, sich vereinigen, in den Indus fließt, legte der König ein neues „Alexandreia" an, in dem die marschunfähigen Krieger und treu ergebene Landeseinwohner angesiedelt wurden. Nachdem er derart der makedonischen Herrschaft am Indus einen neuen Stützpunkt geschaffen, setzte er in der bisherigen Weise den Marsch flußabwärts fort. Sein Plan war es, bis zum Gestade des Ozeans zu gelangen und von dort den noch unentdeckten Seeweg nach Persien zurückzufinden. — Aber ehe er das Indusdelta erreichte, stellten sich ihm aufs neue einheimische Völkerschaften entgegen. Andere, die sich anfänglich freiwillig unterworfen hatten, erhoben sich in seinem Rücken und erschlugen die zur Sicherung des Landes an einzelnen festen Punkten zurückgelassenen, schwachen makedonischen Besatzungen. So sah sich der König gezwungen, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Die fabelhafte Schnelligkeit seiner Züge, welche die Gegner gar nicht zur Besinnung und Sammlung ihrer Kräfte kommen ließ, bewährte sich auch hier wieder. In kurzer Zeit war Alexander der unbedingte Herr des umstrittenen Gebietes bis hinab zur Indusmündung.

Nachdem er persönlich die Schiffbarkeit derselben erkundet, sogar bis auf den offenen Ozean hinausgefahren war und dadurch den Mut seiner Truppen, die vor der ungewissen Fahrt auf unbekanntem Element sich fürchteten, neu belebt hatte, teilte er sein Heer in zwei Teile. Der eine sollte unter Nearchs Führung den Seeweg nehmen. Er selbst wollte mit dem anderen, so nahe wie möglich an der Küste bleibend, zu Lande nach Persien marschieren, um die auf diesem Wege befindlichen noch unabhängigen Staaten seinem Reiche einzuverleiben. Schon vorher hatte er seinen Unterfeldherrn Krateros mit 30 000 bis 40 000 Mann nach Baktrien entsandt, wo Unruhen ausgebrochen waren und das Erscheinen einer starken makedonischen Streitmacht sich als notwendig erwiesen hatte. Krateros marschierte den Weg, der

*) 170 km nordwestlich Lahore.

heute durch die Eisenbahn von Schikarpur über den Bolanpaß nach Quetta bezeichnet wird und von dort weiter über den Kodjakpaß nach Kandahar.

Alexander selbst überschritt im August 325 mit etwa 40 000 Mann von der Gegend um Haiderabad aus die Grenzgebirge, die das Industal von dem Lande Gedrosien (Belutschistan) trennen, und drang, immer in einer Entfernung von etwa 70 bis 100 km von der Küste sich haltend, nach Westen vor. Dieser Marsch durch das südliche Belutschistan forderte von den in Strapazen und Entbehrungen aller Art geschulten Truppen nahezu unmenschliche Anstrengungen; denn das Land gewährte für den Unterhalt nur wenig, die Wege waren beschwerlich, die Tage drückend heiß, die Nächte bitter kalt und Wasser nur durch Graben von Löchern zu gewinnen. Dabei nutzte die begleitende Flotte dem Heere gar nichts, vielmehr war diese auf die Unterstützung des letzteren angewiesen. Wiederholt mußte Alexander Abteilungen zur Küste hinabsenden, damit sie Ankerplätze suchten, Proviant dorthin schafften und Brunnen anlegten, an denen die Schiffe ihren Süßwasservorrat ergänzen konnten. Am 60. Tage endlich wurde die Stadt Pura erreicht, die in einer Entfernung von etwa 700 km von der indischen Grenze entfernt gelegen haben soll.

Die großen Verluste an Menschen und Pferden, die dieser Zug durch die Wüste mit sich brachte, wurden ausgeglichen, als auf dem weiteren Marsch nach Westen Krateros wieder zu seinem königlichen Herrn stieß. Dieser Feldherr hatte inzwischen die Autorität der makedonischen Regierung in den Satrapien des heutigen Afghanistan neu befestigt und dann am Hilmendfluß entlang, über Nikh, durch die Wüste Dascht-i-Lut und über Kirman den Anschluß an das Hauptheer gefunden. Über diesen bemerkenswerten Marsch ist leider nicht viel bekannt. Nur weiß man, daß Krateros sein ursprünglich 40 000 Mann starkes Heer ohne nennenswerte Verluste bis an den Vereinigungspunkt, der auch nicht zweifelfrei festgestellt ist, gebracht hat. Da inzwischen auch Nearchos mit seinen 12 000 Mann an der persischen Küste an der Straße von Ormuz gelandet war, so hatte Alexander die große indische Armee wieder beisammen.

Sein nächstes Ziel war Susa,*) wo Regierungsgeschäfte seine Anwesenheit dringend erheischten. Da der Marsch dorthin durch eigenes Gebiet ging, das einer geordneten Verwaltung sich erfreute und Hilfsmittel in Fülle besaß, so bot er keine Schwierigkeiten. Um jedoch dem Heere den Zug über die Berge von Fars und Arabistan, in denen schon Schnee fiel, zu ersparen, sandte er es über Lar zur Küste hinab, an der entlang es, ebenso wie Nearch mit der Flotte, Susa erreichte. Alexander selbst eilte mit der Reiterei über Fasa und Persepolis ebendahin, wo er nach siebenjähriger Abwesenheit wieder eintraf.

Mindestens 11 000 km war er inzwischen mit seinem Heer durch die Gebirge

*) Am Karun, einem schiffbaren Nebenfluß des Tigris, gelegen.

und Steppen des iranischen Hochlandes, über Paßstraßen, die zu den höchsten der Welt gehören, durch Wüsten und über breite, reißende Ströme gezogen.

Dschingis Chan.*)

Temudschin — so war der eigentliche Name des großen Mongolenkaisers — erblickte 1154 unter einem Nomadenzelt in irgend einem Winkel der Dsungarei das Licht der Welt. Sein Vater war einer der vielen Stammeshäuptlinge jener Gegend, der, unterstützt von seiner überaus kriegerischen Gattin, in zahllosen Kämpfen etwa 40 000 Familien sich unterworfen hatte. Er starb, noch ehe Temudschin großjährig war. So kam es, daß ein Teil seiner Untertanen das unbequeme Joch abschüttelte. Nur etwa 30 000 Familien, d. h. die Einwohnerzahl einer deutschen Mittelstadt, bildeten die „Volkskraft", auf die Temudschin sich bei seinen ersten kriegerischen Unternehmungen stützen konnte. Ein nahezu sechzigjähriger Mann wurde er, ehe es ihm gelungen war, sich ein Heer zu schaffen, mit dem er an große Taten denken konnte. Dann aber folgt, 1211 beginnend, eine dreizehn Jahre währende Ära der Eroberungen, deren glänzende Erfolge selbst Alexanders Ruhm verdunkeln; denn in dieser kurzen Zeit haben Temudschins Heere fast den ganzen asiatischen Erdteil von Ost nach West, von Nord nach Süd durchzogen und das südöstliche Europa überflutet. Die große Mauer der Chinesen wurde überstiegen, Peking erobert und der Schrecken der mongolischen Waffen bis nach Korea getragen. Im Westen erlag die Ritterschaft von Wolhynien, Kiew und Nowgorod in der Schlacht bei Mariupol dem Ansturm der Reiter Temudschins. Seinem Gebot gehorchten die Nomaden der sibirischen Steppe ebenso wie der fromme Hindu im Industal. Im Yalu und im Dnjestr haben seine Reiter ihre Rosse getränkt, aus dem Gelben Meere haben sie die Sonne auf-, im Schwarzen Meer sie untergehen sehen.

Beurteilt nach der Zahl seiner Siege, nach der Zahl der von ihm unterworfenen Fürsten und Völker, beurteilt nach der Größe seiner Heere und der Weite der von ihm kämpfend durchzogenen Länderstrecken, ist Dschingis Chan der gewaltigste Krieger aller Zeiten — freilich keiner von denen, die zu den unsterblichen Vorbildern der Menschheit gehören, denn die Erinnerung an seine tierische Grausamkeit verdunkelt sein Bild. Mehr als fünf Millionen Menschen sollen durch ihn ums Leben gekommen sein.

Von all seinen Kriegen interessiert uns hier nur derjenige, dessen Schauplatz in Mittelasien, im Gebiet der russisch-englischen Interessensphäre liegt. Das ist der Kampf gegen den Sultan Mohammed von Chiwa,**) dessen Reich das heutige Persien,

*) Nach F. v. Erdmann, „Temudschin, der Unerschütterliche". Leipzig 1862. — Douglas, „Life of Jenghiz Chan". London 1877. — Howorth, „History of the Mongols". London 1876 bis 1880.

**) Der Name der damaligen Zeit lautet „Khuaresm".

Afghanistan und Belutschistan, das ganze Stromgebiet des Amu- und des Syr-Darja bis zu den Grenzgebirgen des chinesischen Reiches im Osten umfaßte und sich im Norden bis etwa zur Linie Orenburg—Semipalatinsk erstreckte.

1217 hatte Temudschin seine Rüstungen beendet. Dann brach er von seiner Residenz Karakorum, deren Ruinen noch heute im Chan-gai-Gebirge, und zwar im Tal des oberen Orchon, der zum Baikalsee strömt, zu sehen sind, in westlicher Richtung auf. Ehe er aber die Gebirgsmauer, die sein Reich von dem des Sultans Mohammed trennte, überstieg, schien ihm eine Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen mit der Mongolei geboten. Diese konnte vor allem der Sultan von Kaschgar, der über ansehnliche Streitkräfte verfügte und Temudschin feindlich gesinnt war, gefährden. Daher entsandte der Mongolenkaiser einen seiner Unterfeldherren, um den Sultan zur Ergebung zu zwingen. Welchen Weg dieses Heer genommen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Entweder hat es von der Dsungarei aus das 150 km breite Tian-schan oder Himmelsgebirge mit seinen zwischen 3000 und 4000 m hohen Paß-straßen überschritten, oder es ist durch die westliche Wüste Gobi und dann am Süd-rand des genannten Gebirges entlang, jedenfalls also durch Gebiete marschiert, in denen nach landläufigen Begriffen der heutigen Zeit eine Kriegführung im größeren Maßstabe nicht möglich ist. Und doch kann dieses Heer nicht klein gewesen sein, denn es gelang ihm, die befestigten und volkreichen Städte Kaschgar und Chotan ein-zunehmen und die Grenze des Mongolenreiches nach Süden bis auf die Paßhöhen des Kwen-luen-Gebirges, so weit also, wie heute Britisch-Indien mit Kaschmir nach Norden reicht, hinauszuschieben.

Nachdem diese Nebenaufgabe erfüllt war, brach Temudschin, die Täler der vom Himmelsgebirge zum Balkasch- und Aralsee hinabströmenden Flüsse verfolgend, mit 600 000 Mann in die Provinz Syr-Darja des chiwesischen Reiches ein, während schon früher ein gesonderter Heerhaufe am Irtysch entlang vorgedrungen war, um die dort wohnenden Kirgisenstämme von einer Beteiligung am Kriege gegen die Mongolen abzuhalten. Mohammed hatte inzwischen ein ansehnliches Heer zur Verteidigung seines Thrones zusammengebracht. An 400 000 Kämpfer, die fast ohne Ausnahme beritten waren, sollen Temudschin damals entgegengetreten sein. Nach einem Vor-postengefecht aber, in dem die gesitteten und verweichlichten Chiwesen zum ersten Male die wilde Kampfart der Wüstensöhne Dschingis Chans kennen lernten, machte der Sultan entmutigt Kehrt und marschierte mit dem größten Teil seiner Streitkräfte nach dem nördlichen Afghanistan ab, wo er jeden Vormarsch seines Gegners nach Persien hinein wirksam flankierte, ohne selbst in den schwer zugänglichen Bergen zur offenen Feldschlacht gezwungen werden zu können. Außerdem vertraute er auf die Stärke seiner Festungen. Dieses waren in erster Linie Otrara, an dessen Ruinen die neue russische Bahn Orenburg—Taschkent etwa 100 km nordwestlich Tschimkent vorüberführt, Benagit am Syr-Darja, zwei Tagereisen von dessen Mündung in den

Aralsee entfernt gelegen, Samarkand und Bochara. An diesen Plätzen, deren jeder eine Garnison von 30 000 bis 50 000 Mann besaß, sollte die erste Wucht des mongolischen Angriffes sich brechen, damit für eine spätere Entscheidungsschlacht ein Gleichgewicht der Kräfte hergestellt sei.

Temudschin teilte zunächst sein Heer in vier Abteilungen. Mit der Hauptmacht belagerte er Bochara. Seine Söhne Oktai und Dschagatai sollten Otrara nehmen, während die beiden letzten Heerhaufen sengend und plündernd das Land zu beiden Seiten des Syr-Darja durchzogen. Überall wurde der schlecht organisierte Widerstand der Chiwesen mühelos überwunden. Nur Otrara leistete fünf Monate hindurch Widerstand. Endlich fiel mit den letzten tapferen Verteidigern auch deren Befehlshaber, Inaljuk, in die Hände der Belagerer. Temudschin befahl, ihm glühendes Silber in die Augen zu gießen.

Im folgenden Jahre (1220) sammelten sich die verschiedenen Mongolenheere um Samarkand, auf dessen starke Mauern und breite Gräben Mohammed seine letzten Hoffnungen setzte. Wie die Chronisten jener Zeit erzählen, soll die Stadt eine Besatzung von 110 000 Mann gehabt haben, und das ist wohl möglich; denn ihre heute in gänzlich verfallenem Zustande noch vorhandene alte Umwallung hat eine Länge von zwei deutschen Meilen.*) Temudschin aber soll seine Reiterei an den Festungsgraben geführt und ihre in denselben geworfenen Peitschen sollen ihn bis zum Rande angefüllt haben. Samarkand fiel bald. Nur die Zitadelle vermochte sich längere Zeit zu halten. Auch sie aber wurde schließlich genommen und zerstört.

Diese Erfolge des Gegners veranlaßten Mohammed, auch in Afghanistan nicht standzuhalten, sondern weiter nach Westen zu fliehen. In den unzugänglichen Bergen von Irak, Luristan und Kurdistan wollte er nunmehr Widerstand leisten. Schließlich aber raffte er sich zu keiner entscheidenden Tat auf, sondern begnügte sich, wie der Geschichtschreiber dieses Krieges, der Mongole Dschuweini, erzählt, damit, „die Reichsbraut trauernd in die Ecke zu stellen“. Ein solches Verhalten erleichterte naturgemäß Temudschins Pläne erheblich. Er konnte mit überwältigender Kraft eine Provinz des Sultanates nach der anderen überwinden, bis schließlich die ehemals so glänzende Macht Mohammeds völlig zertrümmert war und der Sultan selber, auch von den letzten Getreuen verlassen, auf einer kleinen Insel im Kaspischen Meere Zuflucht suchen mußte.

Nachdem Samarkand genommen war, teilte Temudschin aufs neue sein Heer. Ein Teil von ihm rückte den Amu-Darja abwärts vor, um Chiwa zu erobern, das von den Söhnen Mohammeds verteidigt wurde. Nach siebenmonatlicher Belagerung, auf die zahlreiche Hünengräber rings um die Stadt noch heute hinweisen, wurde diese eingenommen. Die Garnison sowohl wie die Einwohner erlagen der

*) Die Stadt muß demnach etwa die Größe von Breslau gehabt haben.

Streichen der entmenschten Mongolenkrieger. Das gleiche Schicksal fand um dieselbe Zeit Talachan in den Vorbergen des Hindukusch, das Temudschin selbst belagerte. Wieder andere Korps belagerten Merw, Balch, Herat und Nischapur. Über ein Gebiet von fast 1000 km Länge — von Chiwa bis Talachan — und 500 km Breite — vom Amu-Darja bis Nischapur — hat um die Jahreswende 1220/21 das Mongolenheer sich ergossen. Wir können uns danach ein ungefähres Bild von der Masse von Menschen und Tieren machen, die zur Zeit der Belagerung von Samarkand auf engem Raume vereinigt gewesen ist.

In das Jahr 1221 fällt die weitere Offensive, die Temudschins Sohn und Unterfeldherr Tuli in der Verfolgung des fliehenden Sultans Mohammed durchführte. Zum Teil auf derselben Straße, die Alexander in der Verfolgung des Dareios von West nach Ost gezogen war, marschierte Tuli von Osten nach Westen vor. Unter Greueln, die wohl ohnegleichen in der Weltgeschichte sind, gelangten die Mongolen zunächst nach Teheran, Kaswin und Hamadan. Da aber Dschellaleddin, Mohammeds tapferer Sohn, in der Berglandschaft Aserbeidschan im nordwestlichen Persien ein Heer sammelte, so entsandte Dschingis Chan auch in dieser Richtung Streitkräfte. Diese begnügten sich jedoch nicht, bis in den äußersten Winkel des chiwesischen Reiches vorzudringen, sie überschritten vielmehr den Kaukasus, nahmen nach heftiger Berennung Derbent, überfluteten die Krim und das ganze südliche Rußland bis zum Dnjestr. Dann folgte jene schon erwähnte blutige Schlacht vom 16. Juni 1223, in der die Mongolen zwar Sieger blieben, die ihnen aber doch zeigte, daß eine weitere Offensive keine Aussicht auf Erfolg mehr bieten könne. Sie marschierten über die Wolga und um das Nordufer des Kaspisees herum nach Mittelasien zurück.

Als Temudschin dann in Erfahrung brachte, daß Dschellaleddin sich in den Gebieten südlich des Hindukusch von neuem festgesetzt und sich in Ghazni hatte zum Sultan ausrufen lassen, sandte er ein Heer gegen ihn. Dieses hat wahrscheinlich seinen Weg von Turkestan über den Chawakpaß und Basarak genommen, denn es wurde von Dschellaleddin bei Parwan erwartet und vernichtend geschlagen. Dieses Mißgeschick veranlaßte den Mongolenkaiser zu neuen, größeren Anstrengungen. Er selbst setzte sich an der Spitze eines starken Heeres von Samarkand über die Bamianpässe in Bewegung. Die Einzelheiten dieses Kriegszuges sind wenig bekannt. Jedenfalls aber haben die Hindernisse, welche die Natur errichtet zu haben scheint, um ihr Schoßkind Indien vor dem ehernen Schritt eines fremden Eroberers zu bewahren, ihn nicht aufgehalten. Nachdem die Mongolen auch den Hadjigakpaß*) überschritten, wurde Dschellaleddin zuerst aus Afghanistan vertrieben und dann gegen den Indus

*) Dieser Paß trägt auch den Namen Kalupaß. Er ist 3500 m hoch, liegt südöstlich von Bamian und wurde 1840 von einer englischen Expedition, die Artillerie bei sich führte, überschritten.

gedrängt. Hier kam es zu einer letzten, für den jungen Sultan unglücklichen Entscheidungsschlacht, in der er nur durch einen Sprung in den Fluß sein Leben rettete.

Dschingis Chan drang dann tiefer in Indien ein und verwüstete Lahore und Multan, worauf er über Peschawar und Bamian nach Samarkand zurückkehrte.

Mit diesem letzten großen Feldzug endete seine kriegerische Laufbahn, denn der Plan eines neuen Zuges gegen Indien scheiterte an dem Unwillen des Heeres. Temudschin starb in China am 18. August 1227. Wahrscheinlich ist er von einem seiner Haremsweiber vergiftet worden. Den bluttriefenden Thron des Mongolenreiches, das von Korea bis zur Krim und von den Steppen der Samojeden und Jakuten bis zum Persischen Meerbusen reichte, bestieg sein Sohn Oktai. Aber schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts löste dieses ungeheure Staatsgebilde sich in eine Reihe großer und kleiner Reiche auf.

Timur Lenk.*)

Timur, mit dem Beinamen Lenk, d. h. der Lahme, wurde am 8. April 1336 als der Neffe eines kleinen Stammesfürsten in dem südöstlich Samarkand gelegenen Städtchen Kesch geboren. Während der unaufhörlichen Fehden, die damals die Mongolenstaaten Mittelasiens erschütterten, führte Timur mit wechselndem Erfolge das Leben eines Bandenchefs, bis es ihm 1369 gelang, in Westturkestan die unumschränkte Gewalt an sich zu reißen.

Von dort aus unternahm er bis zu seinem 1405 erfolgten Tode nicht weniger als 35 Feldzüge, die alle dem Gedanken der Wiederherstellung der Macht Temudschins gewidmet waren. Ans Ziel ist dieser zweite mongolische Welteroberer nicht gelangt. Nur die westliche Hälfte des alten Riesenreiches gewann Timur, den zahllosen kleineren Raubstaaten und ihren Dynastien ein jähes Ende bereitend, zurück, indem er gleichzeitig dessen Grenzen bis Polen und Litauen im Norden, bis Ägypten im Süden erweiterte. Die östliche Hälfte aber, China, mit Ausnahme Tibets, und die eigentliche Mongolei haben niemals unter seinem Szepter gestanden.

Von seinen 35 Feldzügen seien wiederum nur jene kurz erwähnt, deren Geschichte für die Beantwortung der hier im besonderen interessierenden Frage von Wert ist, die Feldzüge in Indien und im iranischen Hochlande.

Im Jahre 1381 überschritt Timur mit einem starken Heere den Amu-Darja in der Gegend von Kelif, bemächtigte sich der Stadt Balch und drang mordend und plündernd über den Murgab nach Westen vor. Von Serachs zog er, wahrscheinlich am Heri-rud entlang, nach Herat, das sich ihm ohne Kampf ergab. Auch die Landschaft Chorassan mit den Städten Nischapur und Sebsewar wurde erobert.

*) Nach Histoire de Timur Bec, empereur des Mogols et Tartares. Aus dem Persischen übersetzt von de la Croix. Paris 1732. 4 Bde. Helmolt, Weltgeschichte, 2. Bd.

Im folgenden Jahre belagerte Timur die Festung Kelat, die im nordiranischen Randgebirge nahe jener Stelle liegt, wo die mittelasiatische Bahn ihren südlichsten Punkt erreicht. Nachdem sie in hartnäckigen Kämpfen bezwungen und ihre Einwohnerschaft bis auf den letzten Mann ermordet worden war, marschierte das Heer wiederum nach Herat, wo eine Empörung blutig niedergeschlagen wurde.

Um bei dem großen Eroberungszuge gegen Westen, den Timur plante, in seinem Rücken gesichert zu sein, drang er dieses Mal jedoch über Herat weit hinaus nach Süden vor. Unter heftigen Kämpfen wurde die Landschaft Seistan unterjocht und die letzte Kraft ihrer Bewohner in einer Schlacht an den Ufern des Sees Gud-i-Sirreh gebrochen, der in dem Winkel liegt, wo die heutigen Grenzen von Persien, Afghanistan und Belutschistan sich berühren.

Dann marschierten die Mongolen am Hilmend, den einst Krateros mit seinen Makedonen abwärts gezogen war, aufwärts nach Kandahar und von dort über den Kodjakpaß und Quetta nach Kelat in Belutschistan, überall unter blutigen Greueln die Herrschaft Timurs aufrichtend.

Welche Stärke dessen Truppen bei diesen Zügen durch afghanisches Gebiet gehabt haben, ist aus den Quellen leider nicht ersichtlich. Nur dürftige Angaben, wie jene, daß nach der Schlacht am Gud-i-Sirreh aus 5000 Feindesleichen nach mongolischer Sitte eine Siegespyramide gebaut wurde sowie die Ausdehnung und Bedeutung der eroberten Landstriche lassen darauf schließen, daß sie nicht unbedeutend gewesen sein kann.

Im nächsten Jahre (1384) hatte Timur bei Balch 100 000 Reiter versammelt, mit denen er das westliche Persien zu unterwerfen gedachte. Zu Beginn des Winters stand er bereits bei Asterabad nahe der Südostecke des Kaspischen Meeres. Bei grimmiger Kälte überschritt das Heer das Elbrusgebirge in der allgemeinen Richtung auf Teheran, worauf in heftigen Kämpfen die räuberischen Bergvölker Luristans zur Botmäßigkeit gezwungen wurden. Namentlich verursachte die Fortnahme von Choremabad und Burudjird*) den Mongolen empfindliche Verluste. — Aber trotzdem wurde in unaufhörlichen, blitzschnellen Hin- und Hermärschen nicht nur das ganze nordwestliche Persien, sondern auch Kurdistan unterworfen. Im Winter 1386/87 verblieb das Heer bei Nachitschewan, um darauf über den Kaukasus einen kurzen Vorstoß in das südliche Rußland zu unternehmen. 1388 kamen die noch selbständigen Staaten der Mozafferiden im südwestlichen Persien an die Reihe. Ein gewaltiges Mongolenheer wälzte sich in diesem Jahre vom Urmiasee durch die Berge Kurdistans über Hamadan gegen Isfahan heran. Diese damals blühende und sehr volkreiche Stadt, deren heute in Ruinen liegende Mauern einen Umfang von 37 km besitzen, bot dem gefürchteten Mongolenkaiser ihre Unterwerfung an. Dann aber wurden die Abgesandten Timurs in der Stadt erschlagen und diese nunmehr dem Verderben

*) In Luristan.

anheimgegeben. Mehr als 70 000 Menschen sind damals nach den geringsten Schätzungen niedergemetzelt worden. Von Isfahan marschierte Timur nach Schiras, der alten Kalifenstadt in Fars, dessen Fürst vertrieben und das selber dem Mongolenreiche einverleibt wurde.

Von 1388 bis 1391 hielten Unruhen in Transoxanien Timur von Persien fern. Seine Abwesenheit benutzten die verjagten Landesfürsten zur Rückkehr in ihren alten Besitz. Die schwachen mongolischen Garnisonen wurden überwältigt und in Fars, Kurdistan und Luristan die alte Herrschaft der Mozafferiden wiederhergestellt.

Darauf folgte 1392 ein blutiger Rachefeldzug Timurs, in dem die Schlacht von Schiras gegen den Fürsten Mansur besondere Erwähnung verdient. Timur errang hier mit 30 000 Reitern einen glänzenden Sieg, der den Raubstaaten im westlichen Persien ein für alle Male ein Ende machte.

Im folgenden Jahre wurde Bagdad genommen, das nördliche Syrien verwüstet, Armenien und Kurdistan sowie der Kaukasus aufs neue heimgesucht. Es mag hier als interessante Einzelheit erwähnt werden, daß die Bewohner Bagdads von dem Anmarsch des Mongolenheeres durch Brieftaubenstationen rechtzeitig unterrichtet wurden, und zwar fand die Anbringung der zu befördernden Nachricht an den Tieren in genau derselben Weise statt, wie das noch heute geschieht.*)

Im Jahre 1398 folgte dann Timurs berühmter Zug über den Hindukusch gegen Indien. Er benutzte, wie Alexander, den Chawakpaß, noch ehe er schneefrei war. Unter beständigen Kämpfen mit den kriegerischen Bergvölkern, und nachdem sein Heer unter furchtbarer Kälte empfindlich gelitten, auch viele Pferde verloren hatte, erreichte er endlich das Tal des Kabulflusses, von wo er den Marsch über den Peiwarpaß nach Bannu fortsetzte.

Am 11. Oktober 1398 wurde der Indus, über den in zwei Tagen eine Brücke geschlagen worden war, überschritten. Nunmehr ergossen sich die Mongolenschwärme nach allen Richtungen über das unglückliche Land, Raub, Mord und Brand überall verbreitend, wo sie hinkamen. Fast nirgends fanden sie Widerstand, nur die stark befestigte Stadt Multan, um die schon Alexander und Temudschin gekämpft, widerstand sechs Monate, um schließlich doch erobert und geplündert zu werden. Schon im November 1398 stand Timur selbst mit der Masse seines Heeres am Bias östlich von Lahore. Dann rückte er über Panipat**) gegen Delhi vor. Wie stark sein Heer auf diesem Marsche gewesen ist, läßt sich annähernd daraus ersehen, daß es an 100 000 indische Gefangene mit sich schleppte. Diese wurden am 30. Dezember 1398 auf Timurs Befehl sämtlich ermordet, da sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, sie alle zu bewachen und zu ernähren, und da man für die bevorstehenden Kämpfe sich dieser Bürde entledigen wollte. Inzwischen hatte der Sultan von Delhi ein Heer

*) Hist. de Timur Bec; 2. Bd., S. 224.

**) Nördlich Delhi.

von 10 000 Reitern, 50 000 Fußgängern und zahlreichen Kriegselefanten auf die Beine gebracht. Am 3. Juni 1399 kam es unweit Delhi zur Schlacht, in der Timur siegreich blieb. Delhi selbst wurde erobert und zerstört, die Bewohnerschaft niedergehauen. Das gleiche Schicksal erlitten Meerut und einige andere Städte.

Dann zogen die Mongolen, mit unermeßlichen Schätzen beladen, über den Peiwar- und Chawakpaß nach Turkestan zurück. Noch im gleichen Jahre brach Timur mit seinen Scharen in Kleinasien ein, wo er in erbitterten Kämpfen die Türken bezwang. Erst als er am 18. Februar 1405 auf einem Zuge gegen China in Otrara starb, wurde die zitternde asiatische Menschheit von dieser Gottesgeißel befreit.

Das ungeheure Reich des Eroberers, der nicht weniger als 36 Söhne und 17 Töchter hinterließ, fiel in den sofort ausbrechenden Erbstreitigkeiten bald auseinander, und allenthalben erhob sich das in den Staub getretene Landesfürstentum aufs neue.

Timurs Heer war im Beginn seiner Laufbahn nichts anderes als eine Schar rauflustiger Banditen. Gefürchtet und gehaßt ob seiner Willkür und Grausamkeit, konnte er sich nur so lange am Ruder erhalten, wie er es verstand, durch immer neue Beutezüge seine Banden an sich zu fesseln. So kam es, daß er in unaufhörlichen Kriegen von einem Lande zum anderen zog. Die Schätze aber, die, aus den Trümmern zerstörter Städte hervorgesucht, sich nach Milliarden beliefen, lockten immer neue Scharen in seinen Dienst. Schließlich zog er an der Spitze von Hunderttausenden daher, und als er den Sultan Bajesid mit Krieg überzog, marschierte mehr als eine halbe Million Krieger nach seinem Befehl.

Sultan Baber.

Noch ein dritter Mongolenfeldherr, Sultan Zehir-ed-din, genannt Baber (der Löwe), verdient Erwähnung. Zwar ist sein Name nicht allgemein bekannt; aber seine Feldzüge in Mittelasien und Indien verdienen schon deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit, weil ihre Geschichte genau erhalten ist. Sultan Baber hat selbst eine umfangreiche, noch heute sehr lesenswerte Darstellung seiner unaufhörlichen Kriege geschrieben. Ihr Studium ist für die hier aufgeworfene Frage besonders ergiebig.*)

Nach dem Auseinanderfall des großen Mongolenreiches hatte sich im herrlichen Bergland Ferghana eine Timuridendynastie erhalten, bis der im Jahre 1483 geborene Herrscher, Baber, damals fast noch ein Knabe, von dem Stamm der Uzbeken aus seinem väterlichen Erbe vertrieben wurde. Von nur wenigen Anhängern begleitet, warf er sich in die unzugänglichsten Berge Afghanistans. 1505 gelang es ihm, sich mit 2000 Kriegern in den Besitz von Kabul zu setzen, das von dann ab seine Hauptstadt blieb. Mit einer Energie und Geschicklichkeit, die ihn zu einem der bedeutendsten

*) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber, aus dem Mongolischen ins Englische übersetzt von Leyden und Erskine. London 1826.

asiatischen Feldherren aller Zeiten machen, und gestützt auf die ihm von seinem Ahnherrn Timur überkommenen Rechte, wußte er in zahlreichen Unternehmungen seine Anerkennung als rechtmäßiger Herrscher Afghanistans durchzusetzen.

Besonders hervorzuheben ist sein im Jahre 1506 unternommener Zug von Kabul über Bamian und die verschiedenen Gebirgszüge des Hindukusch zum Murgab und von da über das Paropamisgebirge nach Herat, sowie sein Rückmarsch von dort auf kürzestem Weg quer durch das Gebirge nach seiner Residenz. Dieser Marsch wurde im Januar 1507 bei strenger Kälte und hohem Schnee ausgeführt.

Auch über den Chawakpaß ist Sultan Baber gezogen, und zwar mit einer größeren Armee. Das geschah im Jahre 1511, als er sich stark genug fühlte, die Uzbeken wieder aus Westturkestan zu vertreiben. Nachdem ihm anfangs das Glück hold gewesen, er Bochara und Samarkand genommen hatte, erlitt er am 22. Oktober 1514 bei Gisch-Duwan, nördlich Bochara, eine entscheidende Niederlage.

Von diesem Zeitpunkt ab gab er die Hoffnung auf, das Reich seiner Väter wiederzugewinnen. Dafür richtete er seine Blicke auf Indien, das bisher allen fremden Eroberern eine leichte Beute geworden war.

Schon 1505 hatte er einen ersten Versuch gemacht, seine Herrschaft auf das Industal auszudehnen. Er drang unter heftigen Kämpfen mit den Bewohnern der Grenzgebirge von Kabul über den Kaiberpaß und Peschawar gegen Kohat und Bannu vor, marschierte am Indus entlang bis Dera-Ghazi-Khan, bog dann nach Westen um und zog quer durch die unwirtlichen Gebirge des nordöstlichen Belutschistan nach dem 2100 m hoch gelegenen See von Ab-i-Istadah und von dort auf Alexanders Spuren über Ghazni nach Kabul zurück. 1507 wurde Kafiristan, 1520 das Pendschabgebiet unterworfen. Dann zwangen jedoch Unruhen den Sultan zur Rückkehr nach Kabul. Von hier aus führte er noch im selben Jahre sein Heer nach Kandahar, das er fast drei Jahre belagerte, ehe es in seine Gewalt fiel.

Erst dann konnte er die Offensive gegen Indien wieder aufnehmen.

Im Jahre 1524 gelang es ihm, den Chan Ibrahim von Delhi, den Herrscher des mächtigsten der fünf mohammedanischen Reiche, die damals das indische Tiefland einnahmen, bei Lahore zu schlagen und bis über den Sutlej vorzudringen. Aber erst 1526 fiel die Entscheidung. Ibrahim hatte ein Heer von 100000 Mann mit 1000 Kriegselefanten zusammengebracht. Aber trotz dieser großen Macht verlor er infolge der Überlegenheit Babers an Artillerie die Schlacht von Panipat.*) Delhi und Agra fielen in die Hände des Siegers und mit ihnen unermeßliche Schätze, darunter der berühmte Diamant „Koh-i-nor", der, heute im Tower zu London ausgestellt, die vornehmste Zierde der englischen Königskrone bildet.

In den folgenden Jahren unterwarf Baber das gesamte nördliche Vorderindien bis Bengalen seinem Szepter und erhob Delhi zu seiner Residenz.

*) 90 km nördlich Delhi.

Sultan Baber war nicht wie Timur oder Dschingis Chan ein blutdürstiger Gewaltmensch ohne höhere Ziele und Ideen. Er vereinigte vielmehr mit hohem militärischem Geschick viel staatsmännisches Können und auch Verständnis für die kulturellen Aufgaben seiner Zeit. In seinen Heeren, denen er nie zu plündern erlaubte, hielt er auf strenge Mannszucht,*) und unter seinen Beamten duldete er weder Erpresser noch Unfähige. Während seiner Herrschaft gelangte Indien zu hoher Blüte, und gesunde Verhältnisse griffen überall Platz. Daher hatte seine Schöpfung — das Reich des Großmoguls — auch dauernden Bestand. Es wurde unter seinen Nachfolgern, namentlich Akbar dem Großen, noch erheblich erweitert und erlag erst 1857 den Angriffen der Engländer.

Nadir Schah.**)

Wenn Europa der Schauplatz der Taten Nadir Schahs gewesen wäre, so würde sein Name als der eines hochbedeutenden Feldherrn in aller Munde sein. Er wurde 1688 in Kelat in Chorassan geboren. Sein Vater war Befehlshaber dieses Ortes, den er vom Schah zu Lehen hatte. Da er früh starb, so wurde sein noch unmündiger Sohn von einem habgierigen Verwandten von Haus und Hof verjagt. Nadir trat nunmehr in die Dienste des Beys von Chorassan, der ihm ein Kommando über einige hundert Reiter anvertraute. An der Spitze dieser Leute zeichnete er sich durch kühne Züge gegen die Turkmenen aus, die wiederholt die persische Grenze plündernd überschritten hatten. Aber mit seinen Erfolgen wuchs auch sein Selbstbewußtsein, und eines Tages benahm er sich derart ungebührlich gegen den Fürsten, daß ihm dieser die Bastonade***) erteilen ließ. Voll Ingrimm über die erhaltene Züchtigung floh Nadir in die Wüste, wo er eine Schar von 2000 Banditen, meist alte Untergebene, um sich versammelte. Mit ihnen lebte er einige Zeit vom Straßenraub, und sein Name war bald von Bochara bis Indien als der eines verwegenen Bandenführers gefürchtet. Eines Tages überfiel er Kelat, erschlug mit eigener Hand seinen Oheim und setzte sich in den Besitz seines väterlichen Erbes.

Es sah zu jener Zeit traurig in Persien aus. Im Westen hatten türkische Heere das Land überschwemmt und bedeutende Gebietsteile an sich gerissen. Vom Kaukasus her waren die Russen nach Süden vorgedrungen und hatten die persische Provinz Gilan am Südwestufer des Kaspischen Meeres erobert, während von Osten her der afghanische Bey von Kandahar über Kirman bis nach Schiras hin vordrang und überall den persischen Widerstand niederschlug. Schah Thamas war in größter Bedrängnis. Selber kein Kriegsheld, hatte er nicht die Gabe, seine letzten treuen Anhänger zu energischem Widerstande zu sammeln. Da kam ihm der glückliche Gedanke,

*) So wurde Schlafen auf Posten mit Abschneiden der Nase bestraft.

**) Nach The history of Nadir Schah von Fraser. London 1742.

***) Schläge auf die Fußsohlen.

sich der Dienste des Räuberhauptmanns Nadir zu versichern. Er berief ihn an seinen Hof, wo jener mit einigen tausend gut bewaffneten Reitern eintraf.

Von nun ab nahmen die Geschicke Persiens eine andere Wendung. Als Nadir 15 000 bis 20 000 Mann beisammen hatte, ging er 1728 den Türken entgegen. Er schlug sie in mehreren Gefechten und erreichte durch geschickte Verhandlungen den Abschluß eines Waffenstillstandes, in dem sie auf einen Teil ihrer Eroberungen verzichteten.

Dann machte Nadir Kehrt und marschierte über Teheran nach Meschhed, dessen Statthalter, im Bunde mit den Afghanen, sich gegen den Schah empört hatte. Bei diesem Zuge ist Nadirs Heer bereits 30 000 bis 50 000 Mann stark; denn der Glanz seiner Taten sammelte die Perser von weit und breit um die so lange vom Unglück verfolgten Fahnen.

Auch dieser Zug gelang. Meschhed wurde genommen, und die Afghanen, 30 000 Mann stark, erlitten bei Herat eine blutige Niederlage. Diese Stadt selbst konnte jedoch erst nach mehrmonatlicher Belagerung genommen werden.

Inzwischen aber drohte eine neue Gefahr. Der Bey von Kandahar war mit einem starken Heere im Anmarsch von Schiras über Teheran und Semnan. Wiederum machte Nadir Kehrt und ging dem Gegner von Herat über Meschhed entgegen. Bei Damgan kam es zur Schlacht, in der die Perser siegreich waren.

Nadir rückte nun den Fliehenden über Kaschan auf Isfahan nach. Bei Murtschehar trat ihm ein neues afghanisches Heer entgegen. Es zählte 30 000 Mann, während Nadir selbst deren 40 000 bei sich hatte. Auch hier blieb er siegreich. Schiras wurde zurückerobert und in rastloser Verfolgung ganz Südpersien vom Feinde befreit.

Jetzt gingen die Türken von neuem vor. Nadir jedoch schlug sie bei Hamadan und Kirmanschah und eroberte Täbris zurück.

Dann nötigte ihn ein neuer afghanischer Überfall zum Marsche nach Herat. Auch dieses Mal widerstand die befestigte Stadt mehrere Monate.

Kaum hatte er jedoch der Westgrenze den Rücken gedreht, als auch die Türken von neuem in persisches Gebiet einbrachen und solche Fortschritte machten, daß der schwache Schah einen übereilten, schimpflichen Frieden schloß.

Als Nadir davon hörte, führte er sein 60 000 Mann starkes Heer nach der Hauptstadt Isfahan und nötigte den Schah zur Abdankung. Im Namen des unmündigen Nachfolgers übernahm er dann selbst die Regierung.

Mit großem Eifer begann er sofort die Rüstungen gegen die Türken. Nachdem er eine Armee von 120 000 Mann versammelt hatte, ging er zur Offensive über. Sein Ziel war die Eroberung von Bagdad. Aber ein überlegenes türkisches Entsatzheer — es soll 200 000 Mann stark gewesen sein — nötigte ihn zur Aufhebung

der Belagerung. In einer Schlacht, die er dem Gegner unweit der Stadt anbot, erlitt er eine vernichtende Niederlage.

Aber durch dieses Mißgeschick wurde seine Energie nur noch gesteigert. Er raffte von den Trümmern seines Heeres zusammen, was noch kampffähig war und zog sich in die Berge von Luristan zurück. Als sich dann die Türken wegen Verpflegungsschwierigkeiten in einzelne Korps auflösten, schlug er eins derselben nach dem anderen und konnte schließlich die Belagerung von Bagdad wieder aufnehmen. Aber auch dieses Mal fiel die Stadt nicht in seine Hände; denn eine Verschwörung zugunsten des abgesetzten Schahs zwang ihn zu schleunigem Rückmarsch nach Schiras.

Dann ging er aufs neue gegen die Türken vor, dieses Mal jedoch in der Richtung auf den Kaukasus. Im Jahre 1735 brachte er dem alten Gegner bei Eriwan eine empfindliche Niederlage bei. Auch Tiflis wurde erstürmt.

Nachdem nunmehr Persien von Türken und Afghanen befreit war, sollten die Russen an die Reihe kommen. Diese hatten indeß schon 1732 die eroberte Provinz Gilan freiwillig geräumt. Jetzt gaben sie auch die übrigen noch besetzten persischen Gebiete an Nadir heraus. Die Verhandlungen schlossen sogar mit einem Freundschaftsvertrag, in dem sich Nadir um die Hand der Tochter Peters des Großen, Elisabeth, bewarb.*)

Diese Reihe glänzender Erfolge hatten Nadir zum Befreier des Vaterlandes gemacht. Persien, vor kurzer Zeit noch ohnmächtig am Boden liegend, war durch ihn in einer Frist von acht Jahren zu einem starken, allgemein gefürchteten Militärstaat geworden. Sein Ansehen wuchs ins unermeßliche.

Da wollte es das Schicksal, daß der junge Schah starb — ob mit, ob ohne Nadirs Beihilfe, scheint nicht festgestellt zu sein. Jedenfalls machte der Oberfeldherr der Komödie seiner Statthalterschaft ein Ende und setzte sich selbst auf den Thron.

Seine erste Herrschertat auf militärischem Gebiete sollte die Züchtigung der Afghanen von Kandahar sein. Im Dezember 1736 brach er mit 80 000 Mann von Isfahan auf, während ein zweites Heer in einer Stärke von 40 000 Mann folgte. Beide marschierten über Kirman, dann wahrscheinlich über Nikh**) auf Kandahar.

Der Afghanenbey Hussein wehrte sich mit dem Mute der Verzweiflung. Achtzehn Monate widerstand er hinter den Mauern seiner Hauptstadt der überlegenen Macht der Perser.

Schon während der Belagerung von Kandahar kamen Abgesandte indischer Fürsten zu Nadir, um ihn zum Einmarsch in das von inneren Unruhen erfüllte Reich des Großmoguls zu bewegen. Anfangs scheint Nadir keine Lust zu diesem Unternehmen gehabt zu haben; denn der Großmogul galt ihm als der mächtigste Herrscher der

*) Vgl. Rußland in Asien von Generalmajor Krahmer. Band VI, S. 13.

**) Es käme auch der Weg von Kirman über Birdjan auf Kandahar in Betracht.

Welt. Aber nachdem er sich des Beistandes einiger indischer Großen versichert hatte und die Kraft der Afghanen gebrochen war, entschloß er sich zum Angriff.

Zunächst mußte das Chanat von Kabul genommen werden, das seit Sultan Babers Zeiten zum Reich des Großmoguls gehörte.

Mit 125 000 Mann brach er von Kandahar über Ghazni auf. Während er dann selbst Kabul belagerte, scheint ein anderer Teil des Heeres über den Paß von Hadjigak marschiert zu sein, denn Nadirs Truppen nahmen auch Gorbend und Basarak.

Nach sechswöchentlicher Berennung fiel Kabul, und nun konnte der Marsch durch den Kaiberpaß nach Indien fortgesetzt werden. Nicht ohne heftige Kämpfe mit den Bergbewohnern ging er vor sich. Aber schließlich wurde Peschawar erreicht und von dort der Vormarsch auf Lahore angetreten.

Inzwischen hatte der Großmogul mit einer Armee von 200 000 Mann ein befestigtes Lager bei Karnal, 120 km nördlich Delhi, bezogen, von dessen Wällen 700 Geschütze und Donnerbüchsen den Persern entgegenstarrten.

Nadir Schah wagte keinen Angriff, sondern legte in einiger Entfernung vom Gegner seinerseits ein befestigtes Lager an. Vom 11. Februar bis 1. März 1738 lagen sich so die Heere gegenüber. Nur am 14. Februar fand eine größere Schlacht statt; sonst begnügte man sich damit, sich gegenseitig die Zufuhr abzuschneiden. Durch fortwährende Scharmützel aber scheint das Heer der Inder um seinen inneren Halt gebracht worden zu sein, so daß es allmählich auseinanderlief. Nun war der Weg nach Delhi frei.

Das Heer, das Nadir bei diesem Vormarsch mit sich führte, wird uns von einem Zeitgenossen, wie folgt, beschrieben:

„Nadir Schah ging mit 40 000 berittenen Kriegern vor, die mit Lanzen, Bogen oder Flinten bewaffnet waren. Jeder dieser Krieger hatte 2 bis 3 Knappen oder Kameltreiber. Diese waren sämtlich junge, kräftige Leute, gut bewaffnet und beritten, sei es auf Kamelen, Maultieren oder Pferden. Niemand von der ganzen Armee ging zu Fuß. Selbst die Troßknechte waren beritten und bewaffnet, so daß sich die Gesamtsumme der Berittenen auf 160 000 belief. . . . . . . Da waren außerdem 6000 bis 7000 Weiber, die beim Marsch von den Kriegern nicht zu unterscheiden waren. Sie trugen lange, mit einem Gürtel festgehaltene, Gewänder über ihren Kleidern. Die Gesichter waren verschleiert und um den Kopf ein Turban gewunden. Sie trugen Stiefel und Waffen wie die Männer.“ *)

Als Nadir in Delhi einrückte, hielten seine Truppen zuerst strenge Mannszucht. Plötzlich verbreitete sich unter den Einwohnern das Gerücht, der Schah sei tot. Als es aus diesem Anlaß zu Tumulten kam, in denen einige hundert persische Soldaten

*) The history of Nadir Schah. S. 155.

von den Hindus erschlagen wurden, sogar auf Nadir selbst ein Schuß fiel, befahl dieser die Niedermetzlung der Einwohner. Einen ganzen Tag lang wüteten Mord und Brand in der unglücklichen Stadt. Die Schätzungen der Erschlagenen schwanken von 30 000 bis 200 000.

Unermeßliche Beute fiel den Persern zu. Was Nadir Schah an Geld, Gold und Edelsteinen damals aus Indien fortgeschleppt hat, ist auf einen Wert von etwa 3 Milliarden Mark geschätzt worden.*)

Am 20. Juni 1747 wurde Nadir Schah, der größte Mann der neueren persischen Geschichte, auf Anstiften eines Neffen ermordet.

Wir stehen also der geschichtlichen Tatsache gegenüber, daß in verschiedenen Zeitaltern große Armeen, allen Hindernissen der Natur zum Trotz, die iranische Hochebene in den verschiedensten Richtungen durchzogen haben. Nicht weniger als 21 mal ist Vorderindien von Afghanistan her erfolgreich mit Krieg überzogen worden,**) und was früher möglich gewesen ist, das müßte auch heute noch möglich sein. Sonst bliebe nur die Annahme übrig, daß entweder die menschliche Leistungsfähigkeit nachgelassen, oder aber, daß der geographische Charakter der in Betracht kommenden Gebiete sich verändert habe.

Was ersteren Punkt anbetrifft, so haben wohl zweifellos die Krieger Alexanders des Großen der Natur näher gestanden als der heutige, einem europäischen Kulturvolk angehörende Soldat; sie haben sich dementsprechend auch leichter, als jener es vermöchte, mit außergewöhnlichen Umständen des Feldlebens abgefunden. Ob es heute noch vorkommen würde, daß man das rohe Fleisch frisch geschlachteter Zugtiere in der Not genießt, wie es beim ersten Übergang Alexanders über den Hindukusch geschah, möchte zweifelhaft sein. Der Kulturmensch unserer Tage würde wohl eher verhungern, als den Widerwillen gegen solche Kost überwinden. Auch was wir von Temudschins Mongolen hören, läßt Zweifel daran aufkommen, ob das heute lebende Geschlecht noch über die gleichen ursprünglichen Eigenschaften verfügt. Ein vom Sultan Mohammed von Chiwa nach der Mongolei entsandter Spion berichtete seinem Herrn:***) „Das Heer des Temudschin ist unzählig, gleich Ameisen und Heuschrecken. Die Krieger desselben zeichnen sich durch ihren Löwenmut, ihre Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Ausdauer in den Beschwerden und Mühseligkeiten des Krieges aus, kennen keine Ruhe noch Rast, wissen nichts von Flucht und Rückzug, führen, sobald sie ausziehen, Rinder, Hammel, Kamele und Pferde mit sich und sind mit süßer

*) Helmolt, Weltgeschichte, 2. Band, S. 434.

**) Lord Roberts in einer Rede vom 1. August 1905. Siehe Deutsche Rundschau vom 15. November: „Die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Afghanistans", von Fregattenkapitän Walther, S. 283.

***) Erdmann, Temudschin, der Unerschütterliche, S. 364.

und gesäuerter Milch zufrieden. Ihre Pferde kratzen mit ihren Hufen die Erde auf und graben so Wurzeln und Kräuter zum Fraße aus, deshalb brauchen sie weder Stroh noch Gerste,*) . . . . (die Krieger) essen das Fleisch aller Tiere . . . . Sie öffnen ihren Pferden eine Ader, fangen das aus derselben fließende Blut auf und trinken es . . . . Kommen sie an einen großen Fluß, so nähen sie aus Unkunde der Schiffe Tierfelle zusammen, legen alle ihre Hausgeräte, Kleider und sonstige Sachen in dieselben, binden das obere Ende fest zusammen, befestigen es dann am Schwanz der Pferde, schwingen sich auf dieselben, halten sich an ihren Mähnen und setzen so über den Fluß."

Man wird zugeben, daß Temudschin ein geradezu ideales Soldatenmaterial zur Verfügung stand, und bezweifeln müssen, ob unsere heutigen Soldaten ihren Durst mit Tierblut zu stillen vermöchten.**) Auch um das genügsame Pferdematerial wird jeder moderne Führer ihn beneiden.

Ein anderes Hilfsmittel, das die Ernährung großer Massen zur Zeit der Mongolenfeldzüge wesentlich erleichterte, können wir heute ebenfalls nicht mehr anwenden. Temudschin und Timur halfen sich nämlich über Verpflegungsschwierigkeiten dadurch hinweg, daß sie die eingeborene Bevölkerung der durchzogenen Landstriche mit Stumpf und Stiel ausrotteten, wodurch deren Vorräte an Lebensmitteln ausschließlich für die Truppen frei wurden. Kamen die Mongolen an eine Ortschaft, so umstellten sie diese und trieben die Bewohner auf ein Feld zusammen. Dann wurden alle jungen Weiber sowie solche Männer, die ein Handwerk verstanden, ausgesucht und nach der Mongolei verschickt, der Rest aber, alt und jung, erbarmungslos niedergemetzelt.

Wenn demnach gewisse Schwierigkeiten bei der Erhaltung großer Massen, mit denen wir heute rechnen müssen, zur Zeit unserer geschichtlichen Beispiele nicht bestanden haben, so besitzen wir anderseits doch manche Hilfsmittel, die damals unbekannt gewesen sind. Vor allem gleichen Eisenbahnen und Konserven die Ungunst natürlicher Verhältnisse wohl in höherem Grade aus, als die barbarischen Mittel der Mongolen es konnten. Deshalb dürfte es, selbst wenn der Kriegsschauplatz heute öder und ärmer ist als früher, leichter sein, dort mit größeren Heeren zu operieren.

Es soll nunmehr kurz dargestellt werden, welche Operationsmöglichkeiten sich den Russen im Fall eines Kampfes mit England in Mittelasien bieten.

Es erübrigt sich, näher auf die Beschaffenheit der Paßwege einzugehen, die von Afghanistan über die indischen Grenzgebirge führen. Sie sind kürzlich in diesen Heften

*) Im Orient werden die Pferde noch heute mit Gerste, anstatt mit Hafer, gefüttert; ebenso mit geschnittenem Stroh statt Heu.

**) In dem denkwürdigen Durstgefecht der Abteilung Meister bei Groß-Nabas ist das Blut verwundeter Pferde getrunken worden.

einer eingehenden Besprechung unterzogen worden.*) Nur über die Wegsamkeit des eigentlichen Hindukusch, insonderheit die Straßen und Pfade, die von Balch und Masar-i-Scherif her zu den Tälern der Quellflüsse des Kabul führen, mögen noch einige Worte am Platze sein.

Sultan Baber gibt in seinen Memoiren darüber eine Auskunft, die auch späteren Quellen vornehmlich zur Unterlage gedient hat.**) Er sagt, daß zwischen dem Chawakpaß und Gorbend sieben Wege über das Gebirge führen, von denen, außer dem genannten, noch die Pässe bei Tul, Parwan und Basarak hervorgehoben werden. Der Weg über Tul soll der beste sein. Dann folgen weiter westlich sieben andere Übergänge, die als „schwierig" bezeichnet sind. Sie tragen den Namen „sieben Jünglinge". Bei Gorbend gibt es wiederum drei Pässe, von denen der von Kiptschak als gut hervorgehoben wird. Noch weiter westlich führt der Paß von Abdereh über den Kamm.

Da sich die Scheitelpunkte aller dieser Wege zwischen 3000 und 4000 m Höhe befinden, die Grenze des ewigen Schnees hier aber bei 4500 m liegt, so ergibt sich, daß sie während etwa 7 bis 9 Monaten im Jahre schneefrei bleiben. Der Paß von Abdereh soll sogar stets seine Wegsamkeit behalten, da er nie dauernd verschneit.

Die beste Zeit für die Überschreitung des Hindukusch ist der Herbst. Im Frühjahr überschwemmen die Wasserläufe die Talstraßen. Aber schon im Mai setzt der Karawanenverkehr ein. Er bevorzugt den Weg von Bochara über Balch, Chulm, den Chawakpaß nach Kabul und geht von dort über den Kaiberpaß durch ganz Indien bis nach Assam und Rangun. Die Zahl der Kamele, die jährlich über den Hindukusch ziehen, soll 35 000 betragen und in früheren Zeiten erheblich höher gewesen sein.

Jedenfalls ist es nach alledem nicht ausgeschlossen, daß die Beispiele früherer Kriege sich wiederholen, und daß im Fall eines russisch-englischen Zusammenstoßes die Russen an dieser Stelle zur Offensive schreiten.

Außerdem ist noch die Richtung von Kuschka über Herat und Farah auf Kandahar zu erwähnen, in der, nach Sultan Babers Aussage, eine gute, durch keinerlei schwieriges Gelände führende Straße vorhanden ist. Daß die englische Gegenoffensive wahrscheinlich an diesem Punkte einsetzen und damit die Entscheidung des Feldzuges hierher fallen würde, ist an anderer Stelle hervorgehoben worden.***)

Nun fragt es sich, wie sich wohl die gegenseitigen Stärkeverhältnisse auf den beiden, räumlich ziemlich weit getrennten Operationslinien gestalten würden.

Die Engländer verfügen in Indien über 223 000 Mann, wovon 63 000 europäische Truppen sind.†) Dann scheint man damit zu rechnen, daß aus Europa und

*) Vgl. „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde". II. Jahrgang, Heft 3. „Die Nordwestgrenze Indiens" vom Generalmajor und Direktor der Kriegsakademie v. Flatow.

**) S. 139 und 140.

***) „Die Nordwestgrenze Indiens", S. 427.

†) Vgl. „Die Nordwestgrenze Indiens", S. 406.

Südafrika rund 100 000 Mann auf den Kriegsschauplatz geworfen werden können, denn Lord Roberts beziffert die Armee, mit der England seinen indischen Besitz — freilich unter völliger Entblößung des Mutterlandes von gedienten Soldaten und unter bedenklicher Schwächung der Besatzungen in den ehemaligen Burenstaaten — verteidigen könnte, auf 330 000 Mann.*) Zieht man hiervon den fünften Teil für Etappentruppen ab, so verbleiben für die Operationen rund 270 000 Mann.

Die Verteilung dieser Kräfte könnte nun so gedacht werden, daß etwa 100 000 Mann auf dem rechten Flügel die indische Grenze in der Defensive festhalten, während gleichzeitig die englische Hauptmacht von Kandahar aus den über Farah heranziehenden Russen entgegengeht. Diese haben, wie bereits erwähnt, nach vier Monaten eine Armee von 530 000 Mann in Turkestan beisammen, von denen 80 000 bis 100 000 für Etappenbesetzung gerechnet werden mögen. So bleiben denn mindestens 430 000 Mann für die Operationen übrig. Dem für ein europäisches Kriegstheater gültigen Grundsatz, daß man an entscheidender Stelle mit möglichst starken Kräften auftreten, dagegen nur das unumgänglich Notwendige für Nebenunternehmungen verwenden solle, wird man hier nur bis zum gewissen Grade treu bleiben können. Die Anhäufung der Massen auf einer Straße dürfte, namentlich durch die Verpflegungsfrage, eine ganz bestimmte Grenze finden. So würden denn die Russen, wenn sie alle ihre Truppen verwenden wollen, zu einem Verfahren greifen, das wie ein Zersplittern der Kräfte aussieht, dennoch aber den Eigentümlichkeiten der Lage am besten entspräche.

Gegen den nördlichen Abschnitt der indischen Grenze könnten sich in 5 bis 6 Kolonnen 200 000 Mann in Bewegung setzen. Daß über den Chawakpaß und bei Bamian Heere von 100 000 Mann und mehr den Hindukusch überschritten haben, ist historisch festgestellt. Für Nebenkolonnen kommt dann noch eine ganze Reihe von Marschstraßen in Betracht. Hierbei darf weder der von General v. Flatow beschriebene Weg über den Dorapaß nach Chitral, noch die Querverbindung von Herat über Bamian nach Kandahar vergessen werden, die Sultan Baber im Januar 1507 mit seiner Armee entlang zog. Das erste strategische Ziel all dieser Kolonnen wäre etwa die Vereinigung in der Ebene von Peschawar. Diese Vereinigung auf die Dauer zu verhindern, würden die indischen Grenzbesatzungen trotz ihrer Festungen wohl kaum in der Lage sein.

Für die südliche Operationslinie bliebe dann den Russen immer noch mindestens die gleiche Anzahl von Armeekorps, wie sie im Norden zur Verwendung gelangen übrig. Ob es möglich ist, mit einer Armee von 200 000 bis 230 000 Mann an der alten Karawanenstraße über Farah entlang vorzudringen, ist schwer zu entscheiden. Schwieriger als die Nahrungsmittelzufuhr ist dabei vielleicht die Wasserversorgung. Im Frühjahr aber dürfte auch sie gesichert sein. Jedenfalls beweist der Vormarsch

*) Deutsche Rundschau vom 15. November 1905, S. 283.

Nadir Schahs mit 120 000 Mann von Kirman auf Kandahar die Ausführbarkeit einer Offensive großen Stiles durch das südliche Afghanistan. Zu bedenken ist ferner, daß für beide Parteien, sobald sie etwa in der Gegend östlich Farah aufeinander stoßen, die Bedingungen die gleichen sind. Wenn die Russen hier nicht mehr als eine gewisse Anzahl Truppen beisammenhalten können, so würden die Engländer aus denselben Gründen nicht hoffen dürfen, an dieser Stelle mit Übermacht aufzutreten.

Besonders ungünstig für die Engländer ist es, daß sie ihrem Vorgehen keine entscheidende Richtung geben können. Es ist ihnen von der indischen Grenze aus unmöglich, die Verbindungen der Russen, auf die es hier mehr ankommt als in einem europäischen Kriege, irgendwie zu gefährden. Die Russen hingegen würden, sobald die nördliche Gruppe den Hindukusch überstiegen hat, in der Lage sein, die englische Offensive über Ghazni empfindlich im Rücken zu fassen. Lord Roberts' berühmter Zug von Kabul nach Kandahar würde für eine derartige Unternehmung ein treffliches Vorbild sein.

So ist denn nicht nur die Überlegenheit an Zahl, sondern auch die Gunst der allgemeinen Lage auf seiten der Russen.

Nun blieben den Engländern freilich noch Hilfsmittel. Dahin gehört vor allem der Vertrag mit Japan, in dem beide Staaten sich ihren asiatischen Besitzstand garantieren. Der Vorteil, den England von diesem Vertrage haben könnte, bestände in der Entsendung einer japanischen Armee zur unmittelbaren Verteidigung Indiens. Eine solche Unterstützung wäre gewiß außerordentlich wertvoll und geeignet, die strategische Lage erheblich umzugestalten. Aber wenn gesagt worden ist, der Vertrag beseitige für England die indische Gefahr,*) so wird seine Bedeutung doch sehr erheblich überschätzt. Um nämlich einen tatsächlichen Umschwung der Lage zugunsten Englands herbeizuführen, müßte die japanische Armee von bedeutender Stärke sein. Allein 130 000 Mann wären erforderlich, nur um das zahlenmäßige Mißverhältnis auszugleichen, und es erscheint sehr fraglich, ob mit einer derartigen Zahl überhaupt gerechnet werden kann.

In dieser Hinsicht hat der Friede von Portsmouth eine recht bedeutsame Änderung hervorgerufen. Vor dem ostasiatischen Kriege war die starke, schlagfertige japanische Armee völlig frei in ihrer Bewegung. Sie bildete einen allgemein mit Aufmerksamkeit und Unruhe betrachteten Faktor der Weltpolitik, der nicht nur in der Mandschurei, sondern auch an anderen Punkten eingesetzt werden konnte. Die französischen Besorgnisse für Annam sind bekannt. Die Holländer fürchteten für ihren wehrlosen Kolonialbesitz in der Südsee. Man hielt weder die Philippinen noch Australien für gänzlich gesichert. Nachdem aber inzwischen das Mikadoreich auch ein Kontinentalstaat geworden ist, wird gerade durch diesen Zuwachs seiner Macht die Landarmee

*) Deutsche Rundschau vom 15. November 1905, S. 278.

festgelegt. Im Augenblick, wo Japan sich an Englands Seite an einem Kriege gegen Rußland beteiligt, würde der eben gelöschte Brand am Gelben Meere aufs neue emporlodern. Und in Japan weiß man ganz genau, daß Rußlands militärische Kräfte völlig ausreichen, um Indien anzugreifen, ohne auch nur eine Truppeneinheit aus Ostasien fortzuziehen. Dazu kommt, daß bei der Einführung japanischer Regierungsformen in Korea nicht alles so glatt zu verlaufen scheint, wie man wohl erwartete. Somit braucht Japan seine Armee selber viel zu notwendig, um einen größeren Teil derselben einschiffen und, 5000 km von der Heimat entfernt, für fremde Interessen kämpfen zu lassen. Ebensowenig würden die Engländer imstande sein, mit ihrer indischen Armee dem Bundesgenossen beizustehen, falls sich in der Mandschurei einmal das Blättchen wenden sollte. Mit mehr als einem japanischen Expeditionskorps brauchen die Russen in Mittelasien nicht zu rechnen.

Ein anderer Schachzug Englands könnte darin bestehen, sich von vornherein in der Flanke des russischen Vormarsches festzusetzen. Bekannt ist es, daß Lord Curzon das Projekt einer Bahn von Quetta nach Seistan, als deren erstes, dem Verkehr schon übergebenes Teilstück die Bahn nach Nuschki anzusehen ist, eifrig betrieb.*) Ist diese Bahn einmal fertig, so würde die Beförderung des zur Offensive bestimmten Teiles der indischen Armee nach [illegible] und [illegible], die Ausladung der Verstärkungen bei Bender-Abbas und ihre Heranziehung auf der Karawanenstraße über Kirman mit daranschließendem, gemeinsamem Vorgehen auf Herat, die wirksamste Operation zum Schutze Indiens sein. Schon gegenwärtig ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Engländer, falls Rußland seine bisherigen Grenzen in Turkestan überschreitet, mit einer Belegung der wichtigsten Punkte Südpersiens antworten werden. Demnach käme das Vorgehen von Bender-Abbas über Kirman schon jetzt als eine höchst wirksame Nebenoperation in Frage.

Auch diesen Fall scheint die russische Regierung nicht aus den Augen gelassen zu haben. Wenigstens hat sie in den letzten Jahren, trotz aller ostasiatischen Bedrängnis, die Bahnlinie von Eriwan nach Dschulfa an der persischen Grenze erbaut und dem Verkehr vor kurzem übergeben. Da nun diese Eisenbahn nur durch eine Verlängerung nach Persien hinein wirtschaftlichen Nutzen verspricht, so ist sie auch nur als der Ausgangspunkt weiterer Bahnbauten anzusehen. So wäre denn der Anfang zur tatsächlichen Ausnutzung des der russischen Regierung vertragsmäßig zustehenden ausschließlichen Rechtes zum Bau von Eisenbahnen in Persien gemacht. Die vorzüglichen Beziehungen zwischen den Regierungen von Teheran und St. Petersburg aber lassen erwarten, daß diesem ersten Schritt bald weitere folgen werden namentlich wenn das internationale Kapital an diesem Unternehmen interessiert wird. In beständiger Geldnot befindlich und die wirtschaftlichen Vorteile des Bahnbaues wohl einsehend, dürfte

*) Vgl. Rußland in Asien von Generalmajor Krahmer. Band VI, S. 75.

der Beherrscher Persiens dem russischen Plan jedenfalls keine Hindernisse in den Weg legen. Die Bahn soll zunächst über Täbris, dann durch die reiche und gut bevölkerte Provinz Aserbeidschan, am Kisil-Usch entlang, über Kaswin nach Teheran geführt werden. Die Trasse ist von russischen Ingenieuren schon vor Jahren festgelegt, so daß hier ein eingehend bearbeitetes Projekt der Ausführung harrt. Von Teheran ist die Weiterführung der Linie auf der großen Karawanenstraße über Semnan, Scharud, Meschhed nach Kuschka geplant. Dieser Bahnbau bietet keinerlei technische Schwierigkeiten; denn es sind weder Gebirge noch größere Flüsse zu überschreiten. Auch Wasser ist genügend vorhanden. Man hätte nur nötig, die zahlreichen kleinen Wasserläufe abzufangen, die vom nordiranischen Randgebirge nach Süden abfließen, um sich dann, weite Sümpfe bildend, in der innerpersischen Hochebene zu verlieren. Auch die Anfangsstrecke von Dschulfa bis Teheran hat nur während der Überschreitung des Karadagh, dicht an der kaukasischen Grenze, mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Alsdann findet der Ingenieur, obwohl die Bahn durch gebirgiges Land führt, stets geeignete Talstraßen, so daß erhebliche Höhenunterschiede nicht zu überwinden sind.

Ferner sind Abzweigungen der Bahn von Teheran zum Kaspischen Meer einerseits, zum Persischen Golf anderseits in Aussicht genommen. Für erstere bildet die russische von Enseli nach der Landeshauptstadt erbaute Chaussee, auf deren Planum die Gleise gestreckt werden könnten, eine gute Vorarbeit. Zum Persischen Golf würde die Trasse wahrscheinlich an der Karawanenstraße über Kum, Isfahan und Schiras entlang führen, um entweder in Abuschehr oder wahrscheinlicher in Bender-Abbas, dem besten Hafen der persischen Küste, zu enden. In beiden Fällen sind erhebliche Schwierigkeiten nur beim Abstieg zur Küste vorhanden.

Die großen militärischen Vorteile dieser Bahnbauten für Rußland liegen auf der Hand. Eine Bahn von Eriwan über Teheran nach Kuschka würde eine dritte selbständige Transportlinie nach der afghanischen Grenze darstellen, an deren Endpunkt im entscheidenden Augenblick ein neues Heer aufmarschieren könnte, während ein Schienenstrang, der die Häfen des Kaspischen Meeres mit dem Indischen Ozean verbindet, die Besetzung Südpersiens durch die Engländer zu einem aussichtslosen Unternehmen machen würde.

Nun wird zweifellos noch manches Jahr vergehen, ehe diese russischen Zukunftspläne zur Wirklichkeit geworden sind. Aber es ist zu bedenken, daß nicht erst die vollendeten Bahnlinien, sondern auch schon Teilstrecken derselben einen hohen militärischen Wert besitzen. Jeder Kilometer Eisenbahn, der das Vorführen der russisch-europäischen Armeekorps nach Persien erleichtert, ist von der höchsten Bedeutung.

Außerdem führen die geschichtlichen Beispiele uns vor Augen, daß Operationen größerer Heere, sofern nur Wasser vorhanden ist und das Klima für die menschliche Natur auf die Dauer erträglich bleibt, auch ohne Eisenbahnen möglich sind, obwohl diese Vorstellung für den heutigen Soldaten sicherlich etwas Fremdes besitzt. Daher

fällt ein russischer Vorstoß vom Südufer des Kaspischen Meeres oder der kaukasischen Grenze aus in Richtung auf Isfahan—Bender-Abbas durchaus in den Bereich der Möglichkeit. Er wird sogar mit Sicherheit erfolgen, sobald Anzeichen hervortreten, daß England sich in Südpersien militärisch festzusetzen sucht. Diese Operation könnte von russischer Seite völlig unabhängig von dem gegen Indien gerichteten Vorstoß und ohne dessen Energie irgendwie zu beeinträchtigen, durchgeführt werden; denn die Lebensader des hierfür zu verwendenden Heeres würde die Bahn Batum (am Schwarzen Meer)—Tiflis—Eriwan—Dschulfa sein, die Truppen aus dem südlichen Rußland in etwa sieben Tagen nach der persischen Grenze bringt. Außerdem könnten die Hafenplätze am Kaspischen Meer, namentlich Enseli und Medschedifer, von wo gute Verbindungen nach Teheran bestehen, dieser Armee als Stützpunkte dienen. Ihre Stärke richtet sich wiederum lediglich nach der Verpflegungsfrage. Bis Teheran ist sowohl in der Richtung vom Kaukasus als auch in der vom Kaspischen Meere her das Land reich genug, um eine größere Armee zu ernähren. Auf dem Wege nach Süden über Isfahan sind in früheren Zeiten wiederholt stattliche Heere marschiert. Hier steht eine gute, für Wagen brauchbare Karawanenstraße zur Verfügung. Daneben kommt noch die Richtung über Kum, Kaschan und Jesd auf Kirman in Frage. Auch hier würde der russische Vormarsch eine gute, von zahlreichen Karawanen benutzte Straße vorfinden. Hier oder dort, wahrscheinlich aber — weil dann die Verpflegung leichter ist — auf beiden Straßen, würden russische Abteilungen vorgehen, um die von Bender-Abbas auf Kirman marschierenden englischen Verstärkungen in Schach zu halten.

So ergibt sich denn, daß die russische Heeresleitung sehr wohl in der Lage wäre, den Krieg gegen England durch den gleichzeitigen Vormarsch dreier bedeutender Armeen zu eröffnen.

Freilich bleibt die Grundbedingung des Erfolges die Sicherstellung des Nachschubes an Verpflegung und Munition.

Die sich hier ergebenden Schwierigkeiten sind groß, aber nicht unüberwindlich.

Zunächst kommt die Haltung der Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Länder sowie deren Leistungsfähigkeit in der Lieferung von Lebensmitteln in Betracht.

Die Frage, auf welche Seite sich der Emir von Afghanistan stellen würde, ist offen. Aber Habib-Ullah würde wohl bald einsehen, daß sein ureigenstes Interesse ihn an die Seite seines nördlichen Nachbarn zwingt. Neutral kann er nicht bleiben, da er keine Armee besitzt, die Grenzüberschreitungen seitens der Kriegführenden verhindern könnte. So müßte denn der Emir, der sich am liebsten alle Fremden vom Leibe hielte, dennoch Farbe bekennen. Hierbei aber dürfte ihn die Einsicht leiten, daß die 500 000 Russen an der ungeschützten Nordgrenze seines Reiches ihm viel gefährlicher sind, als die nur halb so starken Engländer vor den Felsentoren oder Wüstenstrichen im Osten. Er wird sich sagen, daß das zwischen Amu-Darja und dem Gebirge gelegene Hügelland mit den Handelsstädten Meimane, Balch, Chulm und

Sary-pul unter allen Umständen den Russen verfallen ist, und daß diese auch Herat, das die Afghanen ebensowenig halten könnten, niemals wieder herausgeben würden. So bliebe denn Habib-Ullah wohl kaum etwas anderes übrig, als mit den Wölfen zu heulen. Er würde in der Hoffnung, sich durch gutes Betragen seinen Besitz, vielleicht sogar eine Beteiligung an der Beute zu sichern, wohl als Rußlands Bundesgenosse auf dem Plan erscheinen.

Bemerkenswert ist in dieser Frage das Ergebnis der von England im Frühjahr 1905 mit dem Emir eingeleiteten Verhandlungen. Wohl in dem Gedanken, daß der Verlauf des ostasiatischen Krieges das Ohr Habib-Ullahs den britischen Wünschen geneigter machen würde, als es ehedem der Fall war, wurde eine Gesandtschaft an den Hof von Kabul geschickt, die sich der Erlaubnis zum Bau von Eisenbahnen und Telegraphen in Afghanistan versichern sollte. Aber diese Erlaubnis wurde nicht erteilt. Kaum gelang es, die bisher zwischen beiden Staaten bestehenden Verträge zu verlängern. Diese sichern nun England zwar die Leitung der auswärtigen Politik Afghanistans, gewähren ihm sonst aber nur herzlich wenig. Wenn noch heute den Engländern das Betreten afghanischen Bodens verboten ist, wenn der Emir noch heute nur einen mohammedanischen Inder als Gesandten Englands in seiner Hauptstadt duldet, so sieht das nicht danach aus, als ob der britische Einfluß in diesem Teil des „Glacis der indischen Festung“ ein sonderlich großer wäre.*)

Was nun den Nutzen anbetrifft, den die Russen für die Verpflegung ihrer Heere aus dem Lande ziehen könnten, so ist zu sagen, daß Afghanistan keineswegs ein so armes Land ist, wie gemeinhin angenommen wird. In den Tälern des Hindukusch geben Weizen und Gerste volle Ernten. Sogar Reis, Zuckerrohr und Wein werden gebaut — gewiß kein schlechtes Zeichen für die Ertragfähigkeit des Bodens. In höheren Lagen herrschen Alpenwirtschaft und Viehzucht vor. Die afghanischen Kühe sind wegen ihres hohen Milchertrages berühmt und Molkereierzeugnisse überall vorhanden. Die Schafherden sollen bedeutend sein. Auch der Wildreichtum wird hervorgehoben. Jedenfalls wäre die Bevölkerung bei gutem Willen imstande, den Russen einen großen Teil der Verpflegung zu liefern.

Mit Persien stehen die Dinge ähnlich. In Teheran herrscht der russische Einfluß unbedingt vor. Eine Armee, die irgendwie in die Wagschale fiele, ist nicht vorhanden; hingegen dürfte der rege Handelssinn der Perser dafür sorgen, daß in dem Bestreben, Geld zu verdienen, alle Verpflegungsmittel, die im Lande entbehrlich sind, an die Heerstraße herangeschafft werden. Obwohl Persien ein im allgemeinen armes Land ist, so könnten dergestalt doch erhebliche Vorräte zusammenkommen. Dies darf aus dem Umstande geschlossen werden, daß die Ausfuhr Persiens an Produkten der Landwirtschaft und Viehzucht nicht geringfügig ist. Am Kaspischen Meer und in Fars

*) Vgl. Deutsche Rundschau vom 15. 11. 05: „Die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Afghanistans“.

wird viel Reis gebaut, die Kartoffel breitet sich in Westpersien immer mehr aus, Weizen und Gerste, die schon im Mai geerntet werden, sind über den Bedarf der Bevölkerung hinaus vorhanden, auch an Früchten und Gemüsen ist namentlich im Nordwesten kein Mangel. Die Schafherden sind zahlreich, Rindvieh ist in geringerem Umfange vorhanden. Rußland bezog 1897 für über sechs Millionen Mark Reis, 1892 mehr als 200 000 Zentner (etwa 20 000 ausgewachsene Ochsen) lebendes Vieh aus Persien. Auch nach Indien (1892: 15 000 Stück) und nach Arabien wird Schlachtvieh ausgeführt.

Da außerdem Turkestan ein Land ist, das mit Leichtigkeit die Verpflegung einer großen Armee aufbringen kann, so dürften die aus Rußland heranführenden Transportstraßen durch den Nachschub von Lebensmitteln kaum belastet werden.

Nach alledem besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Russen ihre in Turkestan versammelten Streitkräfte auch auf den Schlachtfeldern, auf denen das Schicksal Indiens endgültig entschieden werden wird, zur Geltung bringen können. Vielleicht würden die Operationen keinen schnellen Verlauf nehmen. Langsames, aber gesichertes Vorgehen von Abschnitt zu Abschnitt, in seinem Tempo vornehmlich beeinflußt durch die Fortschritte des sofort in Richtung auf Teheran, Farah und den Chawakpaß begonnenen Feldeisenbahnbaus, dürfte das Kennzeichen der russischen Kriegführung sein.

Dafür wird sie aber schließlich an allen Punkten mit Zahlen rechnen können, denen die Engländer nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen vermöchten.

So klingt es denn fast wie eine Prophezeiung, was Lord Roberts in seiner bereits erwähnten Rede vom 1. August 1905 seinen Landsleuten zurief: „Ich zögere nicht, zu erklären, daß die zweiundzwanzigste Eroberung Indiens leichter durchführbar sein wird, als irgend eine der früheren.“

Frhr. v. der Goltz,
Hauptmann im großen Generalstabe.



Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

Zur Einführung.

Nachdem im ersten und zweiten Jahrgange dieser Hefte der Versuch gemacht worden ist, die in den Werken des Generals v. Clausewitz zerstreut vorhandenen Elemente für den psychologischen Teil der Lehre vom Kriege zusammenzustellen,*) wird hiermit dieser Versuch auf die übrigen Gebiete der Lehre vom Kriege ausgedehnt. Auch hierbei empfahl es sich, an Beispiele aus der Kriegsgeschichte anzuknüpfen, denn „historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaften die beste Beweiskraft. Mehr als irgendwo ist dies in der Kriegskunst der Fall, ... und unstreitig gehören die der Kriegskunst zugrunde liegenden Kenntnisse zu den Erfahrungswissenschaften".**) Daß diese nicht eine theoretisch-abstrakte Behandlungsweise zulassen, liegt auf der Hand, und es ist gerade Clausewitz in erster Linie zu danken, daß bei uns mit einer solchen frühzeitig gebrochen wurde. Ihm galt es für ausgemacht, daß „in der Kriegskunst die Erfahrung mehr wert sei als alle philosophische Wahrheit",***) daß sich der Krieg nicht eigentlich lehren, sondern nur betrachten, nimmermehr aber in ein festes System zwingen lasse. Sein Werk „Vom Kriege" hat er für den Fall, daß ihn ein früher Tod in der Arbeit unterbrechen sollte, selbst nur „als eine unförmliche Gedankenmasse"†) bezeichnet. Wie er hier prophetisch von seinem frühen Tode spricht, so fügt er ebenfalls prophetisch hinzu, daß diese „unförmliche Gedankenmasse, weil unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird". Nur „wer sich die Mühe gibt, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte vergleicht, wird mit der Kritik behutsamer sein".

*) Inzwischen sind diese Aufsätze gesammelt erschienen unter dem Titel „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege". Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn. Wie in den früheren Aufsätzen sind auch in den nachfolgenden die in den Text aufgenommenen Zitate aus Clausewitz fast durchgängig durch besonderen Druck hervorgehoben. Um sie sachgemäß eingliedern zu können, mußten einzelne von ihnen, namentlich kürzere Zitate, Umstellungen erfahren.

**) Vom Kriege. II. Buch, 6. Kap.

***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

†) Dem Werke „Vom Kriege" vorgedruckte „Nachricht" vom Jahre 1827.

Damit ist ausgesprochen, daß der sicherste Weg zu einer richtigen Würdigung von Clausewitz' Lehren darin besteht, sie sozusagen in Beispiele aus der Kriegsgeschichte umzusetzen. Solches Verfahren ist nur scheinbar unwissenschaftlich, denn die wissenschaftliche Form besteht „in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen“.*)

Der philosophischen Konsequenz wird darum nirgends ausgewichen, „nur dort, wo sie in einem gar zu dünnen Faden ausläuft“, ist es vorzuziehen „ihn abzureißen“,*) denn „im praktischen Leben muß man sich oft damit begnügen, die Dinge nur zu gruppieren, nicht streng zu sondern“.**)

Die nachfolgenden Studien halten sich ausschließlich an Clausewitz und die Kriegsgeschichte, da das Eingehen auf die sonstige strategische Literatur zu weit geführt hätte. Wurde aber der Weg kriegsgeschichtlicher Erläuterung für Clausewitz' Lehre beschritten, so galt es, sich doch zugleich vor „dem Mißbrauch historischer Beispiele und dem Prunken mit Belesenheit“***) zu hüten, denn „wo es auf die Feststellung einer neuen oder einer zweifelhaften Meinung ankommt, ist ein einziges gründlich dargestelltes Ereignis belehrender als zehn nur berührte“.

So ergab sich, daß die nachfolgenden Studien an die allgemeinen Umrisse des Herbstfeldzuges 1813 und des Feldzuges 1814 in Frankreich anknüpften. Den Erörterungen und Vergleichen ist daher stets ein kurzer geschichtlicher Abriß vorangestellt. Die Ereignisse des Befreiungskrieges in ihrer großen Mannigfaltigkeit schienen am meisten geeignet, die Grundlage für die Erörterungen abzugeben, gewissermaßen den Stamm zu bilden, an den sich kurze vergleichende Betrachtungen über Ereignisse der neueren Kriege anschließen ließen. Es kam hinzu, daß für den Herbstfeldzug 1813 das neue dreibändige Werk des Oberstleutnants Friederich und für den Feldzug 1814 das zweibändige des Generalleutnants v. Janson†) eine überaus zuverlässige Unterlage boten. Auch sprach die Erwägung mit, daß Clausewitz einen wesentlichen Teil seiner praktischen Kriegserfahrung in eben diesen Feldzügen gesammelt hat. Daß gleichwohl der schier unerschöpfliche Inhalt der Clausewitzschen Schriften hier nur zum Teil Berücksichtigung finden konnte, liegt auf der Hand. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Kriege ist viel zu groß, als daß ihr eine essayistische Feder irgendwie genügen könnte. Gleich ihren Vorgängern erheben daher auch diese Aufsätze nur den Anspruch, um ein geringes dazu beizutragen „den Lehren des Meisters, auf denen unserer aller Anschauungen vom Kriege fußen, erneute Ausbreitung im deutschen Heere zu geben“.

*) Vorrede des Verfassers zum Werke „Vom Kriege“.

**) Vom Kriege. II. Buch, 7. Kap.

***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

†) Beide in Berlin bei E. S. Mittler & Sohn 1903 bis 1906 erschienen als Teile der umfassenden Sammlung „Geschichte der Befreiungskriege 1813 bis 1815“.

I. Der Herbstfeldzug 1813.*)

1. Vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten.

Die vereinigten Streitkräfte Preußens und Rußlands hatten Napoleons Übermacht bei Gr. Görschen und Bautzen weichen müssen. Seinem neugeschaffenen Heere aber fehlte die Kraft, an den Sieg auf dem Schlachtfelde eine wirksame Verfolgung anzuschließen. Die Verbündeten vollführten während ihres Rückzuges von der Lausitz nach Schlesien eine Rechtsrückwärtsschwenkung in die Gegend von Schweidnitz. Napoleon folgte mit seinen Hauptkräften auf Breslau und Jauer, während sein XII. Armeekorps unter Marschall Oudinot sich gegen die an den Grenzen der Mark stehenden preußischen Truppen des Generals v. Bülow wandte.

Am 4. Juni machte ein unter Österreichs Vermittlung abgeschlossener sechswöchiger Waffenstillstand den Feindseligkeiten vorläufig ein Ende. Diese Waffenruhe wurde später bis zum 10. August mit sechstägiger Kündigungsfrist verlängert. In Schlesien trennte eine neutrale Zone die Parteien. Die Grenze lief, für die Verbündeten im allgemeinen vom Gebirge westlich Landeshut beginnend, über Bolkenhain—Striegau—Kanth bis zur Oder oberhalb Breslau, für die Franzosen von Schreiberhau nach Lähn am Bober, von wo sie nach Neukirch an der Katzbach übersprang und deren Lauf bis zur Oder folgte; deren rechtes Ufer verblieb den Verbündeten ganz. Zwischen der Mark und Mecklenburg einerseits und Sachsen sowie den Rheinbundsgebieten andererseits bildeten die Landesgrenzen und weiterhin im allgemeinen der Lauf der Unterelbe die Demarkationslinien.

Die Verbündeten gingen auf den Waffenstillstand und die österreichische Vermittlung ein, weil sie voraussahen, daß Napoleon auch die mäßigsten Forderungen der befreundeten Macht zurückweisen würde, somit der Beitritt Österreichs zur Koalition gesichert schien. Ferner bedurfte Rußland dringend der Ruhe, um die überaus geschwächten Kadres seiner Armee aus den weit entfernten heimatlichen Hilfsquellen ergänzen zu können, Preußen, um seine erst im Werden begriffene umfangreiche Nationalbewaffnung zu vollenden. Auch Napoleon mußte indessen der Waffenstillstand willkommen sein. Durch ihn wurde verhindert, daß sich Österreich sogleich zu den Verbündeten schlug, und die Möglichkeit gewonnen, die französischen Streitkräfte in Deutschland zu verdoppeln, die neu geschaffenen Verbände zu festigen, vor allem die unzulängliche Kavallerie zu ergänzen und verwendungsfähig zu machen.

Die Masse des französischen Heeres verblieb während der Waffenruhe größtenteils in Standlagern in dem Raume zwischen der schlesischen und märkischen Demarkationslinie und der Elbe, mit Teilen auf deren linkem Ufer, mit dem XIII. Armeekorps des Marschalls Davout bei Hamburg.

*) Skizzen 3 und 4.

Die österreichische Armee versammelte sich im nordöstlichen Böhmen, die preußisch-russische Hauptarmee kantonierte in Schlesien, mit der Masse auf dem linken Ufer der Oder. Ein russisches Korps kantonierte auf dem rechten Oderufer um Polnisch-Lissa. Um Warschau wurde eine russische Reservearmee unter Bennigsen zusammengezogen. In der Mark sowie zwischen der unteren Oder und unteren Elbe befanden sich das preußische Armeekorps Bülow, zwei russische Streifkorps und das schwedische Armeekorps. Ferner waren in der Bildung begriffen: das aus englisch-deutschen Truppen, Mecklenburgern, Hanseaten und einer russisch-deutschen Legion zusammengesetzte Korps Wallmoden in Mecklenburg sowie zahlreiche preußische Landwehrtruppen. Aus solchen bestanden auch die Blockadekorps von Küstrin, Stettin und Danzig. Vor dieser Festung lag außerdem ein russisches Korps, ebenso hielten russische Truppen die polnischen Festungen Modlin und Zamosc umschlossen. Im ganzen standen in den erwähnten Festungen rund 50 000 Mann französischer Truppen. Die Einschließung von Glogau hatten die Verbündeten nach der Schlacht bei Bautzen aufgeben müssen.

Die Friedensvermittlung Österreichs scheiterte an der Weigerung Napoleons, irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Jedes Nachgeben war ihm gleichbedeutend mit einer Gefährdung seiner Dynastie. „Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufhöre, stark und gefürchtet zu sein", äußerte er zu Metternich in Dresden, und wenn er trotzdem in die Beschickung eines Friedenskongresses in Prag willigte, so geschah es nur zum Schein. Der Kongreß ging ergebnislos auseinander.

Politische Ziele und Feldzugspläne der Verbündeten. Ihre Aufstellung Mitte August.

Verkörperte Napoleon in seiner Person die denkbar größte Einheit des politischen und militärischen Willens, so trat bei den Verbündeten die Verschiedenheit der politischen Bestrebungen alsbald hervor, sie äußerten sich bereits bei der Vereinbarung des Feldzugsplanes und haben das Handeln während des Krieges fortgesetzt nachteilig beeinflußt.

Kaiser Alexander strebte nach dem Ruhm eines Befreiers Europas vom napoleonischen Joche und zögerte nicht, zu diesem Zwecke seinem Lande, aus dem der Feind längst vertrieben war, weitere starke Leistungen zuzumuten. Zudem lag ihm an einer Wiederherstellung Polens unter seiner eigenen Herrschaft. Er arbeitete bewußt auf eine Entthronung Napoleons hin. Preußen focht um die Wiedergewinnung seiner im Tilsiter Frieden abgetrennten Provinzen, um seine Großmachtstellung; der Gedanke der Befreiung von der Fremdherrschaft und der Rache für erlittene Schmach begeisterte alle Schichten des Volkes. Englands Bestrebungen gingen auf die Beseitigung der von Napoleon eingeführten Kontinentalsperre hinaus, die seinen Handel unterband. Es verfocht zugleich die Selbständigkeit Spaniens und Portugals. Sein Königshaus erstrebte außerdem die Wiedergewinnung Hannovers, seines deutschen Stammlandes. Der Kronprinz von Schweden, Karl Johann, der ehemalige Marschall Bernadotte von Frankreich, ging darauf aus, durch seine Teilnahme am Kriege Norwegen von dem

mit Napoleon verbündeten Dänemark zu gewinnen. Österreich führte den Krieg ausschließlich im Sinne der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts. Die Begeisterung, die noch im Jahre 1809 Volk und Heer des Kaiserstaats durchglüht hatte, war verflogen. Das Ziel, das Metternich vorschwebte, war keineswegs der Sturz Napoleons, des Schwiegersohnes seines Monarchen, ihm kam es nur darauf an, die erdrückende Übermacht Frankreichs zu beseitigen und den alten Machtbereich Österreichs wiederzugewinnen. Im Sinne dieser Politik lag ebensowenig eine völlige Herstellung Preußens wie eine Begünstigung der russischen Absichten in Polen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Waffenstillstandes reichte der russische Generaladjutant v. Toll dem Kaiser Alexander einen Entwurf ein, wie bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten die Operationen zu führen seien. Der General befürwortet ein gleichzeitiges konzentrisches Vorgehen der österreichischen Armee von Böhmen, Bülows von der Mark aus nach der Oberlausitz, während die russisch-preußische Hauptarmee bei Schweidnitz zu versammeln ist, die an der unteren Elbe stehenden russischen Truppen der Generale Woronzow und Tschernitschew auf dem linken Elbufer gegen die Verbindungen der Franzosen in Tätigkeit zu treten haben. Diejenige Heeresgruppe der Verbündeten, gegen welche Napoleon sich zuerst wendet, soll durch ein energisches Vorgehen der anderen entlastet werden. Der Vorteil der zentralen Lage wird von Toll für Napoleon nur gering angeschlagen, da die Verbündeten durch den Hinzutritt Österreichs über eine doppelte Überlegenheit verfügen werden, denn Napoleons Heeresmacht wird, wiewohl er bereits bei Bautzen über 200 000 Mann stark war, nur auf 160 000 Mann veranschlagt.

Dementsprechend hält Toll es für durchaus möglich, daß Napoleon noch während des Waffenstillstandes das rechte Elbufer räumt. In diesem Falle sollen die in Schlesien befindlichen preußischen Truppen unter Blücher, verstärkt durch ein russisches Korps des Generalleutnants v. Sacken, sofort folgen. Im Vorgehen wird sich Bülow anzuschließen haben, so daß Blücher mit 70 000 Mann vor Dresden anlangt. Die russischen Hauptkräfte sollen aus Schlesien nach Böhmen abrücken und sich mit den Österreichern bei Eger zu einer 220 000 Mann starken Armee vereinigen, die voraussichtlich auf Hof und Saalfeld zu operieren haben wird. Gibt Napoleon ungeachtet dieser Bedrohung seines Rückens, die ihm nur noch die Basierung auf Wesel läßt, und allen Verstärkungen, die er etwa aus Italien, von Bayern oder über Mainz heranziehen könnte, den Weg verlegt, die Elblinie nicht auf, dann haben die vereinigten österreichisch-russischen Armeen über das Erzgebirge unmittelbar gegen Flanke und Rücken des Gegners vorzustoßen.

Dieser Entwurf wurde von dem damaligen Oberkommandierenden der russisch-preußischen Armee, General der Infanterie Barclay de Tolly, in wesentlichen Punkten abgeändert und in dieser Form dem österreichischen Oberkommandierenden, Fürsten Schwarzenberg, von Toll nach Gitschin überbracht. Die Abänderung entsprang vor

allem dem Wunsche, das österreichische Hauptquartier für den Entwurf geneigt zu machen. Zwar sollen nur 25 000 Russen zur Verstärkung der österreichischen Armee nach Böhmen abrücken, dafür wird aber eine Bedrohung Österreichs in die erste Linie gerückt, da anzunehmen sei, daß Napoleon das rechte Elbufer räumen und sich auf dem linken nach Böhmen gegen die Österreicher wenden würde, um die ihm von dort aus drohende Überflügelung abzuwehren. Eine energische Offensive der russisch-preußischen Hauptarmee in der Richtung auf Dresden zur Entlastung der österreichischen Armee wird für diesen Fall in Aussicht gestellt, wiewohl auch diese vermöge der ihr zugeführten Verstärkung imstande sei, offensiv zu verfahren. Versammelt Napoleon wider Erwarten seine Hauptkräfte zwischen Elbe und Oder, so wird ein allseitiges konzentrisches Vorgehen als geboten bezeichnet. Der abgeänderte russische Entwurf weist auch dem Kronprinzen von Schweden, dem die Korps Woronzow und Wallmoden unterstellt werden sollen, eine bestimmte Aufgabe zu. Sie soll auf die Beobachtung von Hamburg und Magdeburg beschränkt bleiben, nur Parteigänger sollen auf das linke Elbufer entsandt werden. Erst wenn an der oberen Elbe eine Schlacht gewonnen ist, hat der Kronprinz gegen den Niederrhein vorzugehen.

Der Kronprinz bestand auf der ihm durch den Kaiser Alexander zugesicherten Gestellung von 35 000 Mann russischer Truppen und äußerte überhaupt den Wunsch, an die Spitze einer starken Armee gestellt zu werden. Wiewohl nun die von ihm eingehenden Schreiben für eine solche Armee immer nur von einer Operation über die untere Elbe, von einer Befreiung des nordwestlichen Deutschlands und einer Einwirkung auf die rückwärtigen Verbindungen Napoleons, keineswegs aber von einem Kampfe gegen diesen selbst sprachen, glaubte man im Hauptquartier der verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland zu Reichenbach doch, seinen Wünschen Rechnung tragen zu müssen, umsomehr als die Feldherrngaben des ehemaligen französischen Marschalls damals noch bedeutend überschätzt wurden. Es kam hinzu, daß er es verstanden hatte, auf die preußischen Führer einen günstigen Eindruck zu machen. So befürworteten General v. Borstell und Oberst v. Boyen, der Generalstabschef Bülows, ebenfalls die Aufstellung einer starken Nordarmee unter seinem Befehle, da sie vorzugsweise die Mark bedroht glaubten und einer Offensive Napoleons mit 150 000 Mann auf Berlin entgegensahen.

Auch ein Operationsentwurf Knesebecks, des Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms, rechnet bereits mit der Aufstellung einer starken Armee unter dem Kronprinzen in der Mark. Die Gesamtstärke der Verbündeten berechnet der General nach Abzug der Blockadekorps auf 390 000 Mann, diejenige Napoleons zwar höher als Toll, aber immer doch nur auf 270 000 Mann, von denen eigentümlicherweise nur 150 000 Mann an der Elbe, die übrigen 120 000 bei Würzburg angenommen werden. Das einheitliche Zusammenwirken aller verbündeten Armeen sucht Knesebeck nicht wie Toll durch ein allseitiges konzentrisches Vorgehen zu erreichen, sondern durch

seitliche Verschiebungen außerhalb des Machtbereichs des Feindes, indem die gesam preußisch-russische Hauptarmee nach Böhmen zur Vereinigung mit den Österreiche abmarschieren soll. Der Armee des Kronprinzen von Schweden wird nur ei Wirksamkeit gegen die linke Flanke und die Verbindungen Napoleons nach Sachs zugedacht.

Diese Vorschläge entsprangen der Auffassung, daß Österreich in erster Li bedroht sei. Es erschien das dem General so schwerwiegend, daß er ohne weite die Deckung der preußischen Lande und der über Polen führenden Verbindungen d russischen Armee opfern zu müssen glaubte, denn Napoleon, so meint er, wür entweder von Dresden und von Würzburg gleichzeitig in Böhmen einbrechen, od von Würzburg auf dem rechten Donauufer gleich gegen Wien marschieren und di Bewegung von Dresden, an der Elbe aufwärts vorgehend, unterstützen. Daß Napole sich mit einem Teil seiner Kräfte nach Schlesien gegen die preußisch-russische Arm wenden würde, sei wenig wahrscheinlich.

Diese Folgerungen ergaben sich dem General aus folgender Betrachtung:

„Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die verlängerte Linie der Donau gerade das Zentrum der französischen Macht fällt, folglich ein Krieg an diesem Str Frankreich viel leichter fallen muß als ein Krieg an der Elbe und Oder. Ja, m kann hinzufügen, daß ein Krieg an diesen beiden letzteren Flüssen nur durch ein Ve schieben der französischen Macht möglich wird, wogegen ein Krieg an der Don selbige wieder in ihr natürliches Geleise rückt. Österreichs Beitritt zur Koaliti bringt Frankreich wieder auf sein natürliches Kriegstheater. Was aber wird d Folge hiervon sein? Napoleon wird, sobald sich Österreich erklärt hat, das Krieg theater entweder nach Böhmen oder an die Donau verlegen, also auf Österreich sein Hauptschlag richten, und zwar womöglich, bevor die anderen Mächte es unterstütz können."

Die erwähnten verschiedenen Operationsentwürfe ließen somit einerseits d Aufstellung einer starken Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Schweden un andererseits eine ansehnliche Verstärkung der österreichischen Armee in den Vorde grund treten. Da indessen diese beiden Hauptgruppen eines verbindenden Zwische gliedes gegenüber der augenblicklichen feindlichen Hauptfront nicht entraten konnte auch die Verbindungen des russischen Heeres entsprechend in Schlesien geschützt werd mußten, so ergab sich von selbst die Aufstellung auch einer Schlesischen Armee u dadurch eine Dreiteilung der verbündeten Gesamtstreitkräfte. Sie bildete denn a die Grundlage für die Vereinbarung des Feldzugsplanes in Trachenberg. Nach de dort am 12. Juli unterzeichneten Protokoll sollten 90 000 bis 100 000 Mann der Schlesien befindlichen russisch-preußischen Hauptkräfte noch vor Ablauf des Waffe stillstandes zur Verstärkung der österreichischen Armee nach Böhmen abrücken, währe 50 000 Mann in Schlesien verblieben, 120 000 Mann die Armee des Kronprinz

von Schweden in der Mark zu bilden hatten. Teile dieser Armee sollten Davout bei Hamburg und die Dänen in Holstein beobachten.

Über die Tätigkeit der drei Armeen ist gesagt: „Es wird als allgemeiner Grundsatz angenommen, alle Truppen der Verbündeten stets dahin zu richten, wo sich die Hauptkräfte des Feindes befinden, mithin müssen die Korps, welche auf die Flanken oder im Rücken des Feindes zu wirken haben, immer diejenige Richtung wählen, welche auf dem kürzesten Wege auf die Operationslinie des Feindes führt, müssen die Hauptkräfte der Verbündeten eine solche Stellung wählen, welche sie in den Stand setzt, nach jeder Richtung, die der Feind einschlägt, demselben zu begegnen. Der gleichsam als Bastion vorspringende Winkel Böhmens scheint diesen Vorteil zu gewähren." Die Nord-Armee soll die Elbe zwischen Torgau und Magdeburg überschreiten, nachdem sie sich bereits vor Ablauf des Waffenstillstandes der Elbe genähert hat, und in der Richtung auf Leipzig vorgehen. Die Schlesische Armee, die in Trachenberg nur zu 50 000 Mann angenommen wurde, während sie tatsächlich bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten doppelt so stark war, hat dem Feinde nach der Elbe zu folgen und später je nach Umständen rechts zum Kronprinzen von Schweden oder links zur Böhmischen Armee abzumarschieren. Sie soll sich in keine Hauptschlacht einlassen, außer wenn alle Vorteile auf ihrer Seite sind. Für die in Böhmen zu versammelnde Hauptarmee wird eine Offensive nach Schlesien, Sachsen oder Franken in Aussicht genommen, es sei denn, daß ihr Napoleon mit einem Angriff zuvorkäme. In diesem Falle soll der Kronprinz von Schweden dem Feinde beschleunigt in den Rücken gehen, wie umgekehrt die Böhmische Armee ihn zu entlasten hat, wenn sich die feindlichen Hauptkräfte gegen ihn wenden.

„Alle verbündeten Armeen ergreifen die Offensive, und das Lager des Feindes wird ihr Sammelpunkt sein."

Daß solche offensive Absicht in dem Trachenberger Operationsplan zum Ausdruck kam, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Verdienst des Generals Toll, denn wie wenig der Kronprinz von Schweden im Grunde einer offensiven Kriegführung geneigt war, geht aus den Vorschlägen hervor, die er an der Hand einer von seinem Generaladjutanten Löwenhjelm niedergeschriebenen Denkschrift in Trachenberg entwickelte. Ihr Inhalt läßt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Die drei Armeen manövrieren so, daß der Feind nicht imstande ist, mit seiner ganzen Macht über eine von ihnen herzufallen.
2. Die Armeen halten sich daher einander so nahe, daß sie sich wechselseitig unterstützen können und der Feind außerstande ist, eine von ihnen mit seiner Hauptmacht anzugreifen.
3. Diejenige Armee, gegen die sich Napoleon mit seiner Hauptmacht wendet, hat seinem Angriff auszuweichen, während die beiden anderen sich gegen die

feindlichen Verbindungen wenden und ihn dauernd in den Flanken und im Rücken bedrohen.

4. Die Hauptaufgabe der verbündeten Armeen besteht überhaupt in einer Bedrohung der feindlichen Flanken und in der Unterbrechung seiner Verbindungen.

5. Es ist geraten, entscheidende Schlachten zu vermeiden, aber so zu manövrieren, daß man den Gegner ermüdet; nur wenn er sich teilt, ist es geraten, ihn anzugreifen.

Wenn schon einer der Mitunterzeichner des Trachenberger Protokolls, ein General von europäischem Ruf, dem als Armeeführer eine der wichtigsten Rollen in dem bevorstehenden großen Kampfe zugedacht war, solche Ansichten äußerte, so kann es nicht wundernehmen, daß unter dem Einfluß der Wiener Politik der offensive Geist sich mehr und mehr aus dem Kriegsplan der Verbündeten verflüchtigte.

In Gitschin war der unter Barclays Einfluß abgeänderte Entwurf Tolls anfänglich günstig aufgenommen worden, doch befestigte man sich dort mehr und mehr, ebenso wie Knesebeck, in dem Glauben an eine Offensive Napoleons nach Böhmen. Daß von österreichischer Seite angedeutet worden war, eine Verstärkung durch russisch-preußische Truppen über die anfänglich in Aussicht gestellten 25 000 Mann hinaus sei aus diesem Grunde überaus wünschenswert, hatte wesentlich dazu beigetragen, in Trachenberg den Abmarsch von 90 000 bis 100 000 Mann in Aussicht zu nehmen. Wie sehr man aber in Gitschin innerlich dem Gedanken einer gemeinsamen, energischen Offensive fremd war, wie sie der russische Entwurf und auch die Trachenberger Vereinbarung forderten, geht daraus hervor, daß Metternich, der Leiter der österreichischen Politik, am 23. Juni äußerte, seine Ansicht gehe dahin, daß zu Beginn des Feldzuges die österreichische Armee hinter der Eger zu versammeln sei, wo „sie eine offensive Haltung einzunehmen, aber in der Defensive zu verbleiben hätte, während die russisch-preußische Armee eine abgemessene Offensive, der Kronprinz von Schweden eine kraftvolle Offensive zu ergreifen hätte".

Sind es auch Ansichten eines militärischen Laien, die hier ausgesprochen werden, so bewegten sich doch auch die Gedanken des österreichischen Hauptquartiers in ähnlicher Richtung. Hier wußte sich der aus sächsischem Dienst übernommene Generalquartiermeister, Generalmajor Baron Langenau, größeren Einfluß zu verschaffen als der Chef des Generalstabes, Feldmarschalleutnant Graf Radetzky. Langenaus theoretisch-methodische Anschauungen paßten besser zu der zögernden Art Schwarzenbergs, der nicht gern etwas aufs Spiel setzte, als das soldatische Wesen des weit kühneren, entschlossenen Grafen Radetzky. Wahrscheinlich haben wir daher in dem Feldzugsplan, den Radetzky Anfang Juli in Schwarzenbergs Auftrage entwarf, nicht die eigene Meinung des Generalstabschefs, sondern ein Kompromiß verschiedener

Meinungen zu sehen. Die Denkschrift führt aus, daß allein eine Offensive der beiden anderen Armeen, der russisch-preußischen und derjenigen des Kronprinzen von Schweden, die Hauptkräfte Napoleons von der österreichischen Armee abzulenken vermöchte. Diese soll so lange eine wohlberechnete Defensive durchführen, bis das Vordringen der anderen den Feind zu einer Teilung seiner Kräfte veranlaßt. Auch dann erblickt Radetzky einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber in dessen unausgesetzter Beunruhigung unter Vermeidung einer Hauptschlacht, in der Häufung kleiner Vorteile das alleinige Mittel des Erfolges. Erst wenn die verbündeten Armeen das französische Heer auf beiden Elbufern umschlossen halten, wenn es durch Hin- und Hermärsche erschöpft, durch Teilniederlagen geschwächt und den Verbündeten an Zahl unterlegen ist, erst dann sollen diese ihre gesamten Kräfte zu einem Hauptschlage vereinigen.

Der gleiche Grundsatz des Handelns, den die Trachenberger Vereinbarungen für die Schlesische Armee aufstellten, wird hier ohne weiteres auch für die starke Böhmische Hauptarmee und für die Nord-Armee angenommen, und bei dem überragenden Gewicht des gefürchteten feindlichen Feldherrn, bei der ohnehin unter den Verbündeten allgemein verbreiteten Ansicht, daß der erste Stoß Napoleons Österreich gelten würde, bei der Ähnlichkeit der Grundanschauungen, die der Kronprinz von Schweden und die österreichischen Generale hegten, kann es nicht wundernehmen, daß, auch ohne bestimmte neue Vereinbarungen die österreichische Auffassung sich durchsetzte. Fühlten sich doch ohnehin Rußland und Preußen in politischer Hinsicht von Österreich abhängig, wie das u. a. auch dadurch zum Ausdruck kam, daß der Oberbefehl über die gesamten verbündeten Streitkräfte zugleich vom Führer der österreichischen Armee, dem Fürsten Schwarzenberg, wahrgenommen wurde. Der Fürst hat später in einer im November 1813 dem Kaiser Alexander eingereichten Denkschrift die Grundsätze, nach denen er vom August an verfahren war, wie folgt zusammengefaßt:

1. sich nicht durch die Festungen, auf die man stoßen würde, aufhalten zu lassen, sondern sich mit ihrer Beobachtung zu begnügen;
2. mit den Hauptkräften gegen die Flanken und die Verbindungen des Feindes zu operieren;
3. dessen Verbindungen zu unterbrechen und ihn zu Entsendungen zu zwingen, oder dazu, mit seinen gesamten Kräften nach den bedrohten Punkten zu eilen;
4. eine Schlacht nur dann anzunehmen, wenn der Feind seine Streitkräfte geteilt habe und die Verbündeten über eine entschiedene Überlegenheit verfügten, die Schlacht aber zu vermeiden, wenn die Kräfte des Gegners an den von den Verbündeten bedrohten Punkten vereinigt wären;
5. wenn der Feind sich in Masse gegen eine der verbündeten Armeen wenden sollte, diese ausweichen, die anderen jedoch lebhaft vorgehen zu lassen;
6. das feindliche Hauptquartier den Sammelpunkt aller Armeen sein zu lassen, wie das auch bei Leipzig zur Tatsache geworden sei.

Allerdings erwähnt hier Schwarzenberg dem Kaiser Alexander gegenüber nicht, daß solche Grundsätze nimmermehr die verbündeten Armeen nach Leipzig geführt hätten, wenn nicht die schwächste von ihnen, die Schlesische unter Blüchers und Gneisenaus Führung sich mehr und mehr von diesen Grundsätzen losgesagt und die Initiative, die der Hauptarmee und der Nord-Armee entglitt, bewußt an sich gerissen hätte, wenn nicht Tolls mutiger Rat beim Kaiser Alexander immer wieder über die Bedenklichkeiten der österreichischen Heerführung gesiegt hätte.

Die Streitkräfte, mit denen die Verbündeten in den Herbstfeldzug eintraten, überstiegen, dank den ungeheuren Anstrengungen Preußens, das bei einer Einwohnerzahl von nur 5 Millionen mit 271 000 Mann auf den Kampfplatz trat, weitaus die Zahlen, mit denen noch der Trachenberger Entwurf geglaubt hatte rechnen zu müssen. Es standen bei Ablauf des Waffenstillstandes bereit:

1. Die Nord-Armee*) unter dem Kronprinzen von Schweden mit 125 000 Mann in der Mark. Von dieser Armee beobachteten außerdem 24 000 Mann unter Wallmoden Davout in Hamburg, 18 000 Mann des IV. preußischen Armeekorps unter Tauentzien hielten Stettin und Küstrin eingeschlossen.
2. Die Schlesische Armee**) unter Blücher, 104 000 Mann preußischer und russischer Truppen in der Linie Hundsfeld östlich Breslau—Landeshut im schlesischen Gebirge.

3. Die Hauptarmee***) unter Schwarzenberg, 254 000 Mann, davon 125 000 Mann der Armeeabteilung Barclays, jene russischen und preußischen Truppen, die von Schlesien nach Böhmen abgerückt waren, zum Teil an der Eger, zum Teil im Anmarsch dorthin. An den Lausitzer Pässen war nach dem Linksabmarsch der öster-

---

*) III. preußisches Armeekorps	Bülow . .	$40\frac{1}{2}$	42	102 Geschütze,	3	Kasaken-Regtr.
russisches =	Wintzingerode	29	44	92 =	20	=
schwedisches =	Stedingk . .	33	27	54 =		
IV. preußisches =	Tauentzien .	$48\frac{1}{2}$	29	42 Geschütze,	1	Kasaken-Regt. (bis auf 4 Reserve-Bataillone ausschließlich Landwehrtruppen.)

**) I. preußisches Armeekorps	York . . .	45	44	104 =	—	Kasaken-Regtr.
russisches =	Langeron . .	67	37	175 =	13	=
= =	Sacken . . .	18	30	60 =	12	=

***) Österreichische Armee:

1. leichte Division	Moritz Liechtenstein	4	12	14 Gesch.		
2. = =	Bubna . .	3	18	12 =		
rechter Flügel	Hessen-Homburg	50	49	72 =	—	Kas. Regtr.
= =	Gyulai . . .	25	18	36 =	—	=
= =	Klenau . . .	20	8	36 =	—	=
Armeeabteilung Barclay: russ. Armeekorps	Wittgenstein	45	38	92 =	5	=
II. preuß. Armeekorps	Kleist	41	44	112 =	—	=
russisch-preußische Garden und Reserven Großfürst Constantin						
Russen		47	71	182 =	10	=
Preußen		$6\frac{1}{2}$	8	16 =	—	=

reichischen Hauptkräfte nur die 2. leichte Division*) des Feldmarschalleutnants Grafen Bubna zurückgeblieben.

Die russische Reservearmee unter General v. Bennigsen sammelte sich bei Warschau in der Stärke von 59 000 Mann. Sie war bestimmt, nach Niederschlesien vorzurücken, um dort den Anschluß an die übrigen Streitkräfte der Verbündeten zu suchen und erforderlichenfalls einen französischen Einfall in Polen abzuwehren.

Die Vermehrung der verbündeten Streitkräfte, wie sie durch die Verwendung der preußischen Landwehrtruppen im Felde gewonnen wurde, war um so erwünschter, als Napoleon es verstanden hatte, bis Mitte August der starken Feldarmee der Verbündeten, die 512000 Mann zählte, 448000 Mann an Feldtruppen entgegenzusetzen.**) Außerdem bildeten 36 000 Mann die Besatzungen von Bremen, Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden. Weitere 12 000 Mann waren zum Teil noch in der Organisation begriffen. So gewaltig sich diese Neuschöpfung auch ausnahm und eine so achtungswerte organisatorische Leistung sie auch darstellte, sie blieb doch nur ein

*) Zur Zeit vom Generalmajor Grafen Neipperg geführt.

**)

Garde	62	Bataillone	59	Eskadrons	218	Geschütze
I. Korps Vandamme	42	=	4	=	76	=
II. = Victor	43	=	6	=	76	=
III. = Ney	62	=	11	=	122	=
IV. = Bertrand	36	=	8	=	72	=
V. = Lauriston	37	=	7	=	74	=
VI. = Marmont	42	=	8	=	84	=
VII. = Reynier	33¹/₄	=	13	=	68	=
VIII. = Poniatowski	10	=	6	=	44	=
XI. = Macdonald	38	=	7	=	90	=
XII. = Oudinot	30	=	14	=	58	=
XIII. = Davout	47	=	15	=	76	=
XIV. = St. Cyr	51	=	12	=	92	=
1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg	—	=	78	=	36	=
2. = Sebastiani	—	=	52	=	18	=
3. = Arrighi	—	=	27	=	24	=
4. = Kellermann	—	=	24	=	12	=
5. = Lhéritier	—	=	20	=	6	=
Zwischenkorps Girard	16	=	16	=	28	=
Observationskorps Margaron in Leipzig	10	=	8	=	10	=
Division Lemoine in Minden	7	=	5	=	8	=

Die Armee unter dem Vizekönig von Italien an der österreichischen Südwestgrenze zählte Mitte August 50 000 Mann. Ihr gegenüber befand sich die sogenannte Armee von Inner-Österreich unter Feldzeugmeister Hiller, 32 000 Mann stark.

Außerdem befand sich noch das 25 000 Mann starke bayerische Korps Wrede am Inn einem österreichischen Korps gegenüber.

Rekrutenheer, und die Erkenntnis von dessen Unzulänglichkeit hat denn auch Napoleons Entwürfe nicht unwesentlich beeinflußt.

Mitte August stand seine Armee wie folgt:

1. Hinter der Katzbach das V. Korps Lauriston und das III. Ney; bei Freistadt das 2. Kavalleriekorps Sebastiani, dahinter in zweiter Linie am Bober das XI. Korps Macdonald und das VI. Korps Marmont, im ganzen 130 000 Mann.
2. Gegen Süden bei Zittau das VIII. (polnische) Korps Poniatowski*) und das 4. Kavalleriekorps Kellermann,**) zusammen 11 400 Mann.
3. Zwischen Görlitz und Bautzen die Garden, das II. Korps Victor und das 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg, im ganzen nahezu 100 000 Mann.
4. Etwas weiter zurück um Stolpen das I. Korps Vandamme, etwas über 37 000 Mann.
5. Bei Dresden und südlich sowie in einem verschanzten Lager am Lilienstein das XIV. Korps St. Cyr und das 5. Kavalleriekorps Lhéritier, mit Einschluß der Besatzung von Dresden etwa 35 000 Mann.
6. An der Südgrenze der Mark die sogenannte Berliner Armee unter dem Marschall Oudinot, dessen eigenes, XII. Korps, das IV. Korps Bertrand, das VII. Korps Reynier und das 3. Kavalleriekorps Arrighi, im ganzen 70 000 Mann.

Mit dieser Armee sollte bei der ihr zugedachten Offensive auf Berlin der Marschall Davout zusammenwirken, indem er mit dem XIII. Korps und dem dänischen Hilfskorps, im ganzen etwa 38 000 Mann stark, von Hamburg gegen den Rücken der verbündeten Nord-Armee vorging. Auch das 15 000 Mann zählende sogenannte Zwischenkorps des Generals Girard, bestehend aus den beweglichen Festungsreserven von Wittenberg und Magdeburg, war bestimmt, an dieser Angriffsunternehmung teilzunehmen. Im ganzen sollten sonach rund 120 000 Mann gegen Bernadotte in Bewegung gesetzt werden.

Hinter der Front zum Schutze der rückwärtigen Verbindungen befand sich bei Leipzig das 7800 Mann zählende sogenannte Observationskorps des Generals Margaron und bei Minden die 5400 Mann starke Division Lemoine.

Der französischen Aufstellung diente die Elblinie als Basis. Ihre befestigten Doppelbrückenköpfe bargen umfangreiche Magazine, die eine zeitweilige Unabhängigkeit von der Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Rhein ermöglichen sollten.

Den Hauptmanövrierpunkt an der Elbe bildete das befestigte Dresden, dessen Werke auf dem rechten Ufer auf der Neustadtseite während des Waffenstillstandes durchaus haltbar ausgebaut worden waren, während auf dem linken Ufer erst spät,

*) Nur 7500 Mann stark.

**) Nur 3900 Mann stark.

als Österreichs Haltung immer drohender wurde, mit der Befestigung des äußeren Umzuges der Vorstädte begonnen worden war, so daß hier nur Unzureichendes geschaffen werden konnte. Bei Dresden befanden sich drei Brücken. Im Verein mit der Feste Königstein, einer Anzahl vorwärts dieser auf dem linken Ufer angelegter Werke und einem gegenüber auf dem Lilienstein zum Schutze zweier Schiffbrücken angelegten verschanzten Lager sowie dem festen Schloß Sonnenstein bei Pirna bildete Dresden eine Festungsgruppe, die jederzeit den Uferwechsel stärkerer Heeresmassen ermöglichte. Ein Kolonnenweg führte auf dem rechten Elbufer von Lilienstein nach Stolpen und somit an die Hauptverbindung von Dresden nach Schlesien heran. Unterhalb Dresdens war bei Meißen eine Kriegsbrücke erbaut und durch Befestigungen gesichert. Torgau und Wittenberg waren gegen die Mittel der feindlichen Feldarmee ausreichend gesichert, wenn auch nicht von besonderer Stärke. Beide Plätze boten für den Uferwechsel stärkerer Kräfte und deren Entwicklung keine besonders günstigen Bedingungen, dagegen war Magdeburg in jeder Hinsicht ein Waffenplatz ersten Ranges. Der Stützpunkt des linken Flügels der Gesamtaufstellung, Hamburg, war durch Davout während des Waffenstillstandes zu einer in Behelfsart ausgeführten, durchaus haltbaren Festung umgewandelt worden. Der Kaiser legte auf Hamburg großen Wert. Nicht nur bildete es für ihn den befestigten Mittelpunkt seiner Herrschaft an der Unterelbe, sondern es hinderte auch England, dort mit den Verbündeten in unmittelbare Verbindung zu treten.

Am ganzen Stromlauf entlang zog sich eine Kette von kleinen Blockhäusern und zur Verteidigung eingerichteten Baulichkeiten, die 4 bis 5 km voneinander entfernt lagen und von je einer Kompagnie nebst einigen leichten Geschützen besetzt waren. Sie dienten der unmittelbaren Strombewachung und Verteidigung.

Es war die Absicht Napoleons, während die Armee Oudinots angriffsweise auf Berlin vorging, mit der Masse seiner Streitkräfte, die in der ungefähren Stärke von 285 000 Mann von Liegnitz bis zur Elbe gestaffelt standen, sich vorläufig abwartend zu verhalten. Dem Angriff der russisch-preußischen Hauptkräfte, die er auf 200 000 Mann bezifferte, sah er von Schlesien entgegen, einem solchen der von ihm auf 100 000 Mann geschätzten österreichischen Armee vornehmlich über Zittau. Dementsprechend ließ er Stellungen bei Bunzlau hinter dem Bober, südlich Görlitz mit der Front nach Zittau sowie zwischen Görlitz und Bautzen mit der Front gegen Rumburg erkunden. Die an der Katzbach stehenden Korps sollten hinter den Bober zurückweichen, so daß hier gegenüber der russisch-preußischen Hauptarmee 130 000 Mann unter Neys Oberbefehl vereinigt wurden, während das VIII. Korps Poniatowski, das I. Korps Vandamme und das Kavalleriekorps Kellermann an den Lausitzer Pässen gegen die Österreicher in erster Linie verfügbar waren, St. Cyr mit dem XIV. Korps und der 5000 Mann starken Besatzung der Schutz von Dresden und die Beobachtung der Pässe über das Erzgebirge übertragen wurde. Um Görlitz war

in Gestalt der Garden, des II. Korps Victor und des 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg eine 100 000 Mann starke Reserve verfügbar, die am Bober, an den Lausitzer Pässen und jedem bedrohten Teile der Front auf dem linken Elbufer, falls die Österreicher über Peterswalde auf Dresden vorgingen, rechtzeitig zur Stelle sein konnte.

2. Erörterungen und Vergleiche.

Die ursprünglich auf russischer Seite für die Führung der Operationen kundgegebene Absicht läßt erkennen, daß unter Napoleons Gegnern damals doch wenigstens einige von ihm zu lernen verstanden hatten. Die Grundrichtung ist bei Toll und auch später noch bei den Trachenberger Vereinbarungen durchaus gesund, wenn auch der Vernichtungsgedanke noch nicht klar hervortritt, und wenn auch falsche Vorstellungen und willkürliche Annahmen über den Gegner mit unterlaufen. Die ursprünglichen Absichten haben dann unter dem Einfluß der Mitwirkung Österreichs eine immer stärkere Abschwächung erlitten, denn „der Krieg einer Gemeinschaft ganzer Völker, und namentlich gebildeter Völker, geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt. Wäre er nun ein vollkommener, ungestörter, eine absolute Äußerung der Gewalt, so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen und nur seinen eigenen Gesetzen folgen. .... Allein der Krieg der wirklichen Welt ist kein solches Äußerstes, das seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, ... er ist gewissermaßen ein Pulsieren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend, mit anderen Worten: mehr oder weniger schnell ans Ziel führend .... Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt .... Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt .... Der Krieg ist eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln.*) .... Die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken."**) Bei der ausschlaggebenden Bedeutung, die Österreich im Herbst 1813 gewann, nachdem sich im Frühjahr die vereinigten Kräfte Preußens und Rußlands Napoleon nicht gewachsen gezeigt hatten, bei dem nur von politischen Beweggründen geleiteten Handeln des Kronprinzen von Schweden war es daher nicht zu verwundern, wenn die gemeinsame Kriegführung der Ver-

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.
**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

bündeten den Eingebungen der Politik folgte. Hätten die preußischen Patrioten damals den Ausschlag gegeben, so würde der Krieg von Anfang an ein anderes Aussehen gewonnen haben, denn „je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, umsomehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, umsomehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, umsomehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein."*)

Erst ganz allmählich, während des Krieges selbst gewann die in preußischer Hand liegende kühne Führung der Schlesischen Armee im Verein mit den glänzenden Taten der preußischen Truppen den nationalpreußischen Stimmen vermehrte Bedeutung im Kriegsrate der Verbündeten. Im feindlichen Lager wurde frühzeitig erkannt, daß diese „Helden des stürmischen Völkerzornes"**) „rein kriegerisch" verfahren würden. Zwar Napoleon selbst in seiner Verachtung aller in den Völkern lebendigen sittlichen Kräfte wollte nichts sehen von der elementaren Macht, mit der der Haß gegen ihn im ganzen deutschen Norden zum Ausbruch kam, aber seine Umgebung sah schärfer. Maret, Herzog von Bassano, französischer Minister des Äußeren, schrieb am 8. September dem Kriegsminister nach Paris: „Die russische Armee ist nicht unser gefährlichster Feind. Sie hat stark gelitten und ihre Verluste noch nicht wieder ergänzen können. Abgesehen von ihrer zahlreichen Kavallerie, spielt sie in dem wiederentbrannten Kampfe nur eine untergeordnete Rolle. Aber Preußen hat große Anstrengungen gemacht; eine hochgradige Begeisterung hat den Entschluß des Monarchen zum Kriege unterstützt; Preußens Armeen sind zahlreich, seine Generale, seine Offiziere und seine Soldaten sind vom besten Geiste beseelt."***)

Konnte es nicht ausbleiben, daß die Richtung der österreichischen Politik sich auch in der zögernden Art aussprach, wie diese Macht den Krieg führte, und daß hierdurch mehr oder weniger bewußte Gegensätze zu den preußischen und russischen Anschauungen hervorgerufen wurden, so gingen doch immerhin die Interessen der Verbündeten 1813 vorläufig bis zu einem gewissen Grade zusammen, denn es handelte sich für alle darum, eine Einschränkung der erdrückenden Übermacht Napoleons mit Waffengewalt zu erzwingen. Auch die österreichische Politik jener Zeit fiel nicht unter den „konventionellen Begriff einer der Gewalt abgewendeten, behutsamen, verschlagenen, auch unredlichen Klugheit,"†) die überhaupt den Krieg nur zum Schein führt. Allzu schwere Wunden hatte Napoleon den verbündeten Mächten nacheinander geschlagen, als daß sie nicht von einer solchen Politik zurückgekommen sein sollten, wie sie damals

---

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.

**) Treitschke, Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert. I.

***) Zitiert nach Camille Rousset, La Grande Armée de 1813. Paris 1871.

†) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.

seit 20 Jahren zuerst der französischen Republik, dann Napoleon den Sieg erleichtert hatte. Solche Politik hatte Österreichs tapferen Feldherrn, den Prinzen von Coburg, 1794 seine Enthebung vom Kommando beim Kaiser nachsuchen lassen. Er hatte sich gezwungen gesehen, in Belgien noch eine Art Scheinkrieg zu führen, trotzdem in Wien die Räumung des Landes längst beschlossen war. Ein General von Kopf und Herz, sagt er, könne unmöglich dort ein Feld gedeihlicher Tätigkeit finden, wo „eine Art fabulöser Desorganisation die Oberhand gewinne". In herbem Ton verurteilt er die österreichische Kriegführung; in solcher Lage bleibe „einem treuen Mann nichts übrig, als den Stab niederzulegen, den er gern mit Lorbeeren umwunden dem Kaiser überreicht hätte".*)

Ein Jahr, bevor Preußen den Schlägen Napoleons bei Jena und Auerstedt erlag, hatten seine Staatsmänner durch eine „der Gewalt abgewendete, behutsame, verschlagene, auch unredliche Klugheit" Gewinn aus dem Kriege Rußlands, Österreichs und Englands gegen Napoleon zu ziehen gesucht. Der 1805 unternommene Versuch, ohne die mobilgemachte Armee einzusetzen, auf unblutigem Wege Hannover zu gewinnen, hat sich bald genug gerächt. Preußen geriet durch den Schönbrunner Vertrag in völlige Abhängigkeit von Napoleon und in einen Krieg mit England. Seine Schilderhebung von 1806 entsprang hauptsächlich der, wenn auch verspäteten Erkenntnis, daß eine gesunde Politik der Selbsterhaltung der Gewalt des Schwertes nicht zu entraten vermag. „Man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h., trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken, und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen."**)

Freilich kann auch eine an sich großzügige, zielbewußte Politik, wenn sie keine richtige Vorstellung von den Mitteln und den Bedingungen der Kriegführung sowie von der Tragweite der zu fassenden Entschließungen hat, die Kriegführung ungünstig beeinflussen. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat wiederholt während des Krieges 1870/71 versucht, einen Einfluß auf die Kriegführung zu gewinnen, der ihm nicht zukam. Wenn diese Bestrebungen ohne üble Folgen blieben, so war es allein dem zuzuschreiben, „daß die politischen und militärischen Forderungen in der Person des im Felde anwesenden Staatsoberhauptes ihren Ausgleich fanden."***) „Die Politik bedient sich des Krieges", schreibt Moltke,†) „für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt

*) Zitiert nach Häusser. Deutsche Geschichte. I.

**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

***) Bemerkung Moltkes zu Blumes Strategie. Kriegsgesch. Einzelschriften. Heft 36, S. 169.

†) Aufsatz vom Jahre 1871 „Über Strategie". Moltkes militärische Werke II². Taktisch-strategische Aufsätze.

entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, so zwar daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem minderen Erfolg sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr." Moltkes Verhalten entsprach während des Krieges durchaus dem Verlangen von Clausewitz, der 1827 in einem Briefe an Müffling schreibt: „Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begehe im Gebrauch desselben." *)

Solche Fehler, so nachteilig sie auch die Kriegführung beeinflussen mögen, werden immerhin nur Reibungen erzeugen, sie haben mit grundsätzlich irrigen Anschauungen über den Krieg, wie sie vor der französischen Revolution allgemein verbreitet waren, nichts gemein.

„Die ungeheuren Wirkungen der französischen Revolution nach außen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten der französischen Kriegführung als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustande des Volkes usw. zu suchen. Daß die anderen Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, daß sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das alles sind Fehler der Politik .... Man kann sagen: die zwanzigjährigen Siege der Revolution sind hauptsächlich die Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen gewesen, ... wenn auch der eigentliche Überfall, von welchem sich die Intelligenz getroffen fühlte, innerhalb der Kriegführung stattfand." **)

Immer gilt es, sich vorzuhalten, daß der Krieg, eben weil er nur eine Fortsetzung des politischen Verkehrs ist, verschiedene Formen annehmen kann, denn er unterliegt der Einwirkung der maßgebenden Strömungen des staatlichen Lebens. Das 18. Jahrhundert weist in Europa vorwaltend Kabinettskriege auf, wenn diese auch zum Teil nur den Rückschlag des englisch-französischen Kampfes um die Seeherrschaft bilden. Die französische Revolution und ihr Erbe Napoleon weckten mit ihren Expansionsgelüsten zuerst die nationalen Gegensätze. „Seit Bonaparte hat der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auch auf der anderen wieder Sache des ganzen Volkes wurde, sich seiner wahren Natur, seiner absoluten Vollkommenheit sehr genähert." ***) Die Kriege des 19. Jahrhunderts sind, wenn man von den orientalischen Verwicklungen und den revolutionären Erhebungen absieht, vor-

*) Kriegsgesch. Einzelschriften. Heft 36.

**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

***) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap.

waltend nationale Einigungskämpfe, nur jenseits des Ozeans erscheint der nordamerikanische Bürgerkrieg der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dessen Ursprung in wirtschaftlichen Gegensätzen zu suchen ist, bereits wie ein Vorläufer der neuesten Periode der vorwiegend aus wirtschaftlichen Gegensätzen entstandenen Kriege. Gewiß ist eine strenge Scheidung in dieser Hinsicht nicht möglich, denn auch schon älteren Konflikten liegen wirtschaftliche Ursachen zugrunde, aber im ganzen genommen, „hat jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit, und nur der, welcher nicht sowohl durch ein ängstliches Studium aller kleinen Verhältnisse als durch einen treffenden Blick auf die großen sich in jede Zeit versetzt, ist imstande, die Feldherren derselben zu verstehen und zu würdigen.“ *)

„Es gibt im Kriege viele Wege zum Ziele, nicht jeder Fall ist an die Niederwerfung des Gegners gebunden. Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, bloße Besetzung derselben, bloße Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöße, alles das sind Mittel, die jedes für sich zur Überwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigentümlichkeit des Falles mehr von dem einen oder dem andern erwarten läßt.“ **)

Es genügt, um die Wahrheit dieser Sätze zu erhärten, auf den Krimkrieg und den russisch-japanischen Krieg hinzuweisen. Die Festsetzung auf der Krim und die Einnahme von Sewastopol bildeten für England und Frankreich immer nur ein Mittel, Rußland zur Nachgiebigkeit zu zwingen, wie für Japan das Zurückdrängen der Russen in der Mandschurei und die Einnahme von Port Arthur. Beide Male konnte nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und entsprechend den geographischen Verhältnissen an eine eigentliche Niederwerfung der russischen Macht nicht gedacht werden.

Wie ferner eine zögernde Kriegführung aus politischen Gründen dazu gelangen kann, auch dort, wo ihr der Zweck des Krieges die Initiative vorschreibt, wenn auch mit Unrecht, ihre Aufgabe in einem bloßen „passiven Abwarten der feindlichen Stöße“ zu sehen, lassen die Entwürfe des österreichischen Hauptquartiers und des Kronprinzen von Schweden im Herbst 1813 erkennen. Auch diese glauben freilich ihr Ziel schließlich nicht anders als durch den Kampf erreichen zu können, denn „der Mittel gibt es im Kriege nur ein einziges: es ist der Kampf. Wie mannigfaltig dieser auch gestaltet sei, wie weit er sich von der rohen Entledigung des Hasses und der Feindschaft im Faustkampfe entfernen möge, wie viel Dinge sich einschieben mögen, die nicht selbst Kampf sind, immer liegt es im Begriff des Krieges, daß alle in ihm erscheinenden Wirkungen ursprünglich vom Kampf ausgehen müssen .... Es bezieht sich also alle kriegerische Tätigkeit notwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar

*) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap.

**) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.

oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten .... Nun ist im Gefecht alle Tätigkeit auf die Vernichtung des Gegners, oder vielmehr seiner Streitfähigkeit gerichtet, denn dies liegt in seinem Begriff; die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen .... Die Waffenentscheidung ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist; wie entfernt diese Beziehungen auch seien, wie selten die Realisationen eintreten mögen, ganz können sie niemals fehlen." *)

„Denken wir uns den Staat und seine Kriegsmacht als Einheit, so ist die natürlichste Vorstellung, uns den Krieg auch als ein einziges großes Gefecht zu denken .... Die Handlung ist aber an eine solche Menge von Bedingungen und Rücksichten gebunden, daß der Zweck nicht mehr durch einen einzelnen großen Akt, sondern durch eine Menge größerer oder kleinerer, die zu einem Ganzen verbunden sind, erreicht werden kann.**) Ist aber der Blick des Geistes immer auf die Reihe der Gefechte gerichtet, soweit sie sich vorher übersehen läßt, so ist er auch immer auf dem geraden Wege zum Ziele, und dabei bekommt die Bewegung der Kraft diejenige Geschwindigkeit, d. h. Wollen und Handeln diejenige Energie, die der Sache gemäß und nicht von fremdartigen Einflüssen gestört ist." ***)

Daß solche „der Sache gemäße Energie" dem in seiner letzten Gestaltung unter Österreichs Einwirkung abgeschwächten Kriegsplan der Verbündeten im Herbst 1813 nicht innewohnte, ist offenbar, denn er war von „fremdartigen Einflüssen gestört", die an sich mit der Natur des Krieges nichts gemein hatten. Im Schwarzenbergschen Hauptquartier überwog die „negative Seite, nämlich die Erhaltung der eigenen Streitkräfte .... Solches Erhalten der eigenen Streitkräfte hat den negativen Zweck, führt also zur Vernichtung der feindlichen Absicht, d. h. zum reinen Widerstande, dessen letztes Ziel nichts anderes sein kann, als die Dauer der Handlung so zu verlängern, daß der Gegner sich darin erschöpft." Der „negative Zweck" mußte im Schwarzenbergschen Hauptquartier umsomehr vorherrschen, als dem Fürsten die Schonung der österreichischen Armee, der letzten, die der Kaiserstaat aufzubringen vermöge, ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden war. Aus Metternichs eigentümlichem Vorschlage einer offensiven Haltung bei defensivem Verfahren ersieht man am besten, wohin solche Auffassung führt. Daß im Kriege „alles unter einem höchsten Gesetze steht: unter der Waffenentscheidung ...., daß die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende erscheint ....,†) daß nur große taktische Erfolge zu großen strategischen führen können," ††) das waren dieser Staatskunst

*) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.
***) Vom Kriege. III. Buch, 1. Kap.
†) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.
††) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.

und dieser Feldherrnweisheit trotz Marengo, Ulm, Austerlitz, Regensburg und Wagram völlig unbekannte Begriffe.

„Das Vergessen dieser Wahrheit hatte vor der letzten (Napoleonischen) Kriegsepoche in ganz falsche Ansichten hineingeführt und Irrungen sowie Fragmente von Systemen erzeugt, mit denen die Theorie sich über den Handwerksgebrauch umsomehr zu erheben glaubte, je weniger sie meinte, des eigentlichen Instruments, nämlich der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, zu bedürfen."*) „Die allgemeinen Verhältnisse, aus denen ein Krieg hervorgeht, bestimmen auch seinen Charakter. Diese allgemeinen Verhältnisse aber haben die meisten Kriege zu einem Halbdinge gemacht, in dem die eigentliche Feindschaft sich durch einen solchen Konflikt von Beziehungen winden muß, daß sie nur ein sehr schwaches Element bleiben kann."**)

Clausewitz ist in so hohem Grade vom Vernichtungsgedanken durchdrungen, daß er die Strategie als die „Lehre vom Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges"***) bezeichnet. Wie wenig diese Auffassung damals noch Allgemeingut war, läßt der Entwurf Knesebecks erkennen. Es ist ein durchaus willkürliches Gebilde, das sich der preußische General schafft. Nicht von der augenblicklichen feindlichen Kräfteverteilung geht er aus, sondern, weil er sie nach seinen theoretischen Vorstellungen für unnatürlich hält, legt er ihr eine Verschiebung unter, zu der sie durch den Beitritt Österreichs zur Koalition angeblich gezwungen sein soll. Das Vorherrschen rein geographischer Begriffe findet sich bei den Männern der alten Schule häufiger.

So trachtet 1809 Erzherzog Karl, als er mit der österreichischen Hauptmacht vom Inn, mit zwei Armeekorps von Böhmen in Süddeutschland einbricht, die noch nicht versammelte französische Streitmacht zu trennen, indem er seine Gesamtkräfte an der Altmühl zu vereinigen sucht. Darüber versäumte er, sowohl die hinter dem Inn stehenden Bayern als auch Davout an der Donau zu schlagen, so daß Napoleon die Möglichkeit blieb, seine Armee südlich des Stromes zu vereinigen und der Marsch an die Altmühl gegenstandslos wurde. Der Erzherzog hatte „bei einem sonst treffenden Urteile doch in der Hauptsache eine grundfalsche Ansicht von der Strategie: er nimmt das Mittel für den Zweck, und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, für die im Kriege alles geschehen soll, existiert in seiner Vorstellungsweise als ein eigentümlicher Gegenstand gar nicht, sie besteht für ihn nur insoweit, als sie auch Mittel ist, um den Feind von diesem oder jenem Punkt zu vertreiben; dagegen sieht er allen Erfolg einzig und allein in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden, die doch nie etwas anderes sein kann als ein Mittel zum Siege, d. i. zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen

*) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.
**) Vom Kriege. VI. Buch, 8 Kap.
***) Vom Kriege. III. Buch, 1. Kap.

Kraft .... Die Folge dieser falschen Richtung ist, daß der Erzherzog, unaufhörlich mit Kombinationen von Zeit und Raum und mit der Richtung von Straßen, Flüssen und Höhenzügen beschäftigt, diesen Dingen bis in ihren kleinsten Zügen einen Wert beilegt, den sie höchstens in ihren großen haben können."*)

Zu solchen „großen Zügen" gehörte 1813 die an sich richtige Vorstellung, daß die geographische Lage Böhmens von vornherein eine Umfassung der Aufstellung Napoleons an der Elbe ermöglichte, und unfehlbar war es richtig, sie in diesem Sinne auszunutzen, indem die Hauptarmee auf das linke Elbufer hinübergezogen wurde, vorausgesetzt, daß die Verbündeten nicht bei einer bloßen Bedrohung der feindlichen Elbbasis stehen blieben, sondern die Umfassung ausnutzten, um unter günstigen Bedingungen zu schlagen. Die vorspringende Bastion des westlichen Böhmens an sich bedeutete dagegen nichts. Eine von hier aus unternommene Offensive konnte nur dann wirksam werden, wenn sie mit einem entschiedenen Vorgehen der Schlesischen, vor allem aber mit einem Hinübergreifen der Nord-Armee über die Elbe verbunden wurde, nicht aber, wie es tatsächlich geschah, in dem Streben erfolgte, einen ernstlichen Zusammenstoß mit dem gefürchteten Gegner so lange als möglich hinauszuschieben.

Es wäre jedoch unrecht, zu verkennen, daß die Generale von damals ihre theoretischen Anschauungen der Schule entnehmen mußten, die sie durchgemacht hatten. Die nachfridericianische Zeit lebte durchaus in der Vorstellung von der Macht der unblutigen Manöverstrategie, und ihre Vorliebe für mathematische und geographische Abstraktionen entstammte jener Theorie, die von dem Beziehen weitgedehnter Kordonstellungen Erfolg erwartete. Die Kordonstellungen und das Manöver waren die Pole, um die sich die Anschauungen jener Zeit drehten. Das Versagen solcher Kriegsweise Napoleon gegenüber mag uns daher eine Warnung sein, wohin selbstgefällige Systemsucht führt. Zugleich aber zeigt sich die ganze geistige Höhe derjenigen Männer im Lager der Verbündeten, die damals bereits innerlich frei von den Fesseln solcher Systeme waren. Mit ihnen gänzlich aufgeräumt zu haben, ist das unendliche Verdienst von Clausewitz.

Sprechen die großen Züge der geographischen Gestaltung des Kriegsschauplatzes überall mit, so haben doch Winkel und Linien nicht die Bedeutung in der Strategie, die ihnen einst eine falsche Kriegsgelehrsamkeit beilegte. Dennoch ist das geometrische Element nicht ganz ohne Bedeutung. So ist „der Begriff der Basis in der Strategie ein wirkliches Bedürfnis, und es ist ein Verdienst, darauf gekommen zu sein".**) .... „Die Formen in der Aufstellung der Streitkräfte, die Gestalt der Länder und Staaten sind von großem Einfluß, entscheidend aber ist das geometrische Prinzip nicht .... Wir scheuen uns daher nicht, es als eine ausgemachte Wahrheit anzusehen, daß

---

*) Band V. Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. I. Teil.

**) Vom Kriege. II. Buch, 2. Kap.

es in der Strategie mehr auf die Anzahl und den Umfang siegreicher Gefechte ankomme, als auf die Form der großen Lineamente, in welcher sie zusammenhängen. Gerade die umgekehrte Ansicht ist ein Lieblingsthema der Theorie gewesen, weil man geglaubt hat, dadurch der Strategie eine größere Wichtigkeit zu geben. In der Strategie aber sah man wieder die höhere Funktion des Geistes, und so glaubte man, den Krieg dadurch zu veredeln und, wie man vermöge einer neuen Substitution der Begriffe sagte, wissenschaftlicher zu machen. Wir halten es für einen Hauptnutzen einer vollständigen Theorie, solchen Verschrobenheiten ihr Ansehen zu nehmen."*)

Moltke hat durch die Tat erneut bewiesen, daß der Krieg über solche Verschrobenheiten, wie sie hier Clausewitz auf Grund napoleonischer Kriegsweise bekämpft, hinwegschreitet. Für ihn „können für die Strategie allgemeine Lehrsätze, aus ihnen abgeleitete Regeln und auf diese aufgebaute Systeme unmöglich einen praktischen Wert haben . . . .," denn „die Strategie ist die Übertragung des Wissens auf das praktische Leben . . . .,"**) „ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung."***)

Darum aber ist die Strategie im Sinne von Clausewitz aufgefaßt, nicht etwa eine Art Geheimwissenschaft, die die Masse des Offizierkorps nichts angeht, sondern nur die Anwendung soldatischen Denkens auf größere Verhältnisse. In dieser sich zu üben, aber ist für jeden Offizier von unendlichem Nutzen. Die Klarheit seines Denkens, die Sicherheit des Entschlusses auch in kleineren Verhältnissen wird unfehlbar dadurch gewinnen.

Beurteilung der Maßnahmen Napoleons.

Betrachten wir die Aufstellung Napoleons bei Ablauf des Waffenstillstandes, so gewährt sie — von dem an der Unterelbe befindlichen Korps Davout abgesehen — das Bild eines spitzwinkligen Dreiecks, dessen Basis die Elbstrecke Königstein—Wittenberg bildet und dessen Spitze bei Liegnitz zu suchen ist. Man hat es getadelt, daß der Kaiser überhaupt eine Offensive gegen Berlin einleitete. Marschall Marmont behauptet, die Leidenschaft, das Bestreben, Preußen empfindlich zu strafen, habe ihn dazu verführt. Nun war aber die Wiederbesetzung der preußischen Hauptstadt von nicht zu unterschätzender moralischer Bedeutung, und wenn Napoleon die Widerstandsfähigkeit der preußischen Landwehrtruppen zu gering anschlug, so urteilte er doch richtig, wenn er von dem Führer der verbündeten Nord-Armee große Dinge nicht erwartete. Zwar mußte er sich sagen, daß Oudinot der ihm zufallenden Aufgabe ebenfalls nicht gewachsen war, und rechnete er wohl mit allzu großer Bestimmtheit auf das Gelingen des Zusammenwirkens der drei räumlich getrennten Gruppen Oudinots, Girards und Davouts; allein diese Dinge gehören zu denjenigen, die im Kriege unwägbar sind.

*) Vom Kriege. III. Buch, 15. Kap.
**) Militärische Werke. II². Aufsatz vom Jahre 1871 „Über Strategie".
***) Taktische Aufgaben. S. 133.

Auch wenn man von ihnen und dem begreiflichen Wunsche Napoleons, die Besatzungen der Oderplätze und Danzigs zu befreien, gänzlich absieht, ergab sich schon aus der geometrischen Gestalt der französischen Aufstellung die Notwendigkeit einer Erweiterung des Kriegsschauplatzes nach Norden. Nur eine solche sicherte wirksam Flanke und Rücken der in Schlesien und der Lausitz stehenden Hauptkräfte. Insofern zeigt sich hier abermals die Bedeutung des geometrischen Elements im großen.

Das gleiche gilt, wenn man die Lage Napoleons inmitten der ihn im weiten Bogen umspannenden verbündeten Heere ins Auge faßt. Er befand sich ihnen gegenüber auf der „inneren Linie". Auch dieser Begriff ist „ein geometrisches Prinzip, das sich allerdings auf einen guten Grund stützt, auf die Wahrheit, daß das Gefecht das einzige wirksame Mittel im Kriege ist". An sich aber ist es nur „eine neue Einseitigkeit, welche nimmermehr dahin gelangen konnte, das wirkliche Leben zu beherrschen",*) nur wenn der in der Mitte Stehende „entschlossen ist, den Weg großer Waffenentscheidungen zu gehen, hat er eine hohe Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, sobald er gewiß ist, daß der andere ihn nicht gehen, sondern ein anderes Ziel verfolgen will".**) In diesem Sinne sah Napoleon, so wenig er auch die Verschärfung der Lage verkannte, die durch Österreichs Hinzutritt zu den Verbündeten entstanden war, auf die Macht seines Feldherrntums und sein einheitlich geführtes Heer gegenüber der Vielheit seiner Gegner vertrauend, den kommenden Dingen doch nicht ohne Hoffnung entgegen.

Der Machtzuwachs, den die Verbündeten durch die österreichische Armee erhielten, fiel nach seinem Dafürhalten allein ins Gewicht, die Überflügelung seiner Stellung an der Elbe infolge der geographischen Lage Böhmens flößte ihm keinerlei Beunruhigung ein. Er äußerte: „Ce qui m'importe, c'est qu'on ne nous coupe pas de Dresde et de l'Elbe; peu m'importe qu'on nous coupe de France ...... Ce qui est clair, c'est qu'on ne tourne pas 400 000 hommes qui sont assis sur un système de places fortes, sur une rivière comme l'Elbe, et qui peuvent déboucher indifféremment par Dresde, Torgau, Wittenberg et Magdebourg. Toutes les troupes ennemies qui se livreront à des manoeuvres trop éloignées seront hors du champ de bataille". In diesen Worten spricht sich die Ansicht aus, „daß ein Verteidigungsheer, welches einen bedeutenden Fluß nahe, doch nicht unter einem gewöhnlichen Marsch, hinter sich hat und an diesem Fluß eine hinreichende Menge gesicherter Übergangspunkte besitzt, unstreitig in einer viel stärkeren Lage ist, als es ohne den Fluß sein würde; denn wenn es durch die Rücksicht auf die Übergangspunkte in allen seinen Bewegungen etwas an Freiheit verliert, so gewinnt es viel mehr durch die Sicherheit seines strategischen Rückens, d. h. hauptsächlich seiner Verbindungslinien". Napoleon hat den Fall, der schließlich eintrat,

*) Vom Kriege. II. Buch, 2. Kap.

**) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.

***) Corresp. XXVI. 20398.

daß die verbündete Hauptarmee auf dem linken Elbufer ausholen und über das Erzgebirge vorgehen würde, für den wenigst wahrscheinlichen gehalten. Er glaubte, seinen Gegnern hinreichend blutige Lehren gegeben zu haben, als daß sie sich zu weit ausgreifenden strategischen Umgehungen entschließen würden, die doch nur durch den Sieg in der Schlacht wahrhaft wirksam werden konnten. Die Ausstattung der Elbplätze mit Lebensmitteln und Munition sollte es möglich machen, vorübergehend ganz auf die Verbindung mit Frankreich zu verzichten. Die Vorräte haben tatsächlich den vom Kaiser geplanten Umfang nicht erreicht, und dadurch hat später die Unterbrechung der Verbindungen durch die verbündeten Parteigänger sehr nachteilig eingewirkt. Zunächst aber genügte die Elbbasis, umsomehr, als der Strom zugleich den Vorteil leichter Überführung der Vorräte von einem Flügel zum anderen gewährte: zu einer Zeit, die noch keine Eisenbahnen kannte, ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

An der Spitze seiner 400 000 Mann war Napoleon berechtigt, sich den Verbündeten auch nach der Kriegserklärung Österreichs gewachsen zu wähnen. Er hatte von jeher ein sehr bestimmtes Gefühl für die Bedeutung des Machtverhältnisses besessen. Auf seine Kriege beziehen sich die Worte: „Wenn wir die neueste Kriegsgeschichte ohne Vorurteil betrachten, so müssen wir uns gestehen, daß die Überlegenheit in der Zahl mit jedem Tage entscheidender wird; wir müssen also den Grundsatz, möglichst stark im entscheidenden Gefecht zu sein, allerdings jetzt etwas höher stellen, als er vielleicht ehemals gestellt worden ist. Die Heere sind in unseren Tagen einander an Bewaffnung, Ausrüstung und Übung so ähnlich, daß zwischen den besten und schlechtesten kein sehr merklicher Unterschied in diesen Dingen besteht ......, um so entscheidender wird das Machtverhältnis."*) Daß in dem Streben nach einem günstigen Machtverhältnis indessen auch zu weit gegangen werden kann, indem unter der Stärke der aufgebrachten Streitkräfte deren Güte leidet, lehrt gerade die napoleonische Rekrutenarmee von 1813 besonders eindringlich. Das Höchste zu vollbringen, war sie nicht imstande, so achtungswert für eine Neuschöpfung auch ihre Leistungen im einzelnen gewesen sind, und so wenig man Napoleon tadeln kann, wenn er seine Armee so stark wie möglich machte; führten doch auch die Gegner zum Teil nur flüchtig geschulte Truppen ins Feld.

Mehr als die anderen Feldzüge Napoleons, in denen häufig die Gegner zu Anfang durch weite Räume voneinander getrennt waren und wo infolgedessen die Entscheidung aus langen Anmärschen heraus allmählich heranreifte, tritt im Herbstfeldzuge 1813 die Ähnlichkeit mit heutigen Aufmarschverhältnissen hervor. Wenige Märsche mußten die beiderseitigen Massen aneinanderbringen, die sich nahe der Demarkationslinien und der böhmischen Grenze gegenüberstanden. Auf beiden Seiten herrschte dessenungeachtet ziemliche Ungewißheit über die Absichten des Gegners, dessen wirkliches Handeln entsprach nicht den gehegten Vermutungen. „Aus dem allgemeinen Streben

*) Vom Kriege. V. Buch, 3. Kap.

nach relativer Überlegenheit ergibt sich ein anderes Streben, welches folglich ebenso allgemein sein muß: es ist die Überraschung des Feindes. Sie liegt mehr oder weniger allen Unternehmungen zugrunde, denn ohne sie ist die Überlegenheit auf dem entscheidenden Punkte eigentlich nicht denkbar. Die Überraschung wird also das Mittel zur Überlegenheit, aber sie ist außerdem auch als ein selbständiges Prinzip anzusehen, nämlich durch ihre geistige Wirkung. Wo sie in hohem Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Mut beim Gegner die Folgen, und wie diese den Erfolg vervielfachen, davon gibt es große und kleine Beispiele genug."*)

Damit, daß die Voraussetzungen, die man über den Gegner hegt, trügen, wird auch in Zukunft zu rechnen sein. Zwar wird die Zahl der möglichen Überraschungen, die der Feind uns bereiten kann, heute bis zu einem gewissen Grade durch die Gestaltung seines Eisenbahnnetzes eingeschränkt. Die gleiche Lage wie 1813 vorausgesetzt, würde jetzt ein an der Elbe stehender Verteidiger vom westlichen Böhmen her keinen Anfall zu besorgen haben, wenn das Eisenbahnnetz nicht den Abtransport von 125 000 Mann von Schlesien an die Eger gestattete. Selbst wenn die Möglichkeit derartiger Verschiebungen mit Hilfe der Eisenbahnen bestünde, ließen sie sich schwerlich so lange geheim halten, wie es 1813 der Fall war. Andererseits bedarf der Gegner eines entsprechenden Eisenbahnnetzes, um solchen Möglichkeiten wirksam zu begegnen, denn die Verschiebungen auf feindlicher Seite würden sich mit weit größerer Schnelligkeit vollziehen. In der Tat können ganze Heeresteile, die, ihren Friedensstandorten entsprechend, früher nur für einen Flügel der feindlichen Gesamtfront in Betracht kamen, jetzt auf jedem beliebigen Punkt auftreten. Nur bei ganz einfachen Verhältnissen, wie sie ein besonders weitmaschiges Eisenbahnnetz beim Gegner mit sich bringt, trifft es zu, daß durch die Starrheit, welche die Eisenbahnen im Gegensatz zu den Landstraßen für den Aufmarsch an sich haben, die Berechnung der feindlichen Maßnahmen gegen früher leichter geworden ist. Im allgemeinen hat sich die Zahl der Möglichkeiten seit Einführung der Eisenbahnen eher vermehrt als vermindert. Bei Beurteilung der Ereignisse des russisch-japanischen Krieges darf nicht außeracht gelassen werden, daß die Verhältnisse auf japanischer Seite dadurch besonders leicht zu übersehen waren, daß die russische Armee auf eine einzige eingleisige Bahnlinie für ihren Aufmarsch und ihren gesamten Nachschub angewiesen war. Für die auf russischer Seite anzustellende Berechnung kam ebenfalls nur eine beschränkte Zahl von Richtungen in Betracht, welche die japanischen Seetransporte einschlagen konnten. Die Einfachheit der operativen Verhältnisse, die sich hierdurch auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze ergab, hat, wenn auch im Verein mit anderen Umständen, dazu beigetragen, den Kämpfen jenen zehrenden Charakter des Stellungskrieges zu geben, der nicht ohne weiteres auf europäische Verhältnisse übertragen werden darf. Im Kulturlande werden die Eisenbahnen ein mächtiges Kriegsmittel bilden und, geschickt benutzt, ihr

*) Vom Kriege. III. Buch, 9. Kap.

Teil dazu beitragen, dem Kriege den Charakter als Bewegungskrieg zu wahren. Sie bieten in ganz anderer Weise die Möglichkeit, den Raum zu beherrschen, als ehemals, nur wird man sich nicht dem Glauben hingeben dürfen, daß es ohne weiteres ausführbar ist, den schon im Gange befindlichen Aufmarsch eines Millionenheeres plötzlich in seiner Gesamtheit, entsprechend den vom Feinde eingehenden Nachrichten, abzuändern.

Ist man daher aus äußeren Gründen oder mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des eigenen Heeres nicht in der Lage, sofort die Initiative an sich zu reißen und dem Gegner das Gesetz zu geben, so kann bei großer Unsicherheit über die feindlichen Absichten ein vorläufiges Abwarten geboten sein. Es wird alsdann nur darauf ankommen, die eigenen Kräfte so aufzustellen, daß sie allen denkbaren Möglichkeiten gewachsen sind. In dieser Hinsicht ist Napoleons Kräftegruppierung bei Ablauf des Waffenstillstandes 1813 vorbildlich. Auf sein Verhalten passen die Worte: „Der Begriff der Verteidigung ist das Abwehren; in diesem Abwehren liegt das Abwarten, und dieses Abwarten ist uns das Hauptmerkmal der Verteidigung und zugleich ihr Hauptvorteil. Da aber die Verteidigung im Kriege kein bloßes Dulden sein kann, so kann auch das Abwarten kein absolutes sein, sondern nur ein relatives. . . . . . Jede positive und folglich mehr oder weniger angriffsartige Tätigkeit, welche sie nach dem Abwarten übt, wird den Begriff der Verteidigung nicht aufheben, denn das Hauptmerkmal derselben und ihr Hauptvorteil hat stattgefunden." *)

Gegen die Pläne des Kaisers, die auf ein Abwarten mit den Hauptkräften behufs späteren Überganges zum Angriff hinausgingen, sind von den Marschällen Gouvion St. Cyr und Marmont Einwendungen gemacht worden. Ersterer will nach seinen Denkwürdigkeiten dem Kaiser am 13. August mündlich vorgestellt haben, daß er die Schwierigkeiten, die der Offensive Oudinots auf Berlin begegnen würden, insonderheit die Zahl und Leistungsfähigkeit der preußischen Landwehr unterschätze und geraten haben, das rechte Elbufer ganz aufzugeben, 150 000 Mann auf dem linken Ufer zwischen Dresden und Magdeburg in einer guten Verteidigungsstellung zu vereinigen und mit 250 000 Mann unter persönlicher Führung des Kaisers einen Einfall nach Böhmen zu unternehmen. Entgegen der Ansicht des Kaisers, daß die Österreicher über Zittau nach der Lausitz einbrechen würden, will St. Cyr geltend gemacht haben, daß sie aus dem westlichen Böhmen nach Sachsen und Bayern vorgehen und jedenfalls ihre Hauptmacht zwischen Elbe und Rhein zur Geltung bringen würden. Napoleon soll über diese Auffassung sehr erstaunt gewesen sein und gemeint haben: „Mir gegenüber werden sie solche Bewegungen nicht wagen, ich habe ihnen so häufig Lehren gegeben. Ich möchte schon, sie operierten in dieser Weise, aber sie werden es nicht wagen."

Marschall Marmont, der gleichfalls vom Kaiser um seine Ansicht befragt wurde,

*) Vom Kriege. VI. Buch, 8. Kap.

äußerte sich schriftlich ebenfalls gegen den Vorstoß auf Berlin. Er befürwortete ein engeres Zusammenziehen der französischen Streitmacht hinter der oberen Spree zu beiden Seiten der Elbe mit Dresden als zentralem Stützpunkt. Dann stünde der Kaiser mit seinen Hauptkräften einen starken Marsch östlich von Dresden bereit, den ersten seiner Gegner, der ihm nahte, mit großer Überlegenheit zu erdrücken. Der Kaiser behalte auf diese Weise die Leitung unmittelbar in seiner Hand, was von unschätzbarem Vorteil sei. Die feindliche Nord-Armee glaubt der Marschall durch Davout, Girard und ein bei Torgau aufzustellendes Korps hinreichend beschäftigt. Für den Fall, daß der Kaiser nicht den Angriff des Feindes abwarten will, hält auch Marmont eine vom Kaiser in Person geleitete Offensive nach Böhmen auf dem linken Elbufer für das aussichtsreichste Unternehmen. Die nach Schlesien vorgeschobenen Truppen können diese Bewegung entweder hinter der Elbe decken oder über Zittau ebenfalls in Böhmen einrücken. Zweifel kommen dem Marschall, ob der Kaiser nicht die Widerstandskraft Dresdens, das sich acht Tage halten soll, überschätze. Vor allem die Dreiteilung der französischen Streitmacht mißfällt Marmont, er will dem Kaiser geschrieben haben: „Ich befürchte, daß an dem Tage, wo Sie glauben werden, einen Sieg erfochten und die Entscheidungsschlacht geschlagen zu haben, Sie erfahren werden, daß Sie zwei Schlachten verloren haben."

Wenn der Marschall in seinen Denkwürdigkeiten dann hinzufügt: „Ich sollte leider zum Propheten werden," so erweckt er allerdings starke Zweifel, ob diese Prophezeiung dem Schreiben an Napoleon nicht erst nachträglich hinzugefügt worden ist, wie denn überhaupt die Eitelkeit sich in Marmonts Denkwürdigkeiten stark hervordrängt. Die Angaben St. Cyrs über sein Gespräch mit Napoleon machen den Eindruck größerer Wahrhaftigkeit. Auch St. Cyr übersieht jedoch, daß der Vorschlag einer Offensive nach Böhmen einem Auswandern aus dem augenblicklichen Kriegsschauplatz gleichkam. Man wandert aber mit 400 000 Mann nebst Magazinen und allen erforderlichen Anstalten ebensowenig aus, „wie man 400 000 Mann umgeht". Es hieß ferner die tapferen und seitdem erheblich verstärkten Gegner von Gr. Görschen und Bautzen gar sehr mißachten, wenn man sich von ihnen abwandte und sich auf die Österreicher warf. Wer bürgte dafür, daß diese nicht dem Stoße auswichen, und was geschah inzwischen an der Elbe, selbst wenn 150 000 Mann nach St. Cyrs Vorschlag dort zurückblieben? Weder er noch Marmont ziehen genügend die Grenzgebirge in Betracht, die alsdann die in Böhmen befindliche französische Hauptmacht von den französischen Truppen an der Mittelelbe getrennt haben würden und deren Pässe mit Leichtigkeit von den Verbündeten gesperrt werden konnten.

Wenn Marmont vorschlug, der Kaiser solle zunächst mit nahezu 400 000 Mann zwischen Bautzen und Dresden abwarten, so übersieht er, daß eine Defensive, die nicht zu einer völligen Untätigkeit verdammt sein will, nicht minder der Bewegungsfreiheit bedarf wie die Offensive, die ungleich weitere Aufstellung des Kaisers, die bis zum

Bober reichte, aber diese Bewegungsfreiheit durchaus gewährte. In dem Waldgebiet der Dresdener Heide und dem zerrissenen Gelände, das der Abfall des Oberlausitzer Berglandes zur Elbe bildet, war sie dagegen für so starke Kräfte keineswegs vorhanden. Auch bot sich hier kein Raum zur Unterkunft, und die Verpflegung mußte große Schwierigkeiten machen.

Mögen immerhin die Ansichten der beiden Marschälle im einzelnen durch den Gang der späteren Ereignisse gerechtfertigt erscheinen, Napoleon konnte diesen Gang um die Mitte des August nicht voraussehen. Wenn das Generalstabswerk über den Krieg 1870/71, indem es der anfänglich geplanten französischen Offensive nach Süddeutschland gedenkt, schreibt: „Der mächtige Magnet eines Heeres zwischen Koblenz und Mainz zieht die französischen Waffen unwiderstehlich an sich. Nicht die um Metz versammelte Streitmacht marschiert nach dem oberen Rhein, sondern die dort verteilte wird sukzessive nach der Saar herangezogen,*) .... so durfte wohl auch Napoleon annehmen, daß für die Verbündeten seine nahezu 300 000 Mann, die zwischen dem Bober und der Elbe gestaffelt standen, ebenfalls ein „mächtiger Magnet" sein würden. Es erscheint somit begreiflich, daß er darüber die Möglichkeit einer Umfassung seiner Basis vom Erzgebirge her erst als die entferntere betrachtete. Entgegen der an den napoleonischen Entwürfen von seinen Generalen und manchen Kriegshistorikern, die diesen gefolgt sind, geübten Kritik wird man Theodor v. Bernhardi beistimmen müssen, wenn er Napoleons Feldzugsplan als „durchaus seiner würdig"**) bezeichnet.

Beurteilung kriegerischen Handelns im allgemeinen.

„Wenn die Kritik Lob und Tadel über den Handelnden aussprechen will, so muß sie suchen, sich genau auf seinen Standpunkt zu versetzen, d. h. alles zusammenstellen, was er gewußt und was sein Handeln motiviert hat, dagegen von allem absehen, was der Handelnde nicht wissen konnte oder nicht wußte, also vor allen Dingen auch vom Erfolge."***) Die Kritik wird sich immer damit begnügen müssen, dieser Forderung nahezukommen, niemals imstande sein, sie ganz zu erfüllen. Auch dort, wo uns die geschichtlichen Quellen am reichsten fließen, entziehen sich die Vorgänge im Inneren der handelnden Personen doch unserer Kenntnis. Die Erklärung für manches Vorkommnis liegt auf dem Gebiete körperlichen Befindens, augenblicklicher Stimmungen des Führers, sinnlicher Eindrücke, denen er unterworfen war, suggestiver Einwirkungen anderer. Wie ein großer Entschluß im Kriege zustande kam, wer zuerst den zündenden Gedanken geäußert hat, wer bei seiner Verwirklichung entscheidend mitgewirkt hat, entzieht sich fast immer unserer Kenntnis. „Die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen, die eigentliche kritische Forschung, hat oft eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit, daß man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnisse des Lebens kommt dieses so häufig vor

*) I. S. 38.
**) Leben Tolls III.
***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

wie im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden.“ Darum bezeichnet es Theodor v. Bernhardi treffend als eine „etwas philisterhafte Redeweise“,*) wenn die Kritik darauf ausgeht, bedeutenden Generalen in ihren Handlungen „Fehler“ nachzuweisen.

Eine sachgemäße kritische Darstellung „soll alles durch den natürlichen freien Blick des Geistes ausrichten,“**) eine Forderung, die von der Zeitungskritik allerdings nicht beachtet wird. Die Strategen des Redaktionstisches erfreuen sich einer ewigen Jugend, denn sie sind stets „schnell fertig mit dem Wort.“ Welche unmöglichen Vergleiche mit den Kriegen 1866 und 1870/71 wurden nicht während des russisch-japanischen Krieges gezogen. Es wurde hierbei übersehen, „daß die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen.“**) Es genügt nicht einmal, „mit unbefangenem, redlichem Willen die Reihe der Ereignisse bis zu ihrem Anfange hinaufzusteigen, sondern es kommt darauf an, einer jeden der vorhandenen Ursachen ihren Anteil zuzuweisen.“**)

Schon Feldmarschall Diebitsch beklagte gegenüber dem preußischen Bevollmächtigten, Major v. Brandt, während des Feldzuges 1831 in Polen die Art, wie die deutschen Zeitungen seine Operationen kritisierten.***) Erzherzog Albrecht von Österreich schreibt 1869 im Vorgefühl,†) sowohl der wachsenden Bedeutung der Presse als auch der Urteilslosigkeit der öffentlichen Meinung: „Man darf sich keiner Täuschung hingeben, daß die Beurteilung und Verdammung des Feldherrn in der nächsten Zeit eine viel härtere als je zuvor sein wird. Die raschen Kommunikationen, die Flut von meist übertriebenen Nachrichten, welche die Zeitungen täglich in Massen schleudern, vor allem der Telegraph, welcher ein ganzes Reich an den spannendsten Episoden eines Feldzuges, an dessen Schlachten und Gefechten teilnehmen läßt und nicht selten die Verluste übertreibt, erzeugen eine allgemeine Aufregung, welche die Mehrzahl der Bevölkerung zu keiner ruhigen Anschauung, ja kaum zur Besinnung kommen läßt. Wehe dem Heerführer, der eine Entscheidungsschlacht auch ohne sein Verschulden verliert! Die vielleicht nicht ferne Gelegenheit, die Scharte wieder durch einen glänzenden Sieg auszuwetzen, wird ihm nicht mehr gelassen werden ....“

Wir sollen mit Hilfe der Kriegsgeschichte uns ein feines Nachempfinden der Handlungsweise großer Feldherren anerziehen, nicht aber eine Kritik üben, die mehr Verurteilung als Beurteilung ist. Eine solche vermag niemals „die Dinge bis in ihre letzten Elemente, d. h. bis zu unzweifelhaften Wahrheiten, zu verfolgen,“**) nicht unbefangen „die Prüfung der angewandten Mittel“**) vorzunehmen. .... „Die kritische Betrachtung ist aber nicht bloß eine Prüfung der wirklich angewendeten Mittel, sondern aller möglichen, die also erst angegeben, d. h. erfunden werden

*) Tolls Denkwürdigkeiten I.

**) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

***) Aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Brandt. II.

†) Über Verantwortlichkeit im Kriege.

müssen, und man kann ja überhaupt nie ein Mittel tadeln, wenn man nicht ein anderes als das bessere anzugeben weiß..... Muß der Kritik immer vieles abgehen, was dem Handelnden gegenwärtig war, so ist es für sie freilich auf der anderen Seite noch schwerer, daß sie von dem absehe, was sie zu viel weiß..... Sprechen wir zuerst von dem Erfolg. Ist er nicht aus zufälligen Dingen hervorgegangen, so ist es fast unmöglich, daß seine Kenntnis nicht auf die Beurteilung der Dinge Einfluß habe, aus denen er hervorgegangen, denn wir sehen ja diese Dinge in seinem Licht und lernen sie zum Teil erst durch ihn ganz kennen und würdigen..... Wenn also die Kritik über einen einzelnen Akt des Handelns Lob oder Tadel aussprechen will, so wird es ihr immer nur bis auf einen gewissen Punkt gelingen, sich in die Stellung des Handelnden zu versetzen..... Aber es ist weder notwendig noch wünschenswert, daß die Kritik sich ganz mit den Handelnden identifiziere. Im Kriege, wie überhaupt im kunstfertigen Handeln, wird eine ausgebildete natürliche Anlage gefordert, die man Virtuosität nennt. Diese kann groß und klein sein. In dem ersten Falle kann sie leicht die des Kritikers übersteigen, denn welcher Kritiker wollte behaupten, die Virtuosität eines Friedrich oder Bonaparte zu besitzen! Soll also die Kritik sich nicht jedes Ausspruchs über ein großes Talent enthalten, so muß es ihr gestattet sein, von dem Vorteile ihres größeren Horizonts Gebrauch zu machen. Die Kritik kann also einem großen Feldherrn die Lösung seiner Aufgabe nicht mit denselben Daten wie ein Rechenexempel nachrechnen, sondern sie muß, was in der höheren Tätigkeit seines Genies gegründet war, erst durch den Erfolg, durch das sichere Zutreffen der Erscheinungen bewundernd erkennen und den wesentlichen Zusammenhang, den der Blick des Genies ahnte, erst faktisch kennen lernen..... Diese höhere Stellung der Kritik, ihr Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache hat auch an sich nichts, was unser Gefühl verletzt, sondern bekommt es erst dann, wenn der Kritiker sich persönlich hervordrängt und in einem Ton spricht, als wenn alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, sein eigentümliches Talent wäre."*)

Auch dem Genie eines Napoleon ist es nicht gelungen, den Dingen 1813 eine glückliche Wendung zu geben, ihm hat Leipzig den Zusammenbruch seiner Weltherrschaft gebracht. Es wird den Ursachen nachzuforschen sein, die solche Wirkungen hervorbrachten, aber im Gegensatz zu jenen Kritikern, die „alle Weisheit, die ihnen durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, als ihr eigentümliches Talent ausgeben", sehen wir in der schließlichen Niederlage des Kaisers nicht falsche Berechnung, sondern im wesentlichen nur eine Verkettung von Ereignissen, mit denen im voraus zu rechnen ihm unmöglich war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.



Die Gebirgstruppen der österreichisch-ungarischen Armee.

Im August des verflossenen Jahres fanden in Südtirol vor S. M. dem Kaiser Franz Joseph größere Gebirgsübungen des österreichischen XIV. Korps statt, die in mannigfacher Hinsicht Interesse und Beachtung verdienen. Die Überwindung der häufig recht erheblichen Geländeschwierigkeiten stellte der Leistungsfähigkeit der Truppe ein vortreffliches Zeugnis aus und zeigte, daß diese für die in solcher Gegend an sie herantretenden Aufgaben vorbereitet und ihnen gewachsen ist. Es traten bei diesen Übungen ferner die verschiedenen Reibungen zutage, mit denen die Truppenführung im Hochgebirge zu kämpfen hat, und durch welche Operationen in solchem Gelände besonders erschwert werden. Schließlich zeigte sich dabei auch, daß neben einer speziellen Schulung und Gewöhnung der Truppe für Operationen im Hochgebirge auch besondere Organisationen und Formationen notwendig sind.

Die Tiroler Übungen lenken daher die Aufmerksamkeit auf die Heereseinrichtungen, die von Österreich-Ungarn für einen Gebirgskrieg in Aussicht genommen oder bereits im Frieden dort vorhanden sind. Zwar kommt das Hochgebirge als Schauplatz des großen Krieges nur wenig in Betracht, da große Heereskörper dort weder zu bewegen noch auf engem Raume zum entscheidenden Schlage zu vereinigen sind. Auch die Ernährung großer Massen würde dort auf die Dauer undurchführbar werden. Aber wenn auch Gebirgsländer bisher nur als Durchzugsgebiet für Armeen bisweilen eine Rolle gespielt oder der Schauplatz für Unternehmungen geringeren Umfanges gewesen sind, so ist doch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß sich im Anschluß an Hauptoperationen Kämpfe von weittragender Bedeutung für diese auf gebirgigem Gebiet abspielen können, beispielsweise Umfassungsbewegungen gegen Flanke und Rücken einer in der Ebene operierenden Armee. Deshalb kann ein Staat wie Österreich, dessen Grenzgebiete zum großen Teil Hochgebirgscharakter haben, seine Heereseinrichtungen nicht lediglich für die Verwendung in der Ebene oder einem niederen Bergland ausgestalten. Es muß auch über Truppen verfügen, die für die Besonderheiten des Krieges im Hochgebirge geschult und zweckentsprechend organisiert sind.

Die Besonderheiten des Gebirgskrieges und die im Höhengelände erwachsenden Schwierigkeiten erstrecken sich auf sämtliche Zweige der Kriegführung. In taktischer

Beziehung ist zunächst die Verlangsamung des Marsches zu erwähnen, die sich aus den starken Steigungen, der meist schlechten Beschaffenheit der Wege, soweit sie nicht Kunststraßen sind, oft auch aus dem Mangel an Kommunikationen überhaupt ergibt. Die Aufklärung kann bei der geringen Übersicht und der Leichtigkeit des Aufhaltens der meist nur auf die Wege angewiesenen Patrouillen in der Regel nur unvollkommene Ergebnisse bringen. Der Aufmarsch der Truppen zum Gefecht wird erschwert und verzögert, die Entwicklungsräume sind meist beschränkt. Die Verbindung getrennt marschierender Kolonnen untereinander wird nicht immer möglich, richtiges Zusammenwirken derselben daher häufig in Frage gestellt sein. Die Beurteilung des Geländes nach der Karte ist derart schwierig, daß keineswegs immer mit Sicherheit auf die Ausführbarkeit eines nach der Karte gegebenen Befehls gerechnet werden kann. Ebenso haben die Unterbringung, die Verpflegung (Versorgung mit Wasser und Brennmaterial), überhaupt alle zur Erhaltung der Gefechtsfähigkeit der Truppe dienenden Einrichtungen im Gebirge mit erhöhten Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß auch alle diese Dienstzweige den besonderen Verhältnissen angepaßt und dafür zweckentsprechend organisiert werden müssen.

Diese Modifikationen, die ein Operieren im Gebirge in taktischer und organisatorischer Beziehung verlangt, sind nun keineswegs für alle Fälle die gleichen. Sie richten sich vielmehr nach dem Charakter des betreffenden Gebirgslandes. In Österreich unterscheidet man in dieser Beziehung zwei Zonen. Die niedere, welche sich im allgemeinen auf die Täler mit ihren Hängen und den anschließenden Höhen erstreckt; das Gelände zeigt hier starke Böschungen und steilere Formen, tief und steil eingeschnittene Schluchten, aber es besitzt doch auch zahlreiche fahrbare Kommunikationen, Kunststraßen, Verbindungs- und Feldwege. Diese Wege, namentlich die nicht befestigten, zeigen allerdings bedeutende Steigungen, starke Krümmungen und geringere Breite und werden namentlich bei Tauwetter und starkem Regen tief ausgewaschen und oft unpassierbar. In dieser Zone ist das Land noch vielfach angebaut, auch finden sich zahlreiche Ortschaften und Gehöfte. Die zweite, höhere Zone ist die Alpenregion, in der sich keine Dörfer, sondern nur einzelne Gehöfte und Alpenhütten befinden. An Wegeverbindungen sind nur Fuß- oder Saumpfade vorhanden, höchstens noch sogenannte Karrenwege, welche aber die Benutzung von gewöhnlichem Fuhrwerk ausschließen. Das Gelände zeigt schroffste Gestaltung, Felsformationen, Abstürze, und ist von steilen und tiefen Rissen und Schluchten durchzogen. Bebauung fehlt gänzlich, nur Wiesen und Hutungen finden sich.

Diesen beiden Zonen entsprechend hat man in Österreich-Ungarn zwei verschiedene Ausrüstungsarten für die zu Operationen im Gebirgslande bestimmten Heeresteile vorgesehen; und zwar erhalten Truppen, die nur oder vorwiegend in der ersteren, niederen Zone verwendet werden sollen, die „gemischte Gebirgsausrüstung“, bei ausschließlicher Verwendung in der höheren Zone aber die „normale Gebirgs-

ausrüstung". Bei der gemischten Ausrüstung wird zur Fortschaffung der Armeebedürfnisse außer den etatmäßig zuständigen Trainfahrzeugen, die nötigenfalls durch leichtere, landesübliche Fuhrwerke ersetzt werden, den Truppen und Anstalten eine gewisse Anzahl von Tragetieren (etwa der fünfte Teil der bei der normalen Ausrüstung zugeteilten) beigegeben. Bei der geringen Leistungsfähigkeit der Tragetiere (Belastung etwa 100 kg ohne Sattel) wird deren Verwendung auf die Fälle unbedingter Notwendigkeit beschränkt, d. h. es werden nur den auf Saumpfaden marschierenden Kolonnen Tragetiere zugewiesen.

Bei der normalen Gebirgsausrüstung erfolgt der Transport lediglich auf Tragetieren. Mit Ausnahme der Gebirgsbatterien, welche ihren Bedarf an Tragetieren selbst stellen, werden für alle Truppen und Anstalten die zur Fortschaffung der Bagage, Munition, Verpflegung usw. erforderlichen Tragetiere von der Traintruppe geliefert.

Bevor im einzelnen auf die in Österreich-Ungarn für den Gebirgskrieg vorhandenen oder vorbereiteten Organisationen eingegangen wird, sind zunächst die durch die Besonderheiten der Gebirgsländer bedingten und aus der Erfahrung hergeleiteten Grundsätze zu erläutern, auf denen jene Organisationen beruhen.

Die geringe Wegsamkeit und Gangbarkeit des Gebirgslandes, die beschränkten Entwicklungsräume, die spärlichen Hilfsmittel für Verpflegung und Unterkunft schließen die Bewegung so großer Armeekörper, wie wir sie im Flachlandkriege verwenden, aus. Ein auf einer Gebirgsstraße marschierendes Armeekorps wäre mit dem größten Teil seiner Gefechtskraft lahmgelegt wegen der Unmöglichkeit, sie zur Entwicklung zu bringen. Während ein Armeekorps im Flachlande noch an einem Tage mit allen Teilen ins Gefecht gebracht werden kann, wird nach diesem Gesichtspunkt im Gebirge die Division als größte, noch auf einer Straße zu verwendende Einheit anzusehen sein.

Die Bewegung dieser strategischen Einheit des Gebirgskrieges darf keineswegs nur auf die gebahnten Straßen beschränkt bleiben, sie wird vielmehr häufig auch auf schmale Gebirgswege, ja selbst Saumpfade angewiesen sein. Auf diesen müssen Fußtruppen in Reihen oder in der Kolonne zu Einem, Tragetiere einzeln hintereinander marschieren, so daß die Marschlänge einer Gebirgs-Division wenigstens 16 bis 20 km betragen dürfte.

Diese Marschlänge entspricht also noch etwa der Forderung, daß die ganze Kolonne unter allen Umständen noch an demselben Tage zur Entwicklung gebracht werden kann, wenn der Anfang ins Gefecht tritt. Da aber für den Aufmarsch einer solchen Gebirgsdivision je nach dem Gelände wenigstens zehn Stunden zu rechnen sind, so ergibt sich daraus, daß die Division als größter Körper in Frage kommt und also, dem Armeekorps im Flachlandkriege entsprechend, als operativ selbständige Einheit mit allen erforderlichen Kolonnen und Trains auszustatten ist. Für diese

operative Einheit des Gebirgskrieges ist es in besonderem Grade erwünscht, daß sie in mehrere leicht bewegliche und in sich möglichst selbständige Teile zerlegbar ist. Die sonst übliche Zweiteilung der Division würde dem nicht entsprechen, es ist vielmehr eine Teilung in drei bis vier Gebirgsbrigaden geboten, die ihrerseits wiederum, der beschränkten Raumverhältnisse halber, nur drei bis fünf Bataillone stark zu machen sind. Um sie jedoch zur selbständigen Führung eines Kampfes zu befähigen, ist die Zuteilung der übrigen Waffen notwendig.

An Kavallerie, deren Wirksamkeit im Gebirge eine sehr beschränkte ist, wird die Beigabe kleinerer Abteilungen — ein bis zwei Züge — genügen. Wenn auch ganz besonders im Gebirgskriege die Infanterie als Hauptwaffe anzusehen ist, so erfährt sie doch eine wesentliche Verstärkung ihrer Gefechtskraft durch Zuteilung von Artillerie, die naturgemäß den Geländeverhältnissen entsprechend organisiert sein muß. Die meist nur schmalen Entwicklungsräume bieten in der Regel wenige, oft voneinander getrennte Artilleriestellungen und bedingen daher geringe Geschützzahl der Batterien. Da die Geschütze häufig auf Saumpfade angewiesen sind, so müssen sie auf Tragetieren fortgeschafft werden. Bei der beschränkten Tragefähigkeit dieser Tiere*) ist auch das Gewicht des Rohres und damit das Kaliber begrenzt. Da sich geeignete Artilleriestellungen von größerer Ausdehnung im allgemeinen nicht finden, so genügt die Zuteilung von ein bis zwei Batterien an eine Gebirgsbrigade. Um jedoch dem Divisionskommandeur die Möglichkeit zu geben, bei einem Vormarsch in mehreren Kolonnen da, wo es notwendig und ausführbar erscheint, eine artilleristische Verstärkung eintreten zu lassen, befindet sich auch bei den Divisionstruppen in der Regel noch Artillerie.

Vorteilhaft dürfte auch die Beigabe von Maschinengewehren sein, da deren besondere Eigenschaft, Entfaltung großer Feuerkraft auf engem Raum, im Gebirge hervorragend zur Geltung gelangt. In der österreichisch-ungarischen Armee sind Versuche mit Maschinengewehren für den Gebirgskrieg im Gange; auch in den Tiroler Manövern war jeder Partei eine Maschinengewehr-Abteilung beigeben. Jedoch scheint zur Zeit ein abschließendes Urteil noch nicht gewonnen zu sein. In anderen Staaten, vornehmlich in der Schweiz, hat man dagegen schon seit geraumer Zeit Maschinengewehre für den Gebirgskrieg (von Mannschaften getragen) eingeführt, die sich vorzüglich bewähren und in jedem Gelände verwendbar sind. Es ist wohl anzunehmen, daß Österreich-Ungarn sich zur Annahme dieser Waffe entschließen wird, wenn erst ein allen Anforderungen genügend entsprechendes System gefunden ist.

Von großer Bedeutung bei Operationen im Gebirge sind technische Truppen, die namentlich zur Herstellung, Verbesserung oder Zerstörung von Wegeverbindungen, ferner auch zur Anlage flüchtiger Befestigungen sowie beim Kampf gegen solche Ver-

*) Seite 264.

wendung finden. Dementsprechend muß ihre Ausrüstung im wesentlichen in Sprengmunition sowie Werkzeug zur Herstellung von Wegen (Maurer-, Steinbrechwerkzeug) bestehen, dagegen ist die Mitführung von Wasserfahrzeugen entbehrlich.

Sehr wichtig ist die Sorge für die Nachführung von Munition und Verpflegung, letztere besonders, weil es trotz der geringen Truppenmengen fast immer unmöglich sein wird, aus dem Lande zu leben. Hier stehen sich aber die Forderung einer möglichst reichen Ausstattung mit Reservevorräten und diejenige der möglichsten Verkürzung der Marschlängen gegenüber. Dazu kommt, daß bei dem häufigen Fehlen von Querverbindungen zwischen den einzelnen Marschkolonnen, diese sämtlich mit allen erforderlichen Vorräten (Munition, Verpflegung, Sanitätseinrichtungen), auszustatten sind. Daher müssen die zur Verwendung im Gebirge bestimmten Trains eine Zerlegung in mehrere selbständige, alles Erforderliche enthaltende Teile gestatten. Für die nachzuführenden Verpflegungsmaterialien sind leichtes Gewicht und Dauerhaftigkeit von großer Bedeutung. Dauervorräte werden daher einen großen Raum einnehmen; unter Umständen wird auch die Mitführung von Wasser und Brennmaterial geboten sein.

Nach vorstehendem setzt sich eine „Truppen-Division für den Gebirgskrieg“ etwa folgendermaßen zusammen:

3 bis 4 Gebirgs-Brigaden, denen Kavallerie, Artillerie, technische Truppen und Trains nach Bedarf vom Divisionskommandeur zugewiesen werden,

ferner als Divisionstruppen:

1 bis 2 Eskadrons,
1 bis 3 Batterien,
1 Pionier-Kompagnie (event. auf die Brigaden zu verteilen),
1 Gebirgstelegraphen-Abteilung.
4 bis 5 Gebirgstrain-Eskadrons,*) (bei normaler Gebirgsausrüstung je 1 für das Divisions-Stabsquartier und für jede Gebirgs-Brigade).
1 Gebirgsdivisions-Munitionspark (teilbar),
1 Infanterie-Divisions-Sanitätsanstalt mit Gebirgsausrüstung (teilbar in vier Sektionen),
1 Gebirgs-Verpflegungskolonne (teilbar nach der Zahl der Brigaden),
Feldbäckereien mit Gebirgsausrüstung,
1 Gebirgsdivisions-Trainpark.**)

*) 1 Gebirgstrain-Eskadron besteht aus 2 Zügen, jeder zu 2 Halbzügen mit je 4 Reitpferden, 50 Transport- und 8 sonstigen Tragetieren.

**) Gebirgsdivisions-Trainpark: etwa 10 Reitpferde, 20 Zugpferde, 70 Tragetiere, 5 vierspännige Wagen.

Eine **Gebirgsbrigade** besteht aus:

3 bis 5 Bataillonen,
1/4 bis 1 Eskadron,
1 Gebirgs-Batterie,
1/4 Pionier-Kompagnie,
1 Infanterie-Telegraphenpatrouille mit Gebirgsausrüstung,
1 Gebirgstrain-Eskadron
und den zugewiesenen Teilen des Munitionsparks, der Sanitätsanstalt, der Verpflegungskolonne.

Der Bedarf an Tragetieren ist bei der normalen Gebirgsausrüstung ungefähr folgender:

Truppendivisionsstab	37
Brigadestab	6
selbständige Kompagnie	12
Infanterie-Bataillon	50*)
Infanterie-Regiment zu drei Bataillonen	150
Eskadron	25
Gebirgsbatterie, einschl. Geschütz- und Munitionstragetiere	69
Pionier-Kompagnie	50
Gebirgstelegraphen-Abteilung	44
Gebirgsdivisions-Sanitätsanstalt	100
Munitionspark	70

dazu noch fünf vierspännige Wagen.

Der Gesamtbedarf für eine Division beläuft sich auf ungefähr 2000 Tragetiere.

Unstreitig fällt von allen Waffen der **Infanterie** im Gebirgskriege die Hauptaufgabe zu. Sie ist am meisten zur Überwindung der Geländeschwierigkeiten befähigt, nicht an wegsame Pfade gebunden und vermag die durch das Gelände gebotenen Vorteile am besten auszunutzen. Wie sehr gerade das Vorwärtskommen auch in den schwierigsten und am wenigsten gangbaren Gegenden von Bedeutung ist, das lehrt die einfache Erwägung, daß im Gebirge Frontalangriffe noch weniger als anderwärts Aussicht auf Erfolg haben und somit der Wert von Umfassungsbewegungen wächst. Bei der sich dem Verteidiger meist bietenden Gelegenheit, das gangbare Gelände unter Anlehnung eines oder beider Flügel zu sperren, werden die Umgehungskolonnen häufig nur auf den schwierigsten Pfaden vorgehen können. Die Tiroler Manöver haben in

*) Davon 14 für Munition, 1 für Sanitätsmaterial, 11 für Bagage, 24 zum Transport der eintägigen Verpflegung.

dieser Hinsicht sehr lehrreiche Beispiele erbracht, aber auch gezeigt, daß im Gebirge die Verteidigung keineswegs die stärkere Kampfform ist, eben wegen der fast immer sich bietenden Möglichkeit der Umgehung oder Umfassung. Der Verteidiger wird durch den Frontalangriff, der natürlich, wie überall auch hier mit Energie geführt werden muß, festgehalten, die Entscheidung aber durch Flanken- und Rückenunternehmungen herbeigeführt.

Für diese Unternehmungen sind naturgemäß nur Truppen zu verwenden, die allen Geländehindernissen gewachsen sind, also in erster Linie eine mit den Schwierigkeiten des Hochgebirges durchaus vertraute Infanterie. Und über eine solche verfügt die österreichisch-ungarische Armee in hervorragendstem Maße. Ohne auf die vielen, aus früheren Jahren zu verzeichnenden alpinen Glanzleistungen einzugehen, sei nur ein während der vorjährigen Tiroler Übungen von vier Bataillonen*) und einer Gebirgsbatterie ausgeführter Übergang über den 2300 m hohen Gagliarda-Paß (in der Brentagruppe) hervorgehoben, welcher mit Überwindung eines Höhenunterschiedes von über 2000 m unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen (Gewitter und Schneesturm) ausgeführt wurde. Um von den Schwierigkeiten eines solchen Marsches einen Begriff zu geben, sei noch erwähnt, daß eine ganze Anzahl von Tragetieren abstürzte, andere ihre Ladung abwarfen und durchgingen, und daß namentlich die Batterie nur unter Aufbietung aller Energie an ihr Marschziel gebracht werden konnte. — Wenn also damit der Beweis erbracht ist, daß Österreich-Ungarn über eine für den Gebirgskrieg hervorragend geeignete Fußtruppe verfügt, so gibt es doch eine eigentliche „Gebirgs-Infanterie", wie sie Italien und Frankreich haben, dort nicht.

Diese beiden Staaten haben in den „Alpini" und den Alpenjägern eine besondere Truppe geschaffen, welche ausdrücklich für das Alpengebiet bestimmt, mit ihrer besonderen Alpentaktik und Ausrüstung sich wesentlich von allen übrigen Formationen unterscheidet und in erster Linie zur Verteidigung des Alpenwalles, namentlich zum Schutze der Mobilmachung, dienen soll. Dementsprechend ergänzen diese Truppenteile sich ausschließlich aus dem Alpengebiet und rücken in der wärmeren Jahreszeit aus ihren am Fuße des Gebirges gelegenen Winterquartieren zu Übungen in das eigentliche Hochgebirge ab. Anders in Österreich-Ungarn. Ein Teil der in Tirol, in dem Okkupationsgebiet und Dalmatien stehenden Infanterietruppenteile erhält allerdings ausschließlich aus den Alpengebieten, den hochgelegenen Karpathendistrikten, aus Bosnien und Dalmatien einen Ersatz, der von Jugend auf mit den Schwierigkeiten des Geländes vertraut ist und daher eine für den Gebirgskrieg besonders veranlagte Truppe liefert. So namentlich die vier Tiroler Kaiserjäger- und die beiden Landesschützen-Regimenter, aber auch noch einige andere im Bereich des III. (Kärnten),

*) K. u. K. Infanterie-Regiment Nr. 14 und Feldjäger-Bataillon Nr. 12, ersteres mit oberösterreichischem, letzteres mit böhmischem Ersatz.

XIV. (Tirol) und XV. (Okkupationsgebiet) Korps stehende Regimenter und Bataillone. Jedoch sind diese aus den Alpen und sonstigen Hochländern rekrutierten Truppen eigentlich nur ihrer Herkunft und Dislokation wegen als „Gebirgstruppen" zu bezeichnen, sonst aber den übrigen Infanterieformationen völlig gleich organisiert. Anderseits werden auch aus dem Flachlande sich ergänzende Truppen in Gebirgsgegenden verlegt, — so z. B. aus dem Marchfelde, der oberungarischen Tiefebene usw. in die Karstgegenden des Okkupationsgebiets, — um sie dort mit den Besonderheiten des Gebirgskrieges vertraut zu machen. Wenn auch für die Verlegung dieser Truppen in das Okkupationsgebiet wohl noch andere Gründe maßgebend sein mögen, so läßt sich doch erkennen, daß man durch teilweise Dislozierung gerade aus der Ebene stammender Bataillone nach dem Karst auch Flachlandtruppen für Gebirgsunternehmungen verwendbar machen will. Diese im Okkupationsgebiet stationierten Truppen werden ausdrücklich als „Gebirgsbrigaden" formiert, trotz ihres zum großen Teil nicht aus Gebirgsländern kommenden Ersatzes. In dieser Maßnahme liegt ein wesentlicher Unterschied gegen die Organisationen in Italien und Frankreich, wo in den Alpini und Alpenjägern eine auf das Alpengebiet berechnete Spezialität von beschränktem Umfange (22 Alpini-,*) 12-Alpenjäger-Bataillone**)) geschaffen ist. Österreich ist bei seinem zahlreichen Gebirgsersatz imstande, im Bedarfsfalle mehrere Gebirgsdivisionen aufzustellen. Bei dem verschiedenartigen Charakter der als mögliche Kriegsschauplätze in Betracht kommenden Gebiete ist es jedoch als durchaus zweckmäßig zu bezeichnen, daß auch die schon im Frieden als Gebirgsbrigaden formierten Fußtruppen nicht als eine besondere Spezialität im Heere betrachtet, sondern so ausgebildet werden, daß sie in allen vorhandenen Grenzgebieten verwendbar sind.

Die im Gebirge nur in geringem Umfange verwendbare Kavallerie muß qualitativ den besonderen Anforderungen des Geländes entsprechen, da ihre Tätigkeit, besonders im Aufklärungs- und Sicherungsdienst, oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Als erstes Erfordernis hierfür ist ein geeignetes Pferdematerial zu betrachten. Nur ein im Gebirgslande selbst gezogenes Pferd wird diesen Schwierigkeiten auf die Dauer gewachsen sein. Ein in dieser Beziehung hervorragend geeignetes Material findet sich in den kleinen bosnischen Gebirgspferden. Diese überaus leistungsfähigen, ausdauernden und dabei, was von besonderer Wichtigkeit, sehr genügsamen Tiere besitzen eine hervorragende Gewandtheit und Sicherheit auf ungebahnten Wegen und vermögen mit Leichtigkeit steile Hänge zu erklettern.

Österreich-Ungarn verfügt in den auf eingeborenen Pferden berittenen Tiroler und Dalmatiner Landesschützen über eine zwar an Zahl geringe, an Leistungsfähigkeit und Eignung für den speziellen Zweck aber hervorragende Gebirgskavallerie. Es

*) 75 Kompagnien.

**) Zu sechs Kompagnien; außerdem noch ein wie die Alpenjäger ausgebildetes Infanterie-Bataillon sowie drei Infanterie-Regimenter, die ebenfalls zur Verwendung im Alpengebiet vorbereitet sind.

würde sich vielleicht empfehlen, diese nicht nach den für die übrige Kavallerie des Heeres und der Landwehr geltenden Grundsätzen auszubilden, sondern, ihrer Eigenart entsprechend, ihr mehr den Charakter einer berittenen Infanterie zu geben, welcher sie nach ihrer Verwendung eigentlich mehr entsprechen würde. Ein sehr sachgemäßer Vorschlag in dieser Richtung wurde im vorigen Jahr in der militärischen Presse*) gemacht. Für den vorerwähnten Zweck wäre vor allem der Hauptwert auf gute Schießausbildung zu legen, ferner wäre große Selbständigkeit und Gewandtheit im Patrouillen- und Ordonnanzdienst sowie in allen Unternehmungen des Kleinkrieges anzustreben. Auf die Entwicklung der Marschfähigkeit müßte besonders hingewirkt werden, da im Gebirge oft auf weite Strecken ein Führen des Pferdes — was bergab grundsätzlich zu geschehen hat —, nötig ist. Natürlich wäre dann auch eine entsprechende Vermehrung dieser Truppe wünschenswert.

Für die Artillerie verlangt naturgemäß der Gebirgskrieg sowohl ein besonders konstruiertes Material als auch eine von der normalen abweichende Organisation. Bezüglich des zur Verwendung gelangenden Materials tritt der bei der Zoneneinteilung aufgestellte Unterschied hervor, ob es sich nämlich um Unternehmungen handelt, die ganz oder zum Teil in der höheren Zone ausgeführt werden müssen, oder ob auch die niedrigere Zone bzw. die Benutzung fahrbarer Kommunikationen in Betracht kommt. In dem ersteren Falle, der also die Fortbewegung auf Saumpfaden erforderlich macht, ist nur ein auf Tragtieren zu verpackendes Gebirgsgeschütz verwendbar, welches denn auch bei den für den Gebirgskrieg zunächst in Frage kommenden Truppen eingeführt ist. Das österreichische Gebirgsgeschütz M. 99 hat ein Kaliber von 7,25 cm; das Rohr wiegt mit Verschluß 114 kg, die mit Federsporn versehene Laffete 202 kg. Zum Transport sind erforderlich: 1 Rohr-, 1 Laffeten-, 1 Rädertragetier und 2 Munitionstragtiere (à 16 Schuß). Das Auf- und Abpacken erfordert etwa 45 Sekunden. Verfeuert werden Granaten (Az. bis 4800 m, Bz. bis 4000 m) und Schrapnells (Az. bis 4700 m, Bz. bis 4000 m). Die Batterie hat vier Geschütze, außer den bei jedem Geschütz befindlichen zwei noch 20 Munitionstragetiere, ferner eine Anzahl Reserve-, Proviant- usw. Tragetiere (im ganzen 69). Das Geschütz, obwohl hinsichtlich der Transportfähigkeit außerordentlich geeignet, entspricht doch noch nicht allen zu stellenden Anforderungen, vor allem weil es kein Schnellfeuergeschütz ist, was im Hinblick auf Ausnutzung oft nur kurzer Gefechtsmomente wünschenswert wäre. Auch wäre eine Steigerung der ballistischen Leistungsfähigkeit vorteilhaft. Da hier jedoch die mit Rücksicht auf das Gewicht gebotene Kaliberverkleinerung für ein auf Tragtieren fortzubringendes Geschütz eine enge Grenze zieht, so hat man noch eine zweite Geschützart eingeführt, welche zwar in der höheren Alpenzone, d. h. auf Saumpfaden, nicht mehr verwendbar ist, wohl aber für die niedere Zone, wenn fahrbare Kommuni-

*) Beilage 688.

kationen vorhanden sind, eine nicht unerhebliche Verstärkung der artilleristischen Gefechtskraft ergibt. Es sind dies die sog. „schmalspurigen Geschütze“. Als solche werden gewöhnliche Feldgeschütze verwandt (Kaliber bei dem zur Zeit noch eingeführten 8,7 cm) mit einer verschmälerten Laffete (Gleisbreite 113 cm, gegen 153 der normalspurigen Geschütze) ohne Achssitze und einer ebenfalls schmalspurigen, niedrigen Protze, mit vier Pferden schweren Schlages bespannt (mit nur 12 Schuß, gegen 34 Schuß in der Feldprotze). Auch die zu einer Batterie von vier Geschützen gehörigen acht Munitionswagen sind schmalspurig.

Da im Gebirge infolge des steilen Abfalles der Höhen sich häufig große Teile des Geländes im toten Winkel befinden und also von Flachbahngeschützen nicht bestrichen werden können, hat sich auch das Bedürfnis nach einem Geschütz mit biegsamerer Flugbahn fühlbar gemacht. Aus diesem Grunde wurde im Sommer und Herbst 1905 bei einigen Batterien die neueingeführte 10,4 cm Feldhaubitze ebenfalls auf schmalspuriger Laffete erprobt, und ein kombiniertes schmalspuriges Haubitz-Regiment zu vier Batterien fand — neben einem ebenso formierten schmalspurigen Kanonen-Regiment — in den Tiroler Gebirgsmanövern Verwendung. Natürlich war auch für die schmalspurige Haubitze eine wesentliche Gewichtsverminderung erforderlich, da erfahrungsmäßig ein in der niederen Gebirgszone zu verwendendes Geschütz höchstens 1200 kg wiegen darf; das Gewicht der ausgerüsteten und gepackten Haubitze, mit Protze, aber ohne Bedienung, beträgt jedoch etwa 1860 kg, wovon etwa 860 kg auf die Protze entfallen. Die letztere wurde daher durch eine bedeutend leichtere, nur als Fahrgestell dienende Protze von nur etwa 100 kg Gewicht ersetzt.

Wieweit die schmalspurigen Geschütze hinsichtlich der Fahrbarkeit den an sie zu stellenden außerordentlich hohen Anforderungen entsprochen haben, läßt sich nicht beurteilen. In den Zeitungen wurde von einem Absturz einiger Haubitzen berichtet. Die Ursache dieses Unfalls lag indes nicht in der Konstruktion des Geschützes, sondern in dem Abbrechen eines Stückes des an einem Absturz entlang führenden Weges. Wichtiger scheint die Frage, ob die zu vier bespannten Geschütze imstande sind, die scharfen Biegungen schmaler Gebirgswege zu nehmen. Ein anderer Übelstand liegt darin, daß sie sich wegen des Fehlens der Achssitze nur im Schritt bewegen können. Es wird daher auch in der Fachpresse darauf hingewiesen, daß die normalspurigen Feldgeschütze meist dieselben Leistungen zu erreichen imstande wären wie die schmalspurigen, dagegen aber unter günstigen Verhältnissen den Vorteil schnellerer Bewegung bieten würden. Bei Verwendung normalspuriger Geschütze müßte unter Umständen, wo die Pferde versagten, der Transport der zerlegten Geschütze nötigenfalls durch Mannschaften bewirkt werden. Tatsächlich finden schon seit mehreren Jahren in den verschiedensten Gebirgsgegenden auf schmalen und steilen Pfaden Versuche im Geschütztransport statt, die mit außerordentlicher Energie und Geschicklichkeit durchgeführt werden und im allgemeinen befriedigende Ergebnisse haben. Es liegt daher wohl die

Vermutung nahe, daß die Frage der schmalspurigen Geschütze noch nicht endgültig abgeschlossen ist. Nach der bisherigen Organisation ist, soweit bekannt, im Bedarfsfalle die von dem Ersatzdepot der Tiroler Gebirgsbatterie-Division zu bewirkende Aufstellung von vier schmalspurigen Kanonenbatterien zu je vier Geschützen vorgesehen.

An technischen Truppen wird einer Gebirgsdivision in der Regel eine Pionier-Kompagnie zugewiesen, deren Gerätausrüstung je nach der Zone, in der sie ganz oder mit Teilen verwandt werden soll, ganz oder teilweise auf Tragetieren fortgeschafft wird. Die Zusammensetzung dieser Ausrüstung ist dem besonderen Zweck entsprechend geändert. Eine wesentliche Unterstützung für technische Arbeiten bilden die Truppenpioniere (pro Regiment 1 Offizier, pro Bataillon 2 Unteroffiziere, pro Kompagnie 4 Mann, bei einem Regiment zu drei Bataillonen also 1 Offizier, 6 Unteroffiziere, 48 Mann.)

Von großer Bedeutung sind Einrichtungen für den optischen und telegraphischen Verkehr. Namentlich der optische Signaldienst ist im Hochgebirge nicht zu entbehren, da er oft als einziges Verständigungsmittel zwischen den durch ungangbares Gelände getrennten Stellen übrig bleibt oder wenigstens zeitraubende Umwege erspart. Demgemäß ist hierfür bei den für den Gebirgskrieg in Frage kommenden Heeresteilen — wie übrigens auch für die ganze Armee — in hervorragender Weise vorgesorgt. Jeder Truppendivision ist eine Infanterie-Telegraphenpatrouille, jeder Gebirgsbrigade eine solche Patrouille mit Gebirgsausrüstung zugeteilt. Bei der letzteren ist die Patrouille in eine optische und drei telephonische Gruppen geteilt. Die optische Gruppe hat fünf Signalstationen für Sonnen- und Azetylenlicht, die telephonische je zwei Telegraphenstationen und 24 km Leitungsmaterial. Bei jeder Station ist ein Tragetier für die Stationsausrüstung erforderlich.

Bei den Tiroler Manövern haben sich die zum ersten Male zur Verwendung gelangenden Gebirgs-Telegraphenpatrouillen, namentlich auch die optischen Signalstationen, sehr gut bewährt. Hierbei fanden auch Versuche mit drahtloser Telegraphie statt, die recht günstig ausgefallen sein sollen. Als besondere Neuheit kamen zusammenschiebbare Masten aus Bambus zur Verwendung, welche zur Anbringung der Drähte dienten und infolge der sehr bedeutenden Verkürzung (von 26 m Länge auf etwa 4 m zusammenzuschieben) leicht auf den landesüblichen Fahrzeugen fortgeschafft werden konnten.

Die für eine Verwendung im Gebirgskriege zunächst in Frage kommenden Teile der österreichisch-ungarischen Armee, welche demgemäß zum Teil oder ganz mit Gebirgsformationen ausgestattet sind, sind das XIV. Korps in Tirol, das XV. im Okkupationsgebiet und das etwa einer schwachen Division entsprechende Militärkommando Zara. Die Organisation dieser Truppenkörper ist indes keineswegs die gleiche. Das XIV. Korps, dessen Territorialbereich Tirol, Oberösterreich und Salzburg umfaßt, weist nicht die oben skizzierte Gliederung für den Gebirgskrieg auf

besitzt nur bei der Artillerie und dem Train besondere Gebirgsorganisationen und hat im übrigen die gewöhnliche Gliederung der Feldarmee. Seine Zusammensetzung im Frieden ist folgende:

Zusammensetzung des XIV. Korps im Frieden.

XIV 42 — 14 — 11

44. Landw. Inf. Truppen-Div.		8. Inf. Truppen-Div.		3. Inf. Truppen-Div.	
88. Landw. Inf. Brig.	87. Landw. Inf. Brig.	16. Inf. Brig.	15. Inf. Brig.	6. Inf. Brig.	5. Inf. Brig.
■■■ | ■■■	■■■ | ■■■	■■■■ | ■■■ ■■■■	■■■■ | ■■■ ■ ■	■ | ■■■■	■■■■ | ■ ■ Pion. Bat.
Landw. Ul. Regt. 6 ber. Tiroler Landesschützen					

Drag. Regt. 6

Gebirgs-Battr. Div.	Div. Art. Regt. 41	Div. Art. Regt. 40	Korpsart. Regt. 14

Festungsart. Bat. 1

Train-Div. 14

(Train-Eskadrons).

Der Gegensatz zu der eigentlichen Gebirgsorganisation, wie sie sich beim XV. Korps findet, zeigt sich namentlich in den starken Infanterie-Brigaden (bis elf Bataillone), bei denen sich jedoch die vier Tiroler Kaiserjäger- und die beiden Landesschützen-Regimenter mit ihrem Gebirgsersatz befinden. An eigentlichen Gebirgstruppen sind nur die beiden Eskadrons berittener Landesschützen, die im Herbst dieses Jahres um eine dritte vermehrt werden sollen, und die Gebirgsbatterie-Division vorhanden.

Letztere besteht im Frieden aus drei Batterien (zu vier Gebirgsgeschützen), kann aber im Bedarfsfalle deren sechs formieren; ihr Ersatz-Depotkadre stellt ein schmalspuriges Kanonen-Regiment zu vier Batterien (zu vier Geschützen) auf. Bei der Train-Division befinden sich die Kadres für vier Gebirgstrain-Eskadrons. Ist somit das XIV. Korps zur Verwendung im Hochgebirge genügend ausgerüstet und hierzu auch hervorragend befähigt — was es in den Übungen des verflossenen Herbstes bewiesen hat —, so bedarf es doch auch nur einer geringen Vermehrung seiner Feldartillerie, um den übrigen Korps vollkommen gleichartig auch auf einem im Flachlande gelegenen Kriegsschauplatz verwendet werden zu können. Es ist daher mit Train-

formationen sowohl für die gewöhnliche Feldausrüstung als auch für die gemischte bzw. die normale Gebirgsausrüstung versehen.

Als Gebirgstruppen von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Landesverteidigung muß auch der Tiroler und Vorarlberger Landsturm erwähnt werden, der bekanntlich schon mehrfach Proben seiner Brauchbarkeit abgelegt hat. Die hervorragende körperliche Eignung der Landeseingeborenen, ihre durch stete Übung (Schützenvereine) geförderte Gewandtheit im Gebrauch der Schußwaffe und nicht zuletzt die tief in ihnen wurzelnde Anhänglichkeit an den heimischen Boden machen im Verein mit einer wohl vorbereiteten Organisation den Tiroler Landsturm zu einer wertvollen Verstärkung des Heeres, allerdings mit der Einschränkung, daß er grundsätzlich zur Verteidigung des eigenen Landes bestimmt ist und nur ausnahmsweise außerhalb desselben verwendet werden darf. Ein großer Teil der Landsturmpflichtigen*) ist militärisch ausgebildet. Zur Ausübung der Kontrolle und zur Erleichterung des Aufgebots ist das Land in Landsturmbezirke, diese wiederum in mehrere Landsturm-Territorial-Bataillonsbezirke eingeteilt; aus jedem der letzteren wird 1 Bataillon zu 3 bis 6 Feldkompagnien formiert. Falls nicht das „Massenaufgebot" erfolgt, stellt jedes Landsturm-Territorial-Bataillon 1 Auszugskompagnie (nur militärisch ausgebildete Leute); 3 bis 6 solcher Kompagnien werden zu einem Auszugsbataillon vereinigt. Die Aufstellung der Bataillone wird durch vorherige Bildung von Kadres, die schon im Frieden bestimmt sind, erleichtert.

Wesentlich von der Zusammensetzung des XIV. Korps verschieden ist diejenige des XV. Korps und des Militärkommandos Zara, welche beide schon im Frieden eine durchgehende, wirkliche Gebirgsorganisation aufweisen. Die Friedensgliederung dieser beiden Truppenkörper ist folgende:

XV. Korps.

18. Inf. Truppen-Div.				1. Inf. Truppen-Div.					
6. Gebirgs-Brigade	3. Gebirgs-Brigade	2. Gebirgs-Brigade	1. Gebirgs-Brigade	12. Gebirgs-Brigade	11. Gebirgs-Brigade	10. Gebirgs-Brigade	9. Gebirgs-Brigade	8. Gebirgs-Brigade	7. Gebirgs-Brigade
		Pi. Kp.			1 Esk. Dr.	1 Esk. Ul.			

Gebirgsbatterien

Festungsartillerie (Kompagnien)

15. Train-Division (Eskadrons).

(Gebirgstrain-Eskadrons)

*) Die Landsturmpflicht dauert in Österreich-Ungarn vom 19. bis zum vollendeten 42. (Offiziere und Beamte 60.) Lebensjahr; bis zum vollendeten 37. im I., danach im II. Aufgebot.

Militärkommando Zara.

Landw. Inf. Regt. 23 | 5. Gebirgs-Brigade | 4. Gebirgs-Brigade

Pi. Kp.

Esk. Dalmat. Landesschützen

Im Gegensatz zum XIV. Korps bestehen hier die schwachen Gebirgsbrigaden, deren Bataillone meist verschiedenen Regimentern angehören. Kavallerie ist nur ganz schwach zugeteilt, an Stelle der Feldartillerie ausschließlich Gebirgsartillerie getreten. Die 11 Gebirgsbatterien des XV. Korps sind von je einem Korpsartillerie-Regiment*) aufgestellt, bilden, als abkommandiert, administrativ selbständige Einheiten und unterstehen zu drei oder vier den drei Artillerie-Inspizierungskommanden (zwei in Sarajewo, eine in Mostar). Dem 4. Artillerie-Inspizierungskommando sind die vier Festungsartillerie-Kompagnien unterstellt.

Im vorstehenden sind die schon im Frieden vorhandenen Gebirgstruppen sowie die zur eventuellen Verwendung im Gebirge in Aussicht genommenen und dementsprechend ausgerüsteten Truppenkörper aufgeführt. Daß im Bedarfsfalle noch weitere Kräfte hierfür aufgestellt oder verwendbar gemacht werden können, ist wohl anzunehmen. So scheint die Aufstellung von Gebirgsformationen auch beim XII. Korps (Siebenbürgen) vorgesehen. Dieses hat zwar die in der Feldarmee normale Gliederung, jedoch befinden sich bei der ihm zugeteilten Train-Division die Kadres für vier Gebirgstrain-Eskadrons. Die Aufstellung von weiteren 12 Gebirgsbatterien ist vorgesehen, da die Korpsartillerie-Regimenter 1 bis 3, 6 bis 14 im Bedarfsfalle noch je eine Gebirgsbatterie formieren können.

*) Und zwar von den Regimentern 1, 2, 6 bis 14.

Hecker,
Hauptmann im Großen Generalstabe.

Die Pioniere auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

Am 2. Juli 1866 befand sich die Oesterreichische Nordarmee in der aus Skizze 5 ersichtlichen Aufstellung zwischen Bistritz, Trotina und Elbe.

Der Rückmarsch von der Hochfläche von Dubenetz war nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Zudem hatten von den Korps der Armee sechs schon gefochten und davon vier erhebliche Verluste erlitten. Feldzeugmeister Benedek, der am 3. Juli bei Pardubitz über die Elbe zurückgehen wollte, ließ deshalb die sehr erschöpften Truppen am 2. Juli in ihren Stellungen ruhen.

Da am Vormittage des 2. keine beunruhigenden Nachrichten vom Feinde eingegangen waren, und die Erholung den Truppen wohlgetan hatte, beschloß er, diesen auch noch am folgenden Tage Ruhe zu gewähren.

Schon am Nachmittage aber zeigte das Heranfühlen der Preußen gegen die Bistritz, daß mit einem Angriff des Gegners am 3. gerechnet werden mußte. Benedek erließ daraufhin abends 11⁰⁰ einen „Schlachtbefehl", der zunächst die Möglichkeit eines Angriffs gegen seinen linken Flügel ins Auge faßte.*) Das sächsische Korps wurde angewiesen, sich in diesem Falle auf den Höhen von Tresowitz und Popowitz zu verteidigen, in der linken Flanke durch die eigene Kavallerie gedeckt. Links von dieser bei Probluz und Prim sollte sich die 1. leichte Kavallerie-Division aufstellen.

Das 10. Korps sollte rechts vom sächsischen in Stellung gehen, das 3. im Anschluß daran die Höhen von Lipa und Chlum besetzen, das 8. als Reserve hinter den Sachsen Aufstellung nehmen. Die übrigen Truppen wurden angewiesen, sich in Bereitschaft zu halten.

Für den Fall eines auch aus nordöstlicher Richtung erfolgenden Angriffs wurde dem 4. Korps befohlen, im Anschluß an das 3. die Höhen zwischen Chlum und Nedelischt zu besetzen. Rechts vom 4. hatte das 2. Korps aufzumarschieren.

Als Armeereserve zur Verfügung Benedeks sollten Aufstellung nehmen:

das 1. Korps bei Rosnitz, das 6. Korps bei Wschestar, beide in enger Versammlung; dahinter die Armee-Geschützreserve; ferner die 2. leichte Kavallerie-

Division bei Nedelischt, die 1. und 3. Reserve-Kavallerie-Division bei Swety, die 2. bei Briza. Auch über die 1. leichte Kavallerie-Division (auf dem äußersten linken Flügel) behielt sich Benedek die Verfügung vor.

Ein etwaiger Rückzug der Armee hatte nach dem Schlachtbefehl „auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth“ zu erfolgen, „ohne die Festung zu berühren“.

Die Elbe sollte vom 2. Korps zwischen Lochenitz und Predmeritz, vom 4. Korps bei Placka an je zwei Stellen überbrückt werden. Die Brückenequipagen des Pionier-Bataillons Nr. 6 hatten dabei nach Bedarf mit Material auszuhelfen. Dem 1. Korps wurde der Bau einer Brücke über die Adler bei Swinarek aufgetragen. Die Ausführung dieser Anordnungen waren dem Armee-Oberkommando unter Angabe der gewählten Brückenstellen zu melden.

Am Schluß des Befehls hieß es: „Die Disposition für einen eventuellen Rückzug wird morgen nachfolgen.“

Die preußischen Armeen*) standen am 2. Juli mit ihren Teten in der Linie Lhota—Smidar (Elb-Armee) —Milowitz—Gr. Jeritz (Erste Armee) —Aulejow—Daubrawitz—Kukus (Zweite Armee). Man vermutete zunächst, daß die Österreicher hinter der Elbe, mit den Flügeln an Königgrätz und Josefstadt angelehnt, Aufstellung genommen hätten. Durch Erkundungen vor der Front der Ersten Armee wurde jedoch festgestellt, daß sich noch starke Kräfte des Feindes zwischen Elbe und Bistritz befanden. Prinz Friedrich Carl entschloß sich daraufhin, in Übereinstimmung mit den von Moltke gegebenen Direktiven, jene Kräfte anzugreifen und befahl für den 3. Juli vormittags zunächst die Versammlung seiner Armee nach vorwärts. Der Kronprinz von Preußen erhielt vom Großen Hauptquartier den Befehl, sich gegen die rechte Flanke des Feindes zu wenden.

Am 3. früh ging die Elb-Armee auf Nechanic, die Erste aus der Linie Pschanek—Milowitz—Cerekwitz auf Mokrovous—Unter-Dohalitz—Sadowa—Benatek zum Angriff vor. Die Zweite Armee marschierte mit dem rechten Flügel (Gardekorps) auf Zizelowes, mit dem linken (12. Infanterie-Division) über Kukus auf Habrina vor. Im Verlaufe des heftigen Kampfes, in den zunächst die Erste Armee verwickelt wurde, zeigte es sich bald, daß man auf die ganze österreichische Armee gestoßen war. Während diese von der Ersten Armee in der Front festgehalten wurde und die Zweite Armee gegen ihre rechte Flanke vorging, erhielt die Elb-Armee den Befehl, den Feind auch im Süden zu überflügeln. Dies gelang jedoch nicht in der beabsichtigten Weise, da sich die Entwicklung dieser Armee über das Defilee von Nechanic sehr verzögerte. Immerhin wurden das sächsische und das österreichische 8. Korps auf die Truppen der inzwischen zum Rückzug gezwungenen Mitte der Armee geworfen, so daß beim Feinde große Verwirrung entstand.

*) Elb-Armee (General Herwarth v. Bittenfeld), Erste Armee (Prinz Friedrich Carl), Zweite Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen).

Die eigentliche Entscheidung fiel im Norden. Dort war auf dem linken Flügel der Ersten Armee die 7. Infanterie-Division in einen heftigen Kampf um den Swiepwald verwickelt worden. Gegen sie wandten sich das österreichische 4. und 2. Korps, welche nach Benedeks Schlachtbefehl die Linie Lochenitz—Nedelischt—Chlum hatten verteidigen sollen. Der Angriff des rechten Flügels der preußischen Zweiten Armee auf die Höhen von Horenowes traf diese Korps in der rechten Flanke und im Rücken, so daß sie gezwungen wurden, den Swiepwald zu räumen und auf die ihnen ursprünglich bezeichneten Stellungen zurückzugehen. Die Fortsetzung des Angriffs der Zweiten Armee gegen die Linie Chlum—Nedelischt—Trotina führte 3⁰⁰ nachmittags zur Besitznahme von Chlum durch die 1. Garde-Division, während das österreichische 2. Korps von dem über Sendrazitz und Trotina vorgehenden preußischen VI. Armeekorps zum Rückzug über die Elbe gezwungen wurde. Benedek sah ein, daß ein von ihm geplanter Offensivstoß gegen die Erste Armee unter diesen Umständen unausführbar war. Er verwandte nunmehr das 6. und 1. Korps dazu, den Rückzug seiner Mitte zu decken und wußte durch das Feuer einer gewaltigen Artilleriemasse, die von Wsestar über Stezer bis jenseits der Königgrätzer Straße Aufstellung nahm, die preußische Verfolgung zu hemmen. Seine Armee entkam mit einem Verlust von 44 000 Mann über die Elbe.

Bevor auf die Tätigkeit der österreichisch-sächsischen Pioniere näher eingegangen werden kann, ist eine kurze Betrachtung ihrer Organisation erforderlich.

Die Kaiserliche Nord-Armee war nur spärlich mit Pionieren ausgestattet, auch waren diese nicht zweckmäßig verteilt.*) Die Armeekorps verfügten nur über je eine Pionier-Kompagnie, dagegen war die Armeereserve an Pionieren mit 12½ Kompagnien zu hoch bemessen. Der größte Teil von ihr wäre besser den Korps zugewiesen worden.

Das Brückenmaterial der Armee genügte zur Herstellung von insgesamt [illegible] m Brückenbahn, war also völlig ausreichend. An Schanzzeug war gleichfalls kein Mangel. Die Mitführung von zwei Schanz- und Werkzeugwagen bei jeder Pionier-Kompagnie erleichterte deren Verwendung auf getrennten Arbeitsplätzen. Der große Schanzzeugvorrat in den „Zeugsreserven" — die übrigens, gleich dem [illegible] — [illegible]**)

[illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]

nachteiliger, als weder beim Armee-Oberkommando noch bei den Korpskommandos hinreichendes Verständnis für die Bedeutung und Verwendung der Pioniere vorhanden war. Die an sich tüchtige Truppe hat daher im Feldzuge weniger geleistet, als möglich gewesen wäre.

Der Zuteilung eines Pionierdetachements zur Avantgarde des sächsischen Armeekorps*) lag an sich ein gesunder Gedanke zugrunde, aber dieser war doch nur mangelhaft in die Wirklichkeit übertragen. Das Detachement war zu schwach und besaß kein Brückenmaterial. Unzweckmäßig war auch die Unterstellung der übrigen Pioniere unter das Hauptquartier. Es wäre besser gewesen, wenn man das Pionierdetachement (auf Wagen) der Reiter-Division angegliedert und einer der Infanterie-Divisionen die Pionier-Kompagnie und den leichten Feldbrückentrain, der anderen die Pontonier-Kompagnie und den Pontonpark unterstellt hätte. Bei der einheitlichen Ausbildung der Pioniere und Pontoniere hätte dies keine Bedenken gehabt. Besonders würde sich die Maßregel bei einem Marsch des Korps auf zwei Straßen bewährt haben.

Die Besetzung der österreichischen Stellung am 3. Juli

Als am 3. Juli morgens die preußische Erste Armee zum Angriff vorging, hatten die Österreicher kaum mit dem Einrücken in ihre Stellung begonnen. Dieses gestaltete sich in mancher Hinsicht anders, als es im Schlachtbefehl vorgeschrieben worden war.

Das sächsische Korps entwickelte sich nicht unmittelbar an der Bistritz, sondern weiter rückwärts bei Probluz und Nieder-Prim. An der Bistritz blieben in der Linie Tresowitz—Nechanic nur Vortruppen stehen. Die Reiter-Division nahm Aufstellung östlich Nechanic. Der größte Teil des 8. Korps stellte sich bei Probluz und Stezirek bereit, die 1. leichte Kavallerie-Division östlich Nieder-Prim.

Nördlich von den Sachsen besetzte das 10. Korps die Linie Langenhof—Strezetitz. Zwei Brigaden wurden an die Bistritz von Unter-Dohalitz bis Mokrovous vorgeschoben.

Das 3. Korps ließ je eine Brigade bei Sadowa und nördlich Cischtowes stehen und besetzte die Höhen von Chlum und Lipa.

Auf dem rechten Flügel führte der Angriff der preußischen 7. Infanterie-Division gegen den Swiepwald zu der bereits erwähnten Linksschwenkung des 4. Korps. Das 2. Korps machte diese Schwenkung mit und gelangte so auf die beherrschend gelegenen Höhen zwischen Horenowes und Masloweb. Zum Schutz der rechten Flanke wurde bei Sendrazitz eine Infanterie-Brigade,**) bei Trotina die Korpskavallerie zurückgelassen.

Beide Korps des rechten Flügels hatten also die Front gegen die preußische Erste

*) Anlage 1, II., Seite 306.

**) Brigade Henriquez.

Armee genommen, statt gegen die Zweite. Das Oberkommando wurde von diesen selbständigen Maßnahmen der Korpsführer nicht benachrichtigt.

Die 2. leichte Kavallerie-Division nahm ihrem Befehl gemäß Aufstellung bei Nedelischt.

Als Armeereserve wurden bereitgestellt: 6. und 1. Korps südöstlich Langenhof, die drei Reserve-Kavallerie-Divisionen bei Chlum, Swety und Briza, die Armee-Geschützreserve bei Rozberitz und Rosnitz.

Benedek begab sich auf die Höhe bei Lipa.

ung
ischen
ung.

Die österreichische Stellung war in der Front durchweg recht stark. Die das Vorgelände überhöhenden Erhebungen auf dem östlichen Bistritzufer begünstigten die Wirkung der Artillerie, die durch ihre bessere Bewaffnung ohnehin schon gegenüber der preußischen im Vorteil war. Die Sumpfniederung der angeschwollenen Bistritz bildete für den Angreifer ein ernstes Hindernis. Um so ungünstiger aber lagen für den Verteidiger die Verhältnisse in den Flanken, die nach der Linksschwenkung des 2. und 4. Korps beide ohne Anlehnung waren und einen umfassenden Angriff geradezu herausforderten.*) Bedenklich war endlich die Nähe der Elbe im Rücken der Armee, zumal die Lage der über den Fluß führenden Brücken den Korps nicht bekannt gemacht wurde.

stärkungs-
arbeiten.

In dem Schlachtbefehl vom 2. Juli war von einer Verstärkung der den Korps zugewiesenen Stellungen nicht die Rede. Gleichwohl war wenigstens auf den beiden Flügeln der Armee in dieser Hinsicht bis zum Beginn der Schlacht manches geschehen. Der Feldzeugmeister hatte schon am 1. Juli abends den Pionierstabsoffizier im Armee-Hauptquartier mit der Anlage „einiger Befestigungen" in der Linie Nedelischt—Lipa beauftragt. Es wurden demzufolge zwei Batterien und zwei Schützengräben auf der Höhe zwischen Sendrazitz und Nedelischt, fünf Batterien und vier Schützengräben auf den Höhen im Nordosten, Norden und Westen von Chlum angelegt. Ferner wurde an dem Walde zwischen Chlum und Lipa ein Verhau hergestellt und der West- und Nordrand von Lipa und Chlum zur Verteidigung eingerichtet. An der Ausführung dieser Anlagen hatten zunächst nur die 4 1/2 Genie-Kompagnien der Armeereserve gearbeitet; vom 2. Juli nachmittags ab wurden auch noch die Pioniere des 3. Korps und einige vom 6. sowie das Pionier-Bataillon 6**) herangezogen. Von den Vorposten des 3. Korps waren bei Sadowa auf beiden Bistritzufern Verschanzungen angelegt worden, die aber nur kurze Zeit behauptet wurden.

---

*) Übrigens wären auch die im Schlachtbefehl dem 2. und 4. Korps zugewiesenen Stellungen dem nachhaltigen Schutz der rechten Armeeflanke keineswegs günstig gewesen. Das Schußfeld wurde dort durch die Höhe von Maslowed und das Dorf Sendrazitz beschränkt. Außerdem verwehrte die Höhe von Horenowes den Ausblick nach den Straßen, auf denen der Anmarsch der preußischen Zweiten Armee zu erwarten war.

**) Dieses Bataillon wurde am 3. Juli morgens den Sachsen zur Verfügung gestellt. (Vgl. S. 281.)

Auf dem linken Flügel der Armee hatte der Kronprinz von Sachsen am 2. Juli nach gründlicher Erkundung des Geländes sowie des Anmarsches der preußischen Ersten und Elb-Armee die Anlage von Geschützeinschnitten auf der Höhe zwischen Lubno und Hradek durch Mannschaften der Artillerie ins Werk gesetzt. Ferner hatte er die Bistritzbrücke in Nechanic durch Infanterie zur Zerstörung vorbereiten lassen. Auf dem Schloßturm von Hradek wurde eine Beobachtungswarte errichtet.

Der kurz vor Mitternacht eintreffende Schlachtbefehl, der das Korps anwies, die von Süden her leicht zu flankierende, mithin ungünstige Stellung zwischen Tresowitz und Popowitz zu besetzen, machte fast alle diese Maßnahmen hinfällig. Aber der Kronprinz wußte sich schnell mit der veränderten Lage abzufinden. Er wählte als Gefechtsstellung den günstiger gelegenen Höhenzug zwischen Probluz und Nieder-Prim*) und befahl am 3. Juli 8⁰⁰ vormittags der 1. Division, Lubno, Nechanic und Kuncic nur schwach besetzt zu halten und die Brücken bei den zwei letztgenannten Orten nach Rückkehr der aufklärenden Kavallerie zu zerstören. Diese Anordnungen sowie die zu ihrer Ergänzung vom Divisionskommandeur befohlenen Brückenzerstörungen bei Tresowitz, Popowitz und Lubno wurden von Infanterie ausgeführt. Es gelang dadurch, dem mit Überlegenheit angreifenden Feind an der Bistritz etwa eine Stunde Aufenthalt zu bereiten.

Die um 9^{00} vormittags vom Kronprinzen befohlene Verstärkung von Probluz und Nieder-Prim wurde von den Besatzungen dieser Orte im Verein mit dem Pionierdetachement der Avantgarde und den Pionieren des österreichischen 8. Korps in Angriff genommen. Um 10^{30} vormittags trafen zwei Kompagnien des Pionier-Bataillons 6 zur Hilfeleistung ein. Die beiden anderen Kompagnien dieses Bataillons legten für den Fall eines Rückzuges am Westrande des Brizer Waldes, wo eine Aufnahmestellung genommen werden sollte, Verhaue und Schützengräben an. Im Inneren des Waldes nahmen sie Wegebesserungen vor.

Der Feldzeugmeister hatte sich, als er den Befehl zur Befestigung der Linie Nedelischt—Lipa gab, noch mit der Absicht getragen, die Armee am 3. 7. bei Pardubitz über die Elbe zurückzuführen. Es war ihm also zunächst wohl nur darauf angekommen, seinen Arrieregarden während des weiteren Rückzuges einen längeren Widerstand in der genannten Linie zu ermöglichen. Der Grundgedanke der Anordnung war unter dieser Voraussetzung richtig, zumal man in den bereits gelieferten Gefechten die mörderische Wirkung des preußischen Zündnadelgewehrs zur Genüge kennen gelernt hatte. Die Ausführung des gegebenen Befehls war jedoch nicht in jeder Hinsicht glücklich. Beurteilung der getroffenen Maßnahmen.

Die taktischen Nachteile der gewählten Stellung sind bereits erwähnt.**) Sie

*) Das Armee-Oberkommando erteilte zur Besetzung dieser Stellung nachträglich die erbetene Genehmigung.

**) S. 280 Anm. 1.

wurden durch die Herstellung der Befestigungen nicht in dem Umfange ausgeglichen, wie dies möglich gewesen wäre. Die Anlagen erhielten einen viel zu hohen Aufzug, weil man die Feuerstellung für Schützen und Geschütze auf den gewachsenen Boden verlegte. Die Erdscharten der Batterien erhöhten deren Erkennbarkeit. Auch wurden beim Bau die vorhandenen Arbeitskräfte unzweckmäßig verwendet. Es war ein Fehler, daß man fast ausschließlich Pioniere und nicht, wie bei den Sachsen, vorzugsweise die fechtenden Truppen zur Arbeit heranzog. Diese selbst wurde unnötig vermehrt, indem man für die im Gelände leicht zu verbergenden Munitionswagen und Protzen tiefe Gräben ausheben ließ und sämtlichen Deckungsprofilen eine Stärke gab, die weit über das der damaligen Waffenwirkung entsprechende Maß hinausging.

Die Befestigungen auf dem rechten Armeeflügel sind in der Schlacht nur zum Teil benutzt worden, da das 2. und 4. Korps die schon erwähnte Linksschwenkung vornahmen.

Welche Schanzarbeiten hätten ausgeführt werden können?

Es ist von Interesse, zu untersuchen, was diese beiden Korps in der von ihnen geschaffenen neuen Lage mit dem Spaten hätten ausrichten können.

Zum Schutze der österreichischen rechten Flanke gegen die preußische Zweite Armee war, abgesehen von der Korpskavallerie, nur eine Infanterie-Brigade des 2. Korps bei Sendrazitz zurückgelassen worden. Es lag für diese Brigade auf der Hand, durch Verschanzung der Höhen nördlich Sendrazitz ihre Widerstandskraft zu erhöhen. Schanzzeug konnte in Lochenitz und Sendrazitz beigetrieben werden. Wäre die gebotene Geländeverstärkung vorgenommen worden, so hätte die Brigade das Eindrücken des rechten Armeeflügels durch das preußische VI. Armeekorps längere Zeit hinausschieben können. In Wirklichkeit hat sie bei der Annäherung jenes Korps den Rückzug über die Brücke bei Lochenitz angetreten und dadurch auch das Zurückgehen der übrigen Teile des 2. Korps veranlaßt. Diese waren gegen 9⁰⁰ vormittags zwischen Horenowes und Maslowed aufmarschiert und bald darauf in den Kampf des 4. Korps um den Swiepwald verwickelt worden. Es hätte sich empfohlen, während dieses Kampfes die Linie Horenowes—Fasanerie (südlich des Ortes, s. Skizze 7) als Aufnahmestellung herzurichten und, spätestens auf die Meldung vom Anrücken der Zweiten Armee hin, die Höhen von Horenowes und den Nordrand dieses Dorfes flüchtig zu befestigen. Dies wäre auch ohne die mit dem Brückenschlag bei Lochenitz und Predmeritz beschäftigten Korpspioniere möglich gewesen, besonders wenn man rechtzeitig die Pioniere des 6. Korps angefordert hätte, die am Tage der Schlacht gar nicht verwendet worden sind.

Auch beim 4. Korps, das nur Cischtowes wiederzugewinnen vermochte, während sein Versuch, die siegreiche preußische 7. Infanterie-Division aus dem Swiepwalde zu vertreiben, scheiterte, hätte man rechtzeitig an die Einrichtung einer Aufnahmestellung denken müssen. Es konnte hierzu der Nord- und Westrand von Maslowed verschanzt und südwestlich davon in der Richtung auf Lipa eine Befestigungsgruppe angelegt

werden. Alles dies hätte, da die Pioniere mit dem Brückenschlage bei Placka beschäftigt waren, durch Infanterie hergestellt werden müssen, was auch sehr wohl möglich war, da das Korps über eine Zeugsreserve verfügte.

Das 3. Korps, das die Linie Chlum—Lipa verteidigen sollte, erhielt den Befehl hierzu erst 6^{00} vormittags. Bereits um 9^{30} vormittags begann die Entwicklung großer Artilleriemassen in der dem Korps zugewiesenen Stellung, wo, wie wir gesehen haben, schon mehrere Verschanzungen fertiggestellt oder der Vollendung nahe waren.*)

Für die Ausführung weiterer Geländeverstärkungen wäre also bis zum Auffahren der Artillerie nur wenig Zeit verfügbar gewesen. Diese hätte aber immerhin genügt, um durch Infanterie auf der wichtigen Kuppe westlich Lipa eine Befestigungsgruppe für ein Bataillon herstellen zu lassen. Schanzzeug konnte von dem nahen I. Genie-Bataillon angefordert oder in Lipa beigetrieben werden.

Erheblich günstiger lagen die Umstände für die Befestigung des dem 10. Korps**) zugewiesenen Verteidigungsabschnitts zwischen Langenhof und Strezetitz. Hier hätten ohne jede Schwierigkeit zwei Bataillonsgruppen auf dem vorderen Abhang des Höhenrückens westlich Langenhof hergestellt werden können. Die Pionier-Kompagnie des Korps vermochte der Infanterie Hilfskräfte und Schanzzeug zu stellen. Solches war außerdem beim I. Genie-Bataillon sowie in Lipa und Langenhof zu haben. Tatsächlich sind aber die Pioniere des 10. Korps erst 8^{00} abends beim Bau einer Brücke in der Nähe von Königgrätz zur Verwendung gelangt.

Die bei dem sächsischen Korps für die Verstärkung der Verteidigungsstellung getroffenen Maßnahmen sind bereits erwähnt. Durch die Erkundungsergebnisse auf den drohenden Angriff vorbereitet, hatte der Kronprinz sofort erkannt, daß die Verteidigung der Hradecker Höhen im Verein mit der Zerstörung der benachbarten Bistritzbrücken von wesentlicher Bedeutung war, gleichviel ob die Armee eine Schlacht annahm oder über Pardubitz zurückging. Die daraufhin getroffenen Anordnungen waren in jeder Hinsicht zweckmäßig. Dasselbe gilt von den nach dem Eingang des Schlachtbefehls getroffenen Maßnahmen, die überdies von einer hohen Entschlossenheit und Selbsttätigkeit des Führers zeugen. Zweckmäßig war vor allem die Art des Zusammenwirkens der Infanterie mit den Pionieren, die merkwürdigerweise größtenteils österreichischen Truppenverbänden angehörten. Die beiden sächsischen Pionier-Kompagnien waren am Morgen des 3. Juli mit den Brückentrains nach Pardubitz in Marsch gesetzt worden und fanden am Tage der Schlacht keine Verwendung.

Von den Pionier-Kompagnien der zur Armeereserve bestimmten Korps

*) S. 280. Die Pioniere des 3. Korps wirkten bei Ausführung dieser Anlagen bis 10^{00} vormittags mit.

**) Nur noch 3 Brigaden.

(1. und 6.) schlug die des 1.*), gemäß der Weisung des Armee-Oberkommandos, bei Swinarek eine Brücke über die Adler. Die Pionier-Kompagnie des 6. Korps wurde dagegen in Untätigkeit gelassen. Es ist schon erwähnt, daß sie am besten auf dem besonders gefährdeten rechten Flügel der Armee Verwendung gefunden hätte.

Technische Anordnungen für den Rückzug.

Schon während des Vormarsches der Nord-Armee nach Böhmen hatten an der Elbe zwischen Josefstadt und Pardubitz Brücken- und Wegeerkundungen stattgefunden. Sie wurden beim Beginn der Rückzugsbewegungen wieder aufgenommen. Ihrem Ergebnis zufolge bildeten Elbe und Adler in Verbindung mit den Anstauungen im Bereich der Festung Königgrätz**) und oberhalb dieser beträchtliche Hindernisse. Die Brücken und Wege waren durchweg in gutem Zustande. Zwischen der Trotinamündung und Pardubitz waren außerhalb Königgrätz sechs feste Elbbrücken vorhanden.***) Von diesen kamen aber nur drei (bei Predmeritz, Placka und Nemcitz) für den Rückzug in Betracht, da dieser auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth erfolgen sollte, ohne die Festung zu berühren. Günstige Verhältnisse für Brückenschläge wurden an 7 Punkten†) festgestellt.

Von den vorhandenen Adlerbrücken konnte bei einem Rückzuge auf Holitz nur eine benutzt werden. Sie lag südöstlich Königgrätz im Zuge der Straße nach Beischt. Für die Herstellung von weiteren Übergängen wurden bei Nepasitz, wo auch eine Furt war, Bleschno, Swinarek und Malschowitz geeignete Stellen erkundet.

Vom Pionier-Bataillon 1 der Armeereserve wurden am 1. und 2. Juli zwei Pontonbrücken über die Elbe geschlagen: eine bei Wysoka und eine bei Bukowina. Alle vier Kompagnien des Bataillons wurden dazu herangezogen, aber nur zwei fanden bei der Arbeit Verwendung.

Am 3. Juli schlugen, den Anordnungen im Schlachtbefehl entsprechend, die Pioniere des 2. Korps bei Lochenitz und Predmeritz je eine Brücke. Der bei letzterem Ort schon vorhandene Übergang wurde verstärkt. Die Pioniere des 4. Korps stellten bei Placka zwei Kriegsbrücken her. Bei diesen Arbeiten fand der größte Teil des vom Pionier-Bataillon 6 mitgeführten Brückenmaterials in der vom Armee-Oberkommando vorgesehenen Weise Verwendung. Die Pioniere des 1. Korps überbrückten, wie befohlen, die Adler bei Swinarek.

Der Armee standen mithin, einschließlich der vor der Schlacht schon vorhandenen Übergänge, für einen im Sinne des Schlachtbefehls auszuführenden Rückzug

*) Die Zeugsreserve des 1. Korps blieb unbenutzt bei Kuklena stehen.

**) Der Kommandant von Königgrätz hatte das Vorgelände der Festung im Norden, Westen und Süden durch Anstauung weithin überfluten und ansumpfen lassen. Auf sein dringendes Ansuchen wurde später, am 2. Juli, allen Truppen der Durchmarsch durch die Festung verboten.

***) Je 1 bei Predmeritz, Placka, Königgrätz, Nemcitz, 2 bei Pardubitz, wo auch eine Furt war. (Skizze 7).

†) Bei Lochenitz, Predmeritz, ober- und unterhalb Placka, bei Wysoka, Bukowina und Kunetitz.

neun Elbbrücken und zwei Brücken über die Adler zur Verfügung.*) Erst als der Rückzug schon im vollen Gange war, wurde von den Pionieren des 10. Korps, die bis dahin ohne Verwendung geblieben waren, bei Königgrätz noch eine weitere Brücke geschlagen.

Zu den erwähnten Brückenbauten wurden insgesamt etwa zwei Drittel des von der Armee mitgeführten Materials verwendet. Der Rest blieb unbenutzt.

Beurteilung der getroffenen Maßnahmen.

Die auf Befehl des Oberkommandos hergestellte Kriegsbrücke bei Lochenitz lag taktisch ungünstig; sie mußte unbenutzbar werden, sobald preußische Artillerie von den Höhen nördlich und südwestlich Trotina das Feuer eröffnete. Da dies indes nicht geschehen ist, vermochte immerhin eine Brigade vom 2. Korps**) ihren Rückzug über diese Brücke zu nehmen, bei deren späterem Abbruch sieben Brückenwagen in preußische Hände fielen.***) Dies wäre zu vermeiden gewesen, wenn man zum Bau des gefährdeten Überganges Behelfsmaterial verwendet hätte, das in den benachbarten Orten zu haben war.

Die beiden Brücken bei Predmeritz (eine im Frieden vorhandene und eine Kriegsbrücke) konnten nicht so schnell vom Feuer der Preußen gefaßt werden wie die bei Lochenitz. Sie wurden daher auch beim Rückzug in ausgiebiger Weise benutzt; zwei Brigaden des 2. Korps, Teile der 3. Reserve-Kavallerie-Division und die Hauptmasse der 2. leichten Kavallerie-Division vollzogen hier den Uferwechsel. Die feste Brücke wurde 6⁰⁰ abends von den Preußen genommen, die Kriegsbrücke konnte dagegen rechtzeitig abgebaut und verladen werden.

Die Brücken bei Placka (eine im Frieden vorhandene und zwei Kriegsbrücken) lagen sämtlich unter dem Schutze der Kanonen von Königgrätz. Die Anmarschwege waren gut, die Abmarschwege wahrscheinlich ebenfalls. Der Übergang eines großen Teils der Armee vollzog sich deshalb hier ohne Stockung. Die Brücken wurden von einer Brigade des 2., der Hauptmasse des 4. und einem Teil des sächsischen Korps benutzt, außerdem vollzogen hier Truppen der 2. leichten und der 3. Reserve-Kavallerie-Division sowie der Armee-Geschützreserve den Uferwechsel.

Die erst in später Stunde von den Pionieren des 10. Korps bei Königgrätz geschlagene Brücke erwies sich als besonders vorteilhaft. Sie ermöglichte zahlreichen Österreichern und Sachsen den Übergang und wurde erst abgebrochen, nachdem der Festungskommandant kurz vor Mitternacht die Tore der Stadt zum Durchzug hatte öffnen lassen, und so die Festungsbrücke benutzbar geworden war.

Die Kriegsbrücke bei Wysoka lag taktisch nicht schlecht. Nördlich des Ortes fanden sich gute Artilleriestellungen,†) und das Gelände am westlichen Elbufer war für

*) Die Brücken in Königgrätz sind dabei nicht mitgerechnet, da die Festung für den Truppendurchmarsch gesperrt war.

**) Br. Henriquez.

***) Im ganzen wurden am 3. Juli 21 Brückenwagen erbeutet.

†) Skizze 7.

die Verteidigung der Brücke günstig. Aber diese konnte von den Truppen nur auf dem Umwege über die Mühlgrabenbrücke bei Opatovic, also durch einen Flankenmarsch, erreicht werden. Man hätte daher besser daran getan, den Brückenschlag etwa 1/2 km weiter nördlich vorzunehmen, und dort auch einen Übergang über den Mühlgraben herzustellen. Die erwähnten taktischen Vorteile wären dadurch nicht verloren gegangen.

Günstiger lag die Kriegsbrücke bei Bukowina, die ebenso bequem zu erreichen wie leicht zu verteidigen war. Die benachbarte Furt war in zweckmäßiger Weise zur Benutzung für Kavallerie hergerichtet worden.

Bei Wysoka und Bukowina wurde die Elbe zwischen 5³⁰ und 10⁰⁰ abends von Teilen des 1., 3. und 6. Korps sowie der 3. Reserve-Kavallerie-Division überschritten.

Da sich der Rückzug nicht in der vom Armee-Oberkommando geplanten Weise vollzog und die Festung Königgrätz erst sehr spät für den Durchmarsch geöffnet wurde, gingen auch bei Pardubitz zahlreiche Truppen über die Elbe zurück. Es waren dies Teile des 1., 2., 6., 8. und sächsischen Korps, die 1. leichte und die 1. und 2. sowie Teile der 3. Reserve-Kavallerie-Division. Die Truppen langten erst in später Nacht an. Ihr Uferwechsel dauerte bis zum 4. Juli 10⁰⁰ vormittags. Die Elbbrücke bei Remcitz (6 km nördlich Pardubitz) ist nicht benutzt worden, wahrscheinlich weil die Wegeverbindungen hier ungünstig zur Rückzugsrichtung lagen.

Die beiden Adlerbrücken reichten, wenngleich sie nur von einem Teil der Armee benutzt zu werden brauchten, kaum für einen ungestörten Rückzug aus. Hätten die Preußen mit ihrem linken Flügel lebhaft nachgedrängt, so wäre in dem engen Raum zwischen Adler und oberer Elbe wahrscheinlich eine schwere Katastrophe eingetreten. Es ist daher auffallend, daß trotz des Vorhandenseins geeigneter Brückenstellen und reichlichen Materials nicht mehr Übergänge angelegt worden sind. Auch die Zahl der Elbbrücken war für den schnellen Uferwechsel einer Armee von 8 Korps und 6 Kavallerie-Divisionen zu gering. Freilich waren nach dem Ergebnis der Erkundungen nur an wenigen Stellen Brückenschläge möglich. Aber diese Schwierigkeit hätte durch eine bessere Ausnutzung jener Stellen überwunden werden können. Sowohl bei Placka wie bei Wysoka und Bukowina wäre der Bau von je zwei weiteren Brücken möglich gewesen. Das überschießende Material hätte nicht nur hierzu, sondern auch zum Bau von weiteren drei Brücken über die Adler völlig ausgereicht.

Die Chefs der gar nicht oder unzureichend beschäftigten Pionier-Kompagnien hätten in dieser Hinsicht durch selbsttätiges Eingreifen manches gut machen können, was vom Armee-Oberkommando versäumt worden war. Dieses hätte übrigens trotz des Mangels an Brücken dem heillosen Wirrwarr beim Rückzug immerhin etwas vorbeugen können, wenn es die Truppen bereits vor der Schlacht über die Lage der

Brücken verständigt hätte. Es wäre dies um so nötiger gewesen, als die frühzeitige Zuweisung bestimmter Übergänge an die einzelnen Heeresteile wegen der gedrängten Aufstellung der Armee sowie der Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes und damit über die Rückzugsrichtung keinen Vorteil versprach.

Es wurde bereits erwähnt, daß die Elbbrücke bei Lochenitz von vornherein durch die Preußen stark gefährdet war. Es hätte daher nahegelegen, frühzeitig für ihre Sicherung zu sorgen. Aber erst um 12^{30} nachmittags wurde von der zum Schutz der rechten Armeeflanke bei Sendrazitz aufgestellten Brigade Henriquez ein Bataillon mit der örtlichen Sicherung der Brücken bei Lochenitz und Predmeritz beauftragt.*) Wenn auf preußischer Seite die Kavallerie-Division Hartmann richtig verwendet worden wäre, hätte sich die anfängliche Versäumnis der Österreicher zweifellos bitter gerächt. Die Kavallerie-Division hätte über Smiritz vorgehen, die beiden erwähnten Brücken zerstören und mit ihrer Artillerie sogar die Benutzung der im Feuerbereich von Königgrätz gelegenen Übergänge bei Placka sehr erschweren können. Es ist klar, daß der rechte Flügel der Nord-Armee dadurch beim Rückzug in eine überaus schwierige Lage geraten wäre. Brücken-sicherungen und -Zerstörungen

Die Brigade Henriquez hat später versucht, in einer Stellung zwischen der Trotinamündung und Sendrazitz, unter Anlehnung an das 4. Korps, den Rückzug der weiter südlich fechtenden Heeresteile zu sichern. Sie vermochte aber nur kurze Zeit standzuhalten. Ihre Artillerie hätte unter ausreichender Bedeckung an dem Elbknie nordöstlich Lochenitz auffahren und dort durch möglichst viele Batterien der Geschützreserve des 2. Korps verstärkt werden müssen. Unter dem Schutze dieser Kräfte wäre vermutlich der Abbruch der Lochenitzer Brücke ohne Materialverlust gelungen und auch die Zerstörung der ständigen Holzbrücke bei Predmeritz möglich gewesen. Diese Zerstörung hätte freilich, da man zu jener Zeit noch keinen brisanten Sprengstoff kannte, durch Anhäufung von Brennmaterial und Anlage einer schnell wirkenden Sperre vorbereitet werden müssen, was anscheinend nicht geschehen ist. Es sei hier erwähnt, daß auch die nach der Lage gebotene Entfernung und Vernichtung des Belages der über die Trotina führenden Eisenbahnbrücke unterblieben war.

Die örtliche Sicherung der Brücken bei Placka übernahm aus eigenem Antriebe die Pionier-Kompagnie des 4. Korps. Zur Aufnahme der hier übergehenden Truppen wurde 4^{00} nachmittags eine verstärkte Brigade**) jenes Korps nach Plotist geschoben. Die Brigade hat hier und später in einer zweiten Stellung auf dem linken Elbufer, wo sie Verstärkungen vom 2. Korps erhielt, ihre Aufgabe glücklich gelöst. Sie wurde dabei durch Geschützfeuer aus Königgrätz unterstützt. Nach dem Übergang der Truppen, 8^{00} abends, wurden unter dem Schutze der Brigade die

*) Der schwache Schutz durch die Pioniere war in dieser Lage nicht ausreichend.
**) Erzherzog Joseph.

Kriegsbrücken abgebrochen und verladen, während die ständige Pfahljochbrücke — wahrscheinlich mit Axt und Säge — zerstört wurde. Auf seinem weiteren Rückzug benutzte das 4. Korps die Adlerbrücke bei Swinarek, deren Auffindung den Truppen von dem Chef der dortstehenden Pionier-Kompagnie (1. Pionier-Bataillons 2) durch die sehr zweckmäßige Entsendung von Patrouillen und Aufstellung von Postierungen wesentlich erleichtert wurde. Unter dem Schutz der Arrieregarden-Brigade des 4. Korps wurde die Brücke in der Frühe des 4. Juli abgebrochen und verladen.

Für die Sicherung der Kriegsbrücken bei Wysoka und Bukowina hatte das Armee-Oberkommando keine Anordnungen getroffen, obgleich beide Übergänge von den Pionieren der Armeereserve hergestellt worden waren. Auch hier handelten daher die Führer der Pionier-Kompagnien*) selbständig, und zwar mit großer Umsicht und Tatkraft. Sie sorgten für örtlichen Brückenschutz durch Aufstellung von Pionier-Abteilungen auf beiden Flußufern und ließen die heranrückenden Truppen durch Patrouillen auf die abgesteckten Kolonnenwege leiten, die zu den Brücken führten. Der zurückweichenden Kavallerie wurde die Furt unterhalb Bukowina zugewiesen, was sehr zur Beschleunigung des Uferwechsels beitrug. Da der Feind nicht nachdrängte, konnten die Brücken rechtzeitig abgebaut und verladen werden. Von einigen zu spät eintreffenden Teilen des 3. Korps wurde die Infanterie (etwa 3000 Mann) auf Pontonruderfähren übergesetzt, während die Kavallerie die Furt benutzte und die Fahrzeuge über Pardubitz geleitet wurden.

Der Versuch, die Pfahljochbrücke bei Nemcitz vor dem Eintreffen des Feindes zu zerstören, hatte nur mangelhaften Erfolg. Diese Brücke konnte daher von den Preußen schnell ausgebessert und von Teilen der Kavallerie-Brigade v. Wnuck und der Kavallerie-Division Hartmann (insbesondere von deren Artillerie) benutzt werden. Die Hauptmasse dieser Heeresteile benutzte jedoch die erwähnte Furt.

Von den drei Übergängen bei Pardubitz wurde die hölzerne Straßenbrücke am Abend des 4. Juli von der Arrieregarde der 1. leichten Kavallerie-Division verbrannt. Der Belag der Eisenbahnbrücke wurde abgeworfen. Dagegen versäumte man, die Furt unbrauchbar zu machen, die infolgedessen, ebenso wie die bei Nemcitz, später von zahlreicher preußischer Kavallerie benutzt wurde. Die beiden Beispiele zeigen, wie wichtig es ist, auf dem Rückzuge nicht nur Brücken, sondern auch Furten nach ihrer Benutzung unbrauchbar zu machen. Erst bis zum 6. Juli früh konnten von preußischen Pionieren**) bei Pardubitz zwei Brücken fertiggestellt werden. Die Verfolgung hätte also durch die Zerstörung der Furt erheblich verzögert werden können.

*) 1. und 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 1.

**) 1 Kompagnie Pionier-Bataillons 5 nebst Pontonkolonne des V. Armeekorps, 1 Kompagnie Pionier-Bataillons 1.

Eine zusammenfassende Betrachtung der vorstehenden Darlegungen ergibt, daß die höhere Führung der Österreicher es nicht verstanden hat, die Pioniere zweckmäßig und unter voller Ausnutzung ihrer Leistungsfähigkeit zu verwenden. Die anerkennenswerte Selbsttätigkeit der Chefs einiger Pionier-Kompagnien konnte die Unterlassungen der höheren Kommandostellen nur zum geringen Teil gut machen.

Es ist daher von Interesse, zu untersuchen, was mit Hilfe der Pioniere hätte geleistet werden können, wenn das Armee-Oberkommando und die Unterführer mehr Verständnis für das Wesen dieser Waffe gehabt und dies in ihren taktischen und technischen Anordnungen zum Ausdruck gebracht hätten.*)

Vorschlag für die Wahl einer anderen Schlachtstellung und für deren Befestigung.

Wann der Feldzeugmeister Benedek sich entschlossen hat, die Schlacht auf dem rechten Elbufer anzunehmen, steht nicht mit Bestimmtheit fest. Sicher ist nur, daß er spätestens in den ersten Nachmittagsstunden des 2. Juli zu diesem Entschluß gelangt ist.

Nachdem dies geschehen war, hätte er sofort die Anordnungen zum Beziehen der Verteidigungsstellung und zu deren Verstärkung treffen müssen. Es wäre dann wohl möglich gewesen, den größten Teil der Schanzarbeiten noch am 2. Juli auszuführen. Was an diesem Tage nicht fertig wurde, hätte in der Frühe des 3. vollendet werden können.

Selbst aus den spärlichen und unvollkommenen Meldungen, die am 2. 7. eingingen, war zu erkennen, daß der rechte Flügel und die Mitte der Preußen mit Vortruppen schon ziemlich nahe an die österreichische Stellung herangerückt waren. Von der Armee des Kronprinzen wußte man nur wenig. Es konnte aber annähernd berechnet werden, daß sie nicht vor dem 3. mittags auf dem Schlachtfelde zu erscheinen vermochte, die österreichische Armee also bis dahin gegenüber der preußischen Ersten und Elbarmee durch ihre ziffermäßige Überlegenheit im Vorteil war.

Diese Erwägungen mußten Benedek zu dem Entschluß veranlassen, die Verteidigung aktiv zu führen. Er hätte dann um so sicherer auf Erfolg rechnen können, wenn es ihm gelungen wäre, mit Hilfe geschickt angelegter Geländeverstärkungen in der Defensive Truppen zu sparen und mit diesen einem gegen die angreifende Erste Armee zu richtenden Vorstoß Nachdruck zu verleihen. Besonders wichtig mußte es dabei er-

*) Den nachstehenden Ausführungen sind bezüglich der *Bewaffnung beider Armeen* die Verhältnisse des Jahres 1866 zugrunde gelegt. Das österreichische Gewehr (Vorderlader) war dem preußischen Zündnadelgewehr M/41 (Hinterlader, wirksame Schußweite gegen Infanterie bis 525 m) ballistisch zwar überlegen, besaß aber wegen seiner Ladeweise bei weitem nicht dessen Gefechtswert.

Die gezogenen Vorderlader, mit denen der bei weitem größte Teil der *österreichischen Artillerie* bewaffnet war, standen an Wirkung den gezogenen Hinterladern der Preußen (wirksame Schußweite bis 2200 m) nach. Dagegen waren sie den preußischen glatten Zwölfpfündern (die mehr als ein Drittel der Gesamtgeschützzahl ausmachten) erheblich überlegen.

Die preußische *leichte Kavallerie* führte Zündnadelkarabiner, war aber in deren Benutzung, wie überhaupt im Fußgefecht, wenig geübt. Ein Teil der österreichischen Kavallerie war mit verkürzten Infanteriegewehren bewaffnet.

scheinen, beide Flügel und Flanken durch Verschanzungen so stark wie möglich zu machen. Skizze 7 zeigt, wie die Aufstellung der österreichischen Armee in einer zweckmäßig gewählten Verteidigungsstellung auf Grund der obigen Erwägungen sich hätte gestalten können.

Die Truppen des rechten Flügels (2. und 4. Korps, 2. leichte Kavallerie-Division unter dem ältesten Feldmarschall-Leutnant*) mußten den Befehl erhalten, die ihnen zugewiesenen Stellungen stark zu verschanzen sowie den Anmarsch des Feindes gegen diese aufzuklären und zu verzögern. Die Verteidigung der 9 km breiten verstärkten Front hätte mit den verfügbaren 51 000 Mann Infanterie und 176 Geschützen äußerst nachhaltig geführt werden können. Der 2. leichten Kavallerie-Division waren einige Pioniere auf Wagen mitzugeben, um die für den Anmarsch der preußischen Zweiten Armee wichtigen Trotinabrücken bei Luzan, Jericek, Gr. und Kl. Bürglitz zu zerstören, die in der Tat vom Garde-, I. und V. Korps benutzt worden sind. Die vier mit Gewehren bewaffneten Eskadrons der Kavallerie-Division mußten überdies den Uferwechsel jener Heeresteile durch Feuer stören. Die vorgeschlagenen Maßnahmen würden den Anmarsch des Gegners umsomehr verzögert haben, als die beiden der preußischen 1. Garde-Infanterie-Division zugeteilten Pionier-Kompagnien am Ende des Gros marschierten,**) das V. Armeekorps sein Pionier-Bataillon zur Bewachung seiner Kolonnen und Bagagen zurückgelassen hatte, und das I. Armeekorps infolge seines verspäteten Aufbruchs weit hinter den anderen zurückgeblieben war.

Sache des österreichischen Armee-Oberkommandos wäre es gewesen, außerdem noch die 1. und 2. Reserve-Kavallerie-Division***) (insgesamt 52 Eskadrons und 32 Geschütze) zu Unternehmungen gegen die linke Flanke der Zweiten Armee zu verwenden. Auch diesen Kavalleriekörpern waren Pioniere auf Wagen mitzugeben, um die Elbbrücke bei Germezitz zu zerstören und die bei Smiritz zur Zerstörung vorzubereiten. Außer diesem Übergang hätten dann den beiden Divisionen auch noch die Brücken in Josefstadt†) für den Rückzug zur Verfügung gestanden.

*) Der Feldm. Lt. konnte bei seinem Korps durch den „adlatus" — meist ein Gen. Maj. — vertreten werden.

**) Anlage 1, Seite [illegible].

***) Aufstellung am 2. 7. abends, s. Skizze 5.

†) Josefstadt war zwar nur eine kleine Festung, verfügte aber über eine Kriegsbesatzung von 7000 Mann und 400 Geschützen. Durch eine Offensive mit den vorhandenen beweglichen Kräften hätte man wesentliche Teile des linken Flügels der preußischen Zweiten Armee (12. Infanterie-Division) fesseln können, eine Möglichkeit, mit der auch Moltke gerechnet hat. Der Festungskommandant beschränkte sich indes auf passives Abwarten, da ihm „absolut defensives Verhalten" vorgeschrieben war. Dies hatte zur Folge, daß nicht einmal die von der 12. Division abgezweigte schwache Beobachtungsabteilung vor der Festung stehen blieb, sondern aufs Schlachtfeld eilte. Die 12. Division war es, die später den äußersten rechten Flügel der Österreicher bei Trotina eindrückte und die Ortschaften bei Lochenitz und Predmeritz in Besitz nahm.

Das Beispiel von Josefstadt ist bezeichnend dafür, daß die Bedeutung einer Festung keineswegs nur in der Behauptung des Platzes liegt, sondern vor allem in ihrer aktiven Einwirkung auf den Feind.

An Geländeverstärkungen konnten auf dem rechten Armeeflügel für die Artillerie 42 Batteriedeckungen angelegt werden. Das 2. und 4. Korps besaßen zwar zusammen nur 20 Batterien, aber es kam darauf an, möglichst viele von diesen gegen den entscheidenden Angriff zu vereinigen, dessen Richtung man noch nicht wußte. Es empfahl sich daher die Anlage zahlreicher Batteriestellungen, gleichviel ob sie später benutzt wurden oder nicht. Zudem hätte die Maßregel den Vorteil gehabt, daß etwaige Artillerieverstärkungen gleich fertige Deckungen vorgefunden hätten.

Vor den Artilleriestellungen konnten 14 Infanterie-Bataillonsgruppen*) hergestellt werden, deren Ausbau zu „verstärkten Schützengräben" anzustreben war. Für ihre erste Besetzung reichten von jedem Korps zwei Brigaden aus, denen auch noch die Abschnittsreserven entnommen werden konnten. Dem Führer des rechten Flügels hätten dann von jedem Korps noch weitere zwei Brigaden zur Verfügung gestanden, Teile von diesen mußten zunächst noch im Vorpostendienst Verwendung finden.

Der östliche Teil und die Mitte der vorgeschlagenen Stellung sind schon von Natur sehr stark. Da kein Vorstoß von hier aus geplant war, hätte es sich empfohlen, durch Ausführung feldmäßiger Stauanlagen**) die angeschwollene Trotina zu einem starken Fronthindernis zu gestalten. Die Brücken bei Racitz und 1 km nördlich davon mußten zerstört werden. In der Tat sind sie, ebenso wie die bei Trotina, vom preußischen VI. Armeekorps benutzt worden. Die Südränder von Trotina und Racitz waren zu öffnen, um dem Angreifer das Festsetzen dort zu erschweren. Weitere Maßnahmen zur Aufräumung des Schußfeldes waren nicht erforderlich.

Die Schwächen der vorgeschlagenen Stellung liegen in deren westlichem Teil. Das Dorf Horenowes mit der im Süden daran anschließenden Obstplantage sowie der überhöhende Swiepwald liegen dort 400 bis 500 m vor der Verteidigungsfront. Die nachteilige Wirkung dieses Umstandes hätte also durch Öffnung des Ost- und Südrandes von Horenowes, Niederschlagen der Obstplantage, Anlage eines verteidigungsfähigen Verhaues am Nordrande der Fasanerie und eines Hindernisverhaues am Ostrande des Swiepwaldes abgeschwächt werden müssen.

Endlich waren an den auf der Karte bezeichneten Punkten Beobachtungswarten zu errichten.

Die Bataillonsgruppen und Geschützdeckungen hätten von der Infanterie und Artillerie selbst hergestellt werden müssen. An Schanzzeug konnte es nicht fehlen. Das 4. Korps besaß eine Zeugsreserve, dem 2. Korps hätte die des Genie-Bataillons

*) Die österreichischen Infanterie-Bataillone bestanden aus 6 Kompagnien.

**) Etwa bei Trotina und der Eisenbahnbrücke südöstlich davon. Von der Brücke war der Belag zu entfernen und zu vernichten. Die für die Organe des Vorposten-, Aufklärungs- und Nachrichtendienstes vorläufig unentbehrliche Straßenbrücke bei Trotina mußte zur Zerstörung vorbereitet werden.

zugeteilt werden können. Endlich war die Beitreibung von Schanzzeug in den benachbarten Dörfern möglich.

Die zahlreiche Kavallerie hätte, ehe sie dem Feinde entgegenging, das hohe Getreide vor der Verteidigungsfront niederreiten müssen.

Für die übrigen technischen Arbeiten waren Pioniere zu verwenden. Da die Pionier-Kompagnien des 2. und 4. Korps mit Brückenschlägen beschäftigt waren, hätte das Oberkommando dem Führer des rechten Armeeflügels die Pioniere des 8. Korps*) und die 4½ Kompagnien des 1. Genie-Regiments zur Verfügung stellen können. Diese Kräfte hätten zur Lösung der ihnen zufallenden Aufgaben ausgereicht.

Für die Truppen des Zentrums (3. Korps und 3. Reserve-Kavallerie-Division unter gemeinsamem Oberbefehl) hätte die 5 km lange Linie von den Höhen nördlich Chlum bis zu denen nordwestlich Strezetitz eine vortreffliche Stellung geboten, zu deren Besetzung das 3. Korps über rund 26 000 Mann Infanterie und 64 Geschütze verfügte. Besonders zur Verteidigung geeignet waren die Höhen von Chlum und Lipa. Aber auch die übrigen Teile der Front waren stark. Der Angreifer mußte die breite Bistritzniederung im Feuer der österreichischen Batterien überschreiten, ohne von seiner eigenen Artillerie wirksam unterstützt werden zu können. War er unter großen Verlusten nahe an die Stellung herangekommen, so konnte das Oberkommando seine Armeereserve**) zum Gegenangriff vorführen. Die dazu nötigen Bewegungen hätten im Gelände gute Deckung gefunden.

Die 3. Reserve-Kavallerie-Division wäre, falls man etwas Derartiges beabsichtigte, lediglich mit der Aufklärung zu betrauen gewesen, nicht etwa zugleich mit der Störung des Anmarsches der preußischen Ersten Armee. Je weniger Hindernisse diese beim Angriff fand und je näher sie demzufolge herankam, desto sicherer konnte man darauf rechnen, sie mit dem Gegenstoß wirksam zu treffen, daher durften auch die Bistritzbrücken im Bereiche des 3. Korps nicht zerstört werden.

Die Stellung bot Raum für die Anlage von 33 Batteriedeckungen. In diese konnten neben der Artillerie des 3. Korps***) je nach den Anordnungen des Oberkommandos noch 25 Batterien vom 6. Korps oder von der Armee-Geschützreserve einrücken. Von der gesamten Artilleriemasse hätten 6 Batterien nach Norden wirken und den linken Flügel des 4. Korps flankieren können.

Bei der Anlage von Infanterie-Schützengräben mußte man sich auf das Nötigste beschränken, um der geplanten Gegenoffensive nicht den Weg zu versperren. Im

*) Aus der Armeereserve.

**) 8., 1., 6. Korps und Armee-Geschützreserve. Vorgeschlagene Aufstellung s. Skizze 7.

***) 8 Batterien.

ganzen hätten wohl 8 Bataillonsgruppen, die sich gegenseitig mit Feuer unterstützen konnten, genügt.*)

Zur Besetzung der Stellung und Bildung der Abschnittsreserven hätten zwei Brigaden ausgereicht. Ebensoviel wäre dann noch in der Hand des Führers geblieben.

Die Ausführung der Arbeiten mußte sich ähnlich wie auf dem rechten Flügel gestalten. Der Schanzzeugbedarf für die Infanterie und Artillerie war aus der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 1 sowie durch Beitreibungen zu decken.

Die vereinigten Pioniere des 3. und 6. Korps hatten den Südrand von Cistowes zu öffnen und den nördlichen Teil des Westrandes von Lipa zur Verteidigung einzurichten. Außerdem mußte in den Dörfern Chlum, Lipa, Langenhof und Strezetitz für ausreichende Verkehrsverbindungen gesorgt werden. Endlich waren auf dem Kirchturm von Chlum und am Nordwestrande des Lipaer Waldes Beobachtungswarten zu errichten.

Auf dem linken Flügel war dem Kronprinzen von Sachsen der Oberbefehl über das 10. und das sächsische Korps (rund 36 000 Mann Infanterie und 128 Geschütze) sowie die 1. leichte Kavallerie-Division zu übertragen.

Der Kampf mußte hier unbedingt an der Bistritz geführt werden, was der Kronprinz ja auch in der Tat schon am 2. Juli richtig erkannt und vorbereitet hatte. Welche Verteidigungslinie zu besetzen war, ergibt sich aus der Karte. Bei einer Frontbreite von 10 km wäre die Besatzung nicht gerade stark gewesen, aber das war auch nicht nötig, da die große natürliche Stärke der Stellung künstlich noch sehr gehoben werden konnte. Zwischen Homile und Boharna ist das Tal der Bistritz nur 150 m breit. Die beiden Dörfer sind durch einen Damm mit eingefügter Pfahljochbrücke verbunden. Das Wasser konnte daher an dieser Stelle durch Versatz der Brückenöffnungen ohne Schwierigkeiten bis zur Dammhöhe angestaut werden. Eine Infanterie-Kompagnie sowie einige Reiter und Pioniere hätten zum örtlichen Schutz dieses Stauwehrs genügt. Selbstverständlich mußten außerdem die Bistritzübergänge vor der Stellung zerstört oder — soweit man ihrer vorerst zur Aufklärung bedurfte — zur Zerstörung vorbereitet werden, die bei Holzbrücken mit den Mitteln jener Zeit nicht schnell ausführbar war.

Ebenso wie auf dem rechten Flügel handelte es sich auch hier nur um eine Verteidigung zum Zwecke des Zeitgewinns. Den beiden Kavallerie-Divisionen (1. leichte und sächsische)**) fiel daher neben der Aufklärung auch die Verzögerung des Anmarsches der preußischen Elb-Armee zu. Sie mußten sich möglichst lange auf dem

*) Die Gruppe 1 nördlich Chlum wäre erst beim Beginn des Rückzuges des 4. Korps zu besetzen gewesen, um diesen zu erleichtern.

**) Die 1. leichte Kavallerie-Division besaß 3 Batterien, die sächsische 1 Batterie.

westlichen Bistritzufer halten und dann erst über Boharna oder noch weiter südlich zurückgehen.

Für die Artillerie waren insgesamt 27 Batteriestellungen anzulegen. Zu ihrer Besetzung konnte neben den 18 Batterien der beiden Korps noch die Artillerie des 1. (9 Batterien) auf Befehl des Armee-Oberkommandos verwendet werden.

Wenn man annimmt, daß für die Infanterie 11 Bataillonsgruppen angelegt worden wären, so hätten vier Brigaden zu deren Besetzung und zur Bildung der Abschnittsreserven genügt. Zwei Brigaden des 10. und eine Division des sächsischen Korps blieben also zur Verfügung des Kronprinzen.

Das Schanzzeug für die Infanterie und Artillerie des 10. Korps konnte der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 2 (beim 1. Korps), das für die Sachsen der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 6 (bei der Armeereserve) entnommen werden. Beide Korps konnten außerdem Schanzzeug beitreiben.

Das Schußfeld der Infanterie mußte im Bistritztal durch Pioniere aufgeräumt werden. Mehrere vor der Front gelegene Dörfer waren zu öffnen. In der Stellung waren Wegebesserungen, besonders für die Artillerie, vorzunehmen und Beobachtungswarten zu errichten. Die vorhandenen Pioniere (s. Anlage 1, I und II) reichten für diese Arbeiten nicht aus. Der Kronprinz konnte aber vom Armee-Oberkommando die Pioniere des 1. Korps und das Pionier-Bataillon 6 zur Aushilfe erbitten. Er hätte dann über 8 Pionier-Kompagnien und das sächsische Detachement, also völlig ausreichende Kräfte, verfügt.

Wenn die Pioniere der Armee in der vorgeschlagenen Weise Verwendung gefunden hätten, wäre dem Oberkommando noch der unmittelbare Befehl über das Pionier-Bataillon 1 und die gesamten Brückentrains verblieben.

Die drei Korps der Armeereserve (8., 6. und 1., zusammen rund 62 000 Mann Infanterie) konnten bei Nedelischt, Wschestar und Problus bereitgestellt werden, die Armee-Geschützreserve, deren Verwendung nur auf dem rechten Flügel und im Zentrum in Frage kam, je zur Hälfte im Lager östlich Nedelischt und (in Marschkolonne) auf der Straße Königgrätz—Lipa, Anfang in Höhe von Langenhof.

Wäre die Armeereserve aus dieser Aufstellung zur rechten Zeit zum Angriff gegen die preußische erste Armee vorgeführt worden, so wäre bei der Stärke der österreichischen Flügel ein vorübergehender taktischer Erfolg vielleicht möglich gewesen. Selbst wenn der Vorstoß nicht gelang, konnte man immer auf einen geordneten Verlauf des Rückzuges rechnen, der freilich in ganz anderer Weise hätte vorbereitet werden müssen, als es in der Tat geschehen ist.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Vorgelände von Königgrätz weithin überflutet und daß den Truppen der Durchmarsch durch die Festung verboten worden

war.*) Beide Maßnahmen waren schwere Fehler, da sie den Rückzug der Armee erschwerten, während doch gerade die Festung geeignet gewesen wäre, ihn zu erleichtern. In ihr lag der am besten gesicherte Übergang über die Elbe und im Bereich ihrer gezogenen Geschütze,**) also in ihrer nächsten Umgebung, waren die taktisch günstigsten Stellen für den Bau von Kriegsbrücken zu finden. Die Überflutung zwang jedoch dazu, einen großen Teil der Brücken weitab von der Festung anzulegen, und die Sperrung der letzteren bis kurz vor Mitternacht nötigte zahlreiche Truppenteile zu dem Umwege über Pardubitz. Von den 187 verlorenen Geschützen sind 59 in der Ansumpfung stecken geblieben.

Immerhin hat die Festung den Österreichern wenigstens den Vorteil gebracht, daß sie die preußische Verfolgung hemmte.

Benedek hatte, wie aus dem Schlachtbefehl vom 2. Juli hervorgeht, die Ausgabe etwaiger Anordnungen für den Rückzug auf den 3. verschoben. Man kann ihm darin nur beistimmen, denn er vermied so nicht nur eine nachteilige Einwirkung auf die Stimmung der Truppen, sondern auch jedes schädliche Vorausdisponieren. Dagegen wäre es nötig gewesen, die betreffenden Anordnungen wenigstens vorzubereiten und ihre Ausführung im voraus zu erleichtern.

Die An- und Abmarschwege zu und von den Brückenstellen mußten, sobald diese erkundet waren, durch Pioniere und Kavalleristen bezeichnet werden. Nach dem Brückenschlage waren die dazu benutzten Trains auf dem linken Elbufer in der Nähe der Übergänge bereitzustellen. Die Pionieroffiziere mußten angewiesen werden, einfache Skizzen herzustellen, die über die Lage *aller* Brücken Auskunft gaben und auf die Korps zu verteilen waren. Ferner durfte nicht versäumt werden, die Zerstörung aller behelfsmäßig gebauten oder im Frieden bereits vorhanden gewesenen Brücken und die schnelle Bergung des eingebauten Kriegsbrückenmaterials vorzubereiten.

Endlich waren im voraus *Aufnahmestellungen* für die Truppen auszuwählen und zu verstärken.

Aus der Skizze 7 ist zu ersehen, an welchen Stellen die Armee ihren Uferwechsel hätte vollziehen können, wenn man, unter Anlehnung an das vorhandene Wegenetz, besonders innerhalb des Wirkungsbereichs der Geschütze von Königgrätz, möglichst zahlreiche Brücken hergestellt hätte.***)

Die Übergänge 7 und 9 waren als Behelfsbrücken zu bauen, da die Ansamm-

*) Angeblich, weil das österreichische General-Festungsreglement dies einem alten Gebrauch zufolge vorschrieb.

**) Wirksame Schußweite 3000 bis 4000 m.

***) Die Brücken 2, 5, 8 (Festungsbrücke), 16 und 18 sowie die Furten 14 und 15 waren schon im Frieden vorhanden.

Die Kriegsbrücken 1, 3, 6, 11 und 13 waren bis zum 3. Juli 1866 tatsächlich gebaut worden.

In der Nähe der Brücke 9 muß die am Schlachttage 8^{00} abends von den Pionieren des 10. Korps hergestellte Brücke gelegen haben.

lung von Brückentrains wegen der beschränkten Raumverhältnisse bei Königgrätz vermieden werden mußte. Material hätte sich zweifellos in der Festung und in der Nachbarschaft gefunden.

Dagegen hätte es sich empfohlen, die Brücken 1, 3, 4, 6, 10, 11, 12, 13 und 17 aus vorbereitetem Material herzustellen.

Über die Adler führten am südlichen Glacis von Königgrätz drei ständige Brücken*) I, II, III. Diese konnten im Anschluß an die Elbübergänge 9, 8 und 7 benutzt werden. Für die weiter nördlich über die Elbe gehenden Truppen konnten an den aus der Skizze ersichtlichen Stellen weitere fünf Brücken aus vorbereitetem Material über die Adler geschlagen werden.

Die Anlage 2 (Seite 309) zeigt, in welcher Weise das Kriegsbrückenmaterial zur Herstellung der vorgeschlagenen Arbeiten hätte verwendet werden können. Sie gibt zugleich einen Anhalt für die zweckmäßige Verteilung der vorhandenen Arbeitskräfte.

Am dringendsten war die Herstellung von Brücken für den rechten Flügel der Armee. Dort mußte also schon am 2. Juli früh das Pionier-Bataillon 1 in Tätigkeit treten, das einzige, worüber das Armee-Oberkommando noch verfügte. Zum Bau der südlich Königgrätz anzulegenden Kriegsbrücken**) konnte das Pionier-Bataillon 6 erst am 3. Juli herangezogen worden, da es am 2. Juli auf dem Schlachtfelde beschäftigt war. Der vergleichsweise späte Beginn dieser Brückenbauten war aber unbedenklich, da die Übergangsstellen zwei bis drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt waren.

Jedes Korps hätte bei der vorgeschlagenen Verteilung der Arbeitskräfte während der Schlacht und des Rückzuges über seine eigene Pionier-Kompagnie frei verfügen können.

Sache des Armee-Oberkommandos wäre es gewesen, nach Maßgabe des Schlachtverlaufs unter Hinweis auf die Skizzen zunächst allgemeine Direktiven an die Führer der größeren Kampfgruppen (Verteidigungsabschnitte) und später bestimmte Befehle über die Benutzung der Brücken zu erlassen. Um die geordnete Ausführung dieser Befehle zu erleichtern, mußten sich die Führer der einzelnen Truppenkörper nach Bedarf selbständig miteinander in Verbindung setzen.

Brückensicherungen und -Zerstörungen.

Die örtlichen Brückensicherungen waren im allgemeinen von den mit dem Bau beauftragten Pionier-Kompagnien zu stellen, nur für die Elbbrücken 7 bis 10 von der Besatzung von Königgrätz, weil sie im näheren Bereich der Festung lagen.

Um das feindliche Artilleriefeuer von den Brücken fernzuhalten und deren Benutzbarkeit für möglichst lange Zeit zu sichern, mußten außerdem noch Brückenkopfstellungen ausgewählt und zur Verteidigung vorbereitet werden. Besonders wichtig wäre dies für die Brücken 1 und 2 bei Predmeritz gewesen. Starke Artillerie

*) Nach Strobl.

**) Mit Ausnahme der Brücke Nr. 11, die schon am 1. Juli hergestellt werden konnte.

auf dem linken Elbufer an dem Flußknie östlich Lochenitz und Infanterie mit schwächerer Artillerie auf den Höhen des rechten Ufers, westlich der Linie Lochenitz—Plotist, hätten eine nachhaltige Verteidigung dieser Übergänge ermöglicht. Zur Erkundung, Bereitstellung beigetriebenen Schanzzeugs an den Arbeitsstellen und Anlage der nötigsten Geländeverstärkungen konnten Teile des mit den Brückenbauten beschäftigten Pionier-Bataillons 1 herangezogen werden. Den fertigen Ausbau der Stellungen hätten nötigenfalls die zuerst in ihnen eintreffenden Truppen übernehmen müssen.

Sobald es sich zeigte, daß die beiden Brücken aufgegeben werden mußten, war zunächst die Kriegsbrücke abzubrechen und deren Material zu bergen, dann die Pfahljochbrücke zu zerstören. Die besten Mittel zu diesem Zwecke waren damals Axt und Säge in Verbindung mit Feuer.*) Die Elbbrücken 3 bis 10 lagen im wirksamen Feuerbereich der Geschütze von Königgrätz. Ihr Schutz durch Brückenköpfe war also unnötig.**) Die Übergänge 7 bis 9 mußten naturgemäß im Besitz der Festung verbleiben. Mit den übrigen war, sobald sie unhaltbar wurden, ähnlich zu verfahren wie mit den Brücken 1 und 2.

Die Sicherung der Übergänge 11 bis 18 bot, im Gegensatz zu den bisher erwähnten, gewisse Schwierigkeiten. Der Rückzug konnte dort, falls die preußische Kavallerie mit Nachdruck verfolgte, empfindlich gestört werden, zumal an mehreren Stellen ein Durchfurten der Elbe möglich war. Es mußten daher auf beiden Ufern des Flusses Brückenkopf- und Verteidigungsstellungen vorbereitet werden.

Nach der Benutzung der Brücken war mit diesen ebenso zu verfahren wie mit den weiter nördlich gelegenen. Die Furten mußten durch festgelegte Eggen mit darüber gezogenen Drahtnetzen unbrauchbar gemacht werden. Bei Mangel an Zeit hätte man die Drahtnetze fortlassen können. Die nötigen Eggen waren in Bukowina, Dritsch und Pardubitz beizutreiben und frühzeitig bereitzulegen.

Sobald das Armee-Oberkommando die Unmöglichkeit eines taktischen Erfolges erkannt hatte, wurde außer den bereits erwähnten Maßnahmen noch die Erkundung und Vorbereitung von Aufnahmestellungen erforderlich. Auf dem rechten Flügel konnte aus der bereits für den Brückenschutz vorgeschlagenen Stellung am Elbknie zugleich die Aufnahme bewirkt werden. Au ste

Für die Aufnahme des Zentrums und des linken Flügels hätte es sich empfohlen, starke Artillerie auf den Höhen östlich Vor und Probluz sowie mehrere Batterien südlich Probluz und Techlowitz, durch Infanterie bedeckt, zu entwickeln.

An technischen Arbeiten brauchte hier ebenso wie am Elbknie nur das Not-

*) Der Versuch, mit Feuer allein zum Ziele zu kommen, hat sich bei der Brücke von Alt-Rechanic nicht bewährt. Es gelang den Preußen dort, das Feuer rechtzeitig zu löschen, weil die Brücke nicht zunächst mit Axt und Säge ungangbar gemacht worden war.

**) In der Tat hat am 3. Juli 1866 die Festung den Schutz der Brücken 3, 5 und 6 bewirkt.

wendigste ausgeführt zu werden. Die $4^{1}/_{2}$ auf dem rechten Flügel verwendeten Genie-Kompagnien (vgl. S. 292) wurden dort am 2. Juli abends entbehrlich. Sie konnten mithin am 3. früh zur Stelle sein, um die Verstärkung der Aufnahmestellung in Angriff zu nehmen. Auch die Pioniere des linken Flügels mußten nach Beendigung ihrer dortigen Tätigkeit zur Hilfeleistung herangezogen werden.

Zunächst waren Maßnahmen zu treffen, um dem Feinde das Eindringen in den für die Verteidigung ungünstig gelegenen Primer Wald zu erschweren. Dies geschah am besten durch Anlage eines 600 m langen Verhaus westlich des von Ober-Prim durch den Wald führenden Weges. Dieses Hindernis war von Süden durch eine gut gedeckte Infanterie-Kompagnie zu flankieren. $2^{1}/_{2}$ Genie-Kompagnien hätten den Verhau (vierreihig) in drei Stunden fertigstellen können, also etwa bis 11^{00} vormittags. Von den beiden anderen Genie-Kompagnien war je eine auf dem rechten und linken Flügel zur Anlage von Schützengräben, Beitreibung von Schanzzeug für die eintreffenden Besatzungstruppen und Einrichtung der Ortschaften zur Verteidigung und zum durchgehenden Verkehr zu verwenden.

Wäre die Stellung in dieser Weise hergerichtet und gut verteidigt worden, so hätte man, bei zweckmäßiger Mitwirkung der Aufnahmetruppe am Elbknie und der Festung Königgrätz, mit Sicherheit auf einen geordneten Verlauf des Rückzuges rechnen können, zumal durch das 8., 6. und 1. Korps die nötige Tiefengliederung gewährleistet war.

Die preußischen Pioniere.

Ebenso wie der Verteidiger bei Königgrätz seine Pioniere zweckmäßiger hätte verwenden können, als es in der Tat geschehen ist, wäre es auch dem Angreifer möglich gewesen, aus ihnen größeren Vorteil zu ziehen.

Die drei preußischen Armeen verfügten insgesamt*) über $8^{1}/_{2}$ Pionier-Bataillone. Sie besaßen ferner zusammen sechs leichte Feldbrückentrains, die sehr wertvoll sein konnten, wenn es sich darum handelte, Hindernisse von geringer Breite schnell zu überwinden. Für die Überbrückung größerer Flüsse waren die Armeen dagegen nicht hinreichend ausgerüstet, denn die vorhandenen fünf Pontonkolonnen führten zusammen nur Material für 625 m Brückenlänge mit.

Die reichlichen Vorräte an Schanz- und Werkzeug waren beim Angriff zum großen Teil entbehrlich, mußten sich aber als wertvoll erweisen, wenn Teile der Heeresmacht in die Verteidigung gedrängt wurden.

Was die Organisation des Pionierwesens betrifft, so waren die den Generalkommandos zugeteilten beiden Ingenieuroffiziere nicht nur überflüssig, sondern geradezu vom Übel. Die Kommandeure der Pionier-Bataillone verloren durch sie die unmittelbare Fühlung mit den höheren Truppenführern. Unzweckmäßig war ferner die Zu-

*) Anlage 1, III, Seite 307.

teilung ganzer Pionier-Bataillone an bestimmte Divisionen. Man erkannte diesen Übelstand auch und suchte ihm durch gelegentliche Abgabe einzelner Kompagnien an die nicht mit Pionieren ausgestatteten Divisionen wenigstens teilweise abzuhelfen.

Am schlimmsten aber sah es um die Verwendung der Pioniere aus. Aus der Anlage 1, Seite 308 ist ersichtlich, daß sich am Tage der Schlacht bei Königgrätz von den 34 vorhandenen Kompagnien nur 16 bei den fechtenden Truppen der Armee befanden und daß obendrein diese wenigen Pioniere zum größten Teil unzweckmäßig in die Marschkolonnen eingegliedert waren.

Von der Elb-Armee waren die 1., 3. und 4. Kompagnie Pionier-Bataillons 8 in Dresden zurückgeblieben, wo sie bei Brückenschlägen und bei der Stadtbefestigung vor Aufgaben gestellt wurden, die ebensogut von Reserve- oder Landwehrpionieren hätten gelöst werden können.

Von der Ersten Armee waren die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 2 und die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 an die Elb-Armee abgegeben worden. Auch sie wurden in Sachsen bei ihren dort gebauten Kriegsbrücken zurückgelassen. Man hätte am Tage der Schlacht über beide Kompagnien und deren Brückenmaterial verfügen können, wenn dieses an den Brückenstellen in Sachsen rechtzeitig durch Behelfsmaterial ersetzt worden wäre.

Drei andere Kompagnien (4. Pionier-Bataillons 2, 4. Pionier-Bataillons 3, 4. Pionier-Bataillons 4) waren der Kommandantur Reichenberg als Etappentruppen zugeteilt worden. Sie fanden beim Transport Verwundeter und Gefangener Verwendung.

Von der Zweiten Armee war die 1. Kompagnie des Garde-Pionier-Bataillons mit dessen Pontonkolonne in Schlesien zurückgelassen worden, weil ihre Verwendung zu Brückenschlägen zunächst nicht in Aussicht zu stehen schien. Acht andere Kompagnien (2., 3., 4. Pionier-Bataillons 1, das Pionier-Bataillon 5 und die 3. Pionier-Bataillons 6) hatte man zur Sicherung von Brücken sowie zur Bedeckung von Bagagen und Kolonnen zurückgelassen, also zu Zwecken, die — wenn sie nach der Kriegslage überhaupt Truppen erforderten — gewiß nicht von Feldpionieren zu erfüllen waren.

Die 4. Kompagnie Pionier-Bataillons 6 war nach Schweidnitz entsandt, um dort ein befestigtes Lager einzurichten. Zu diesem Zwecke hätten ebenso wie zur Befestigung von Dresden Landwehrpioniere verwendet werden können.

Die Elb-Armee*) trat am 3. Juli ihren Vormarsch divisionsweise in drei Kolonnen an, die aber vor Nechanic wieder vereinigt werden mußten. Die Bistritzbrücke bei diesem Orte war vom Feinde nur durch Abnahme des Belages ungangbar gemacht worden. Die Übergänge nördlich davon waren nachhaltig, die weiter südlich gelegenen flüchtig zerstört.

*) Skizzen 5 und 6.

Das Avantgarden-Pionierdetachement der 14. Infanterie-Division hatte die brennende Brücke über den Mühlgraben bei Alt-Nechanic unter Mitwirkung von Infanterie gelöscht und gangbar gemacht.

Es stellte demnächst weitere Übergänge über jenes Hindernis her. Die übrigen Pioniere und Brückenfahrzeuge der Armee befanden sich weit rückwärts in den Marschkolonnen und konnten auf den durch Truppen versperrten, aufgeweichten Wegen nur unter großem Zeitverlust herangezogen werden. Zum Glück gelang es einem Infanterie-Bataillon der 15. Infanterie-Division, die Brücke bei Nechanic durch Auflegen von ausgehobenen Torflügeln notdürftig gangbar zu machen, so daß nunmehr (10⁰⁰ vormittags) der Uferwechsel beginnen konnte. Einzelne Infanterieverbände haben gleichwohl, um an den Feind zu kommen, die Bistritz durchwatet oder durchschwommen.

Die Pioniere der 14. Infanterie-Division stellten nach ihrem Eintreffen in der Nähe der Brücke von Nechanic mehrere neue Übergänge her, die für den Fall eines Rückschlages Wert gehabt hätten, in der Tat aber nur wenig benutzt worden sind, da sie über die sumpfige Bistritzniederung schwer zugänglich waren.

Die Pionier-Kompagnie der 16. Infanterie-Division (2. Pionier-Bataillons 8) wurde, als diese sich gegen 2⁰⁰ nachmittags aus einer Bereitschaftsstellung westlich Alt-Nechanic dem Vorgehen der Armee anschloß, dort ohne Auftrag zurückgelassen und trat nicht in Tätigkeit.

Infolge der unzweckmäßigen Verwendung der Pioniere mußte die Elb-Armee sich über eine einzige Brücke*) zum Angriff entwickeln.

Der Uferwechsel dauerte 6½ Stunden. Dadurch wurde nicht nur das wirksame Eingreifen der Armee in den Entscheidungskampf erheblich verzögert, sondern auch die Gefahr heraufbeschworen, daß der Feind die Armee mit Überlegenheit angriff und auf das eine Defilee zurückwarf. Auch wurde der Munitionsersatz und die Bergung der Verwundeten durch den Mangel an Brücken erschwert.

Es wäre nicht schwer gewesen, allen diesen Schwierigkeiten vorzubeugen. Man hätte die Pioniere (mit Ausnahme eines der 16. Infanterie-Division zuzuteilenden Zuges) und die Feldbrückentrains, zu denen noch eine Pontonkolonne der Ersten Armee hätte treten können, auf die Avantgarden der 15. und 14. Infanterie-Division verteilen und diese auf Kuncic und Nechanic—Lubno in Marsch setzen müssen. Zur Vorbereitung eines raschen Uferwechsels waren in den Unterkunftsorten vom 2. Juli leichte Flußstege herzurichten und am 3. auf einigen Wagen mitzuführen. Es wäre dann möglich gewesen, schnell mit Infanterie das feindliche Ufer in Besitz zu nehmen und so den Bau von Kriegsbrücken bei Kuncic, Nechanic und Lubno zu decken. Über die sumpfigen Wiesen konnten mit Hilfe ausgehobener Torflügel Zugänge zu den Brücken hergestellt werden.

*) Über dieselbe Brücke ging auch die Kavallerie-Division von Alvensleben vor.

Beide Divisionen hätten sich dann schnell zum umfassenden Angriff zu entwickeln vermocht. Die 16. Infanterie-Division konnte frühzeitig über Rechanic nachgezogen werden und südlich des Primer Waldes gegen die Königgrätzer Straße vorgehen.

Der Führer der Ersten Armee hatte um 6^{00} vormittags befohlen, aus der Bereitschaftsstellung bei Pschanek—Milowitz—Cerekwitz zum Angriff vorzugehen.

Tätigkeit der Pioniere bei der Ersten Armee.

Das II. Armeekorps wandte sich mit der 3. Infanterie-Division von Pschanek über Zawadilka, mit der 4. von Bristan über Mzan gegen die Bistritzbrücken bei Mokrovous und Unter-Dohalitz, die bald in Besitz genommen wurden. Die der 3. Infanterie-Division zugeteilten beiden Pionier-Kompagnien wurden bei Pschanek zurückgelassen. Die 4. Infanterie-Division besaß keine Pioniere. Infolgedessen unterblieb die Herstellung weiterer Brücken über die Bistritz. Dies führte zu einer starken Verzögerung der Artillerieentwicklung auf dem östlichen Ufer. Die Erfolglosigkeit aller Angriffsversuche gegen die Höhenstellung Langenhof—Lipa veranlaßten schließlich den Kommandeur der 3. Infanterie-Division, die Dörfer Johanneshof, Mokrovous und Dohalicka*) durch Infanterie in Verteidigungszustand setzen zu lassen und sich zunächst mit der Behauptung der durch sie bezeichneten Linie zu begnügen.

Wäre den Avantgarden der Divisionen beim Vormarsch je eine Pionier-Kompagnie zugeteilt worden, und hätte man — wegen des Mangels an Kriegsbrückengerät — die Beitreibung und Mitführung von Behelfsmaterial rechtzeitig in die Wege geleitet, so hätte durch den Bau einiger neuer Bistritzbrücken die Entwicklung der Artillerie sehr beschleunigt werden können. Wenn die Angriffsversuche trotzdem gescheitert wären, so wären dann doch wenigstens die Pioniere zur Hand gewesen, um den Truppen bei der Einrichtung der erwähnten Ortschaften behilflich zu sein.

Die 8. Infanterie-Division setzte sich 6^{00} vormittags von Milowitz auf das vom Feinde zur Verteidigung vorbereitete Sadowa in Bewegung. Sie sollte, sobald sich dort ein Gefecht entwickelte, durch die von Cerekwitz vorgehende 7. Infanterie-Division „je nach den Verhältnissen" unterstützt werden.

Über den Bistritzabschnitt von Sadowa bis Sometitz führten vier Übergänge: die Straßenbrücke von Sadowa, eine Furt nördlich davon und je eine Brücke südlich und südöstlich von Sometitz.

Während die Avantgarde der 8. Infanterie-Division gegenüber Sadowa ein hinhaltendes Gefecht führte, ging das Gros über die beiden Brücken bei Sometitz und zwei durch Infanterie hergestellte Laufbrücken vor. Sadowa wurde daraufhin vom Feinde geräumt. Die Division ging nun durch den Holawald vor und setzte sich an dessen Südostrand sowie bei Ober-Dohalitz fest. Die Pioniere der Avantgarde (3. Kompagnie Pionier-Bataillons 4) stellten für die nachfolgende Artillerie mehrere

*) 500 m nördlich Mokrovous gelegen.

Brücken über die Wassergräben bei Sadowa her und nahmen dann Aufstellung am Westrande des Holawaldes. Die Versuche, durch Infanterieabteilungen des Gros noch weitere Brücken für die Artillerie herzustellen, hatten keinen Erfolg.

Die 7. Infanterie-Division war, sobald sich Geschützfeuer aus der Gegend von Sadowa hatte vernehmen lassen, über Benatek zum Angriff gegen den Swiepwald geschritten. Der Kommandeur der Avantgarde schickte seine Pioniere (1/2 2. Kompagnie Pionier-Bataillons 4), die er nicht nötig zu haben glaubte, nach Sadowa, wo sie für durchfahrende Artillerie Wegesperrungen beseitigten und bis zum Ende der Schlacht blieben. Wenngleich die Halbkompagnie somit eine technische Verwendung gefunden hat, ist die Maßregel des Avantgardenkommandeurs anfechtbar, denn dieser hätte damit rechnen müssen, im Swiepwalde und später bei Chlum starke Hindernisse vorzufinden, deren Aufräumung die Mitwirkung von Pionieren erforderte.

Die andere 1/2 2. Kompagnie Pionier-Bataillons 4 mit dem leichten Feldbrückentrain war bei Sometitz zurückgelassen worden. Sie fand keine Verwendung, obwohl es für ihren Führer nahe gelegen hätte, selbständig noch einige Bistritzübergänge herstellen zu lassen. Diese wären bei der Einleitung der Verfolgung für die vorgehende preußische Kavallerie von unschätzbarem Werte gewesen.

Die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 4 hatte in Cerekwitz den Befehl erhalten, das dortige Schloß so zur Verteidigung einzurichten, daß es bei etwaigen Rückschlägen als Stützpunkt dienen konnte. Später nahm sie als Infanterie an der Schlacht teil, abends wurde sie jedoch nach Cerekwitz zurückgeschickt, um in einem dortigen Feldlazarett Polizeidienste zu versehen. Am 4. Juli mußte sie Gefangene nach Turnau geleiten. Und das geschah angesichts der bevorstehenden Verfolgung, während deren man auf Schritt und Tritt mit der Notwendigkeit von Wiederherstellungsarbeiten rechnen mußte!

Die 5. und 6. Infanterie-Division hatten die Reserve des Prinzen Friedrich Carl gebildet und wurden erst gegen Mittag über die Bistritz vorgezogen. Die 5. Infanterie-Division ging bei Unter-Dohalitz über und entwickelte sich nach rechts, während die 6. den Uferwechsel bei Sadowa vollzog und sich hinter dem Holawald versammelte.

Die Pioniere der 5. Infanterie-Division (2. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 mit leichtem Feldbrückentrain) trafen, da sie am Ende des Gros hatten marschieren müssen, nach einem beschwerlichen Marsch auf schlechten und häufig durch Truppen oder Fahrzeuge versperrten Wegen erst 3⁰⁰ nachmittags auf dem Schlachtfelde ein. Sie räumten in Sadowa die vom Feinde angelegten Wegesperren auf und wurden später zur Bergung von Verwundeten herangezogen.

Die der 6. Infanterie-Division zugeteilte 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 fand eine wesentlich zweckmäßigere Verwendung. Sie war mit der Avantgarde marschiert und wurde in Sadowa zur Herstellung von Übergängen zurückgelassen.

Da sie keinen Brückentrain mitführte, wurde Behelfsmaterial beigetrieben, aber man fand nur Hölzer von geringen Abmessungen und mußte sich deshalb zunächst mit der Herstellung einer Laufbrücke für Infanterie begnügen. Sie wurde bei der Furt*) nördlich der Straßenbrücke gebaut, weil die Bistritz nur dort flache Ufer hatte. Nachdem die fortgesetzten Erkundungen des Flußlaufes das Vorhandensein zweier nur flüchtig zerstörter Brücken südlich Sadowa ergeben hatten, wurde durch Wiederherstellung des Belages auch hier ein Übergang geschaffen.

Von der Herstellung weiterer Brücken wurde Abstand genommen, als man die Gewißheit des Sieges gewonnen hatte.

Die Tätigkeit der 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 3, die alle Anerkennung verdient, beweist, wie wichtig es ist, nicht nur Pioniere sondern auch Brückenmaterial bei der Avantgarde mitzuführen, wenn es sich um den Angriff über einen Flußabschnitt handelt. Die Kompagnie hätte noch weit mehr leisten können, wenn man ihr eine Pontonkolonne beigegeben hätte. Das Beispiel zeigt zugleich, daß unvorbereitete Beitreibungen von Behelfsmaterial nicht immer zu den gewünschten Ergebnissen führen.

Die schwierige Lage, in die die Erste Armee vor dem Eingreifen der Zweiten vorübergehend geriet, war zum Teil eine Folge des unzweckmäßigen Gebrauchs, den die Führung von den Pionieren gemacht hatte. Insbesondere hätte die Munitionszufuhr der Artillerie wie überhaupt der Verkehr hinter der Front sich mit weniger Reibungen vollziehen können, wenn mehr Brücken vorhanden gewesen wären. Es hätte sich deshalb empfohlen, die Pioniere der Armee beim Vormarsch gegen die Bistritz etwa wie folgt zu verteilen:

Truppenverband	Pioniere	Brückenmaterial
Avantgarde der 3. Inf. Div.	2. Komp. Pionier-Bataillons 2	Beigetriebenes Behelfsmaterial auf Wagen
" " 4. " "	3. " " 2	
" " 5. " "	2. " " 3	
" " 6. " "	3. " " 3	
" " 8. " "	2. u. 3. Komp. Pion. Bataillons 4	2 leichte Feld-Brückentrains (vom Pionier-Bataillon 4 und Pionier-Bataillon 3)
" " 7. " "	1. Komp. Pionier-Bataillons 4	

Die an der Bistritz eintreffenden Avantgarden hätten auf diese Weise ohne Verzug die nötigen Übergänge herstellen lassen können.

Von der Zweiten Armee ging das Gardekorps 8[00] vormittags in einer Kolonne von Königinhof über Jericek auf Masloweb vor. Die Pioniere der vorn

*) S. 301.

[illegible] auf Belchow zu
[illegible] auf Habrina
[illegible] Stangendorf auf Belchow
[illegible] Marschkolonnen (Anl. I, S. 308.)
[illegible] deren linke Kolonne, hatte schon
[illegible] Wegeschwierigkeiten zu über-
[illegible] nachdem sie zum Gefecht aufmarschiert war,
[illegible] über die Trotina, die man oberhalb der Trotinka-
[illegible] der beiden Bäche eine Brücke. Diese
[illegible] benutzt. Um Zeit zu ersparen, sollte
[illegible] überschritten werden. Es gelang dies aber nur
[illegible] großen Schwierigkeiten durchwateten, teils auf
[illegible] überschritten. Ohne Zweifel wäre die Entwicklung der
[illegible] Angriff auf das besetzte Racitz schneller vor sich
[illegible] Pioniere hätte erleichtert werden können.

[illegible] war unterdessen von Habrina über Rodow
[illegible] Unterwegs hatte sie schwache Vortruppen des
[illegible] über die Trotina gestaltete sich ebenso wie
[illegible] Ein großer Teil der Infanterie
[illegible] Nachdem der Gegner
[illegible]

wenn der Avantgarde der 12. Infanterie-Division von vornherein Pioniere mit Brückenmaterial zugeteilt worden wären.

Die Pioniere des I. Armeekorps (1. Kompagnie Pionier-Bataillons 1) mitsamt dem leichten Feldbrückentrain waren der Avantgarde zugeteilt worden. Beim Vortrupp marschierte jedoch nur ein kleines Detachement, das Wegeschwierigkeiten beseitigen sollte. Es wäre besser gewesen, hierzu die ganze Kompagnie zu verwenden, dagegen hätte der Feldbrückentrain, dessen Verwendung nicht in Aussicht stand, dem Gros angehängt werden können.

Die Pioniere des Vortrupps legten später in Chlum einige Zäune nieder, die das Vorgehen hinderten, und beteiligten sich demnächst am Gefecht. Der Rest der Kompagnie wurde zur Hilfeleistung beim Marsch der Trains verwendet.

Das V. Armeekorps hatte seine Pioniere, wie bereits erwähnt, zur Sicherung von Brücken, Bagagen und Munitionskolonnen zurückgelassen. Dasselbe war, wie wir wissen, auch mit dem größten Teil der Pioniere des I. Armeekorps geschehen. Hätte man den Feind in einer wohlvorbereiteten Stellung angetroffen, so würde sich dieser Mißbrauch der technischen Truppen schwer gerächt haben.

Ein Rückblick auf die Verwendung der preußischen Pioniere zeigt, daß das Verständnis für die Verwertung dieser Waffe im ganzen Heere ein sehr mangelhaftes war. Wenn dieser Umstand gleichwohl keinen größeren Einfluß auf den Verlauf der Schlacht ausgeübt hat, so ist dies nur den zum Teil auf demselben Gebiete liegenden Fehlern des Feindes zu danken.

Die Maßnahmen beider kämpfenden Teile bieten also vielfach Anlaß zu absprechender Kritik. Man hat aber auf Grund der angeführten Tatsachen auch manche Vorwürfe erhoben, die nicht berechtigt sind. Diesen gegenüber ist zu betonen, daß die letzte Ursache der vorgekommenen Fehler in der damaligen Organisation zu suchen ist, derzufolge die österreichischen wie die preußischen Pioniere nicht fest genug mit der Armee zusammengeschweißt waren. Aber auch diese Organisation nachträglich anzugreifen, ist unbillig. Sie war ein Erzeugnis ihrer Zeit und bedurfte der Vervollkommnung auf Grund kriegerischer Erfahrungen, die denn auch von beiden Heeren in diesem Feldzuge gesammelt und verwertet worden sind. Preußen hat bald darauf im Feldzuge 1870/71 noch weitere Gelegenheit gefunden, im Kriege zu lernen. Aber auch da, wo man eigene und fremde Erfahrung richtig zu verwerten weiß, liegt die Möglichkeit vor, daß im Kriege organisatorische Mängel offenbar werden. Hier müssen dann die Führer, auch die der untersten Dienstgrade, ihre ganze Selbsttätigkeit entfalten, um jeder Schwierigkeit Herr zu werden und das Zusammenwirken aller Kräfte zum Siege zu fördern.

Scharr,

Major und Kommandeur des 1. Elsässischen Pionier-Bataillons Nr. 15.

Anlage 1.

Organisation und Ausrüstung der Pioniere im Feldzuge 1866.

I. Bei der österreichischen Nord-Armee.

Truppenverband oder Kommandooberbehörde	Zugeteilte Pioniere			Zeugsreserve ***)	Bemerkungen
	Truppenteil*)	Ausrüstung mit			
		Schanz- und Werkzeugwagen †††)	Brückenequipagen **)		
1. Korps	Stab u. 1. Pion. Bat. 2	2	1	1	*) Die Pionier- oder Genie-Kompagnie war etwa 200 Mann stark. Über ihre Ausrüstung mit Sprengmaterial ist nichts bekannt.
2. "	2. Pion. Bat. 2 . .	2	1	—	**) Mit Material für je 80 m Brückenlänge.
3. "	4. " " 2 . .	2	1	—	***) Entsprachen den preußischen Schanzzeugkolonnen, führten aber mehr Schanzzeug mit als diese.
4. "	Stab u. 1. Pion. Bat. 5	2	1	1	†) Beim Armee-Oberkommando befand sich der „Pionier-Stabsoffizier im Armee-Hauptquartier". Die dem Armee-Oberkommando zugeteilten Pioniere bildeten die „Armeereserve".
6. "	2. Pion. Bat. 5 . .	2	1	—	††) Den Genietruppen wurden mit der Eisenbahn größere Mengen von Schanz- und Werkzeug nachgeführt, die zur Ausrüstung von Hilfskräften aus der Infanterie oder der Landbevölkerung bestimmt waren.
8. "	3. " " 2 . .	2	1	—	†††) Einer dieser Wagen diente zur Mitführung des „tragbaren Schanzzeuges", das wegen seines hohen Gewichts (14 kg) gefahren wurde.
10. "	3. " " 5 . .	2	1	—	
A. O. Kdo. †)	Pion. Bat. 1 (4 Kp.)	8	4	1	
"	" " 6 "	8	4	1	
"	I. Genie-Regts. 1 "	?	—	1††)	
"	1/2 12. " 1	?	—	?	

II. Bei dem sächsischen Armeekorps.

Truppenverband oder Kommandobehörde	Zugeteilte Pioniere			Bemerkungen
	Truppenteil	Ausrüstung mit		
		Werkzeugwagen	Brückentrains	
2. Inf. Div.	Pionier-Detachement der Avantgarde*)	1	—	*) Am 8. Juni gebildet; 1 Offizier, 54 Mann stark. **) Zum Hauptquartier gehörte auch die aus 4 Offizieren bestehende „Ingenieurabteilung".
Hauptquartier**)	Pionier-Kompagnie (160 Pioniere) ††)	1	1***)	***) Leichter Feldbrückentrain für 33 m Brückenlänge. †) Pontonpark aus Blechpontons für 69 m Brückenlänge.
"	Pontonier-Kompagnie (130 Pioniere) ††)	1	1†)	††) Die Trainmannschaften sind in die Kopfstärken nicht eingerechnet.

III. Bei den preußischen Armeen.

Truppenverband oder Kommandobehörde	Zugeteilte Pioniere: Truppenteil*)	Schanz- und Werkzeugwagen (bei der kleinen Bagage)	Pulverwagen (mit 250 kg Pulver)	Pontonkolonnen (für 125 m Brückenlänge)	Leichte Feldbrückentrains (für 80 m Brückenlänge)	Schanzzeugkolonnen (mit je 270 Spaten, 70 Hacken, 30 Äxten und Meßgerät)
Elb-Armee.						
14. Inf. Div.	2. u. 3. Pion. Bat. 7	4	—	—	1	1
15. „	Pion. Bat. 8	8	1	—	1	1
16. „	—	—	—	—	—	—
Summe . . .	1½ Bat.	12	1	—	2	2
Erste Armee.						
5. Inf. Div.	Pion. Bat. 3	8	1	—	1	1
6. „	—	—	—	—	—	—
7. „	Pion. Bat. 4	8	1	—	1	1
8. „	—	—	—	—	—	—
II. Armeekorps.						
3. Inf. Div.	Pion. Bat. 2	8	1	1	—	1
4. „	—	—	—	—	—	—
Res. Artillerie	—	—	—	1	—	—
Summe . . .	3 Bat.	24	3	2	2	3
Zweite Armee.						
Gardekorps						
1. G. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—
2. „	G. Pion. Bat.	8	1	—	—	1
Res. Artillerie	—	—	—	1	—	—
I. Armeekorps.						
1. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—
2. „	Pion. Bat. 1	8	1	—	1	1
V. Armeekorps.						
9. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—
10. „	Pion. Bat. 5	8	1	—	—	1
Res. Artillerie	—	—	—	1	—	—
VI. Armeekorps.						
11. Inf. Div.	Pion. Bat. 6	8	1	—	1	1
12. „	—	—	—	—	—	—
Kol. Abteil.	—	—	—	1	—	—
Summe . . .	4 Bat.	32	4	3	2	4

Bemerkungen.

Beim Großen Hauptquartier befand sich der Generalinspekteur des Ingenieur-Korps; den Armee-Oberkommandos und Generalkommandos waren je 2 höhere Ingen. Offiziere zugeteilt, bei jedem Armee-Oberkommando befand sich außerdem 1 Feldeisenb. Abteilung; beim Großen Hauptquartier und den Armee-Oberkommandos der Ersten u. Zweiten Armee überdies 1 Feldtelegraphen-Abteilung.

*) Die Pion. Bataillone bestanden aus
1 Pontonier-Kompagnie (1.),
2 Sappeur-Kompagnien (2. und 3.),
1 Mineur-Kompagnie (4.)
Die Kompagnien waren 4 Offiziere, 150 Mann stark.
An tragbarem Schanzzeug wurden bei jedem Bataillon
57 Beile mit Stichsägen,
72 Äxte,
150 Hacken,
302 Spaten
mitgeführt.

Am 3. Juli 1866 befanden sich bei den kämpfenden Truppen folgende Pionierverbände:

Truppenverband	Pioniere	Platz der Pioniere in der Marschkolonne
	Elb-Armee.	
14. Infanterie-Division	1 Detachement 2./Pionier-Bataillons 8 mit 1 Bock- und 1 Pontonwagen des leichten Feldbrückentrains	Avantgarde
	2 u. 3./Pionier-Bataillons 7 mit leichtem Feldbrückentrain	Reserve
15. „	—	—
16. „	2./Pionier-Bataillons 8 mit dem Rest des leichten Feldbrückentrains	Ende des Gros
	Erste Armee.	
II. Armeekorps 3. Inf. Div.	2. u. 3./Pionier-Bataillons 2	Gros, Ende der vorderen Brigade
II. Armeekorps 4. „	—	—
5. Infanterie-Division	2./Pionier-Bataillons 3 mit leichtem Feldbrückentrain	Ende des Gros
6. „	3./Pionier-Bataillons 3	Avantgarde
7. „	½ 2./Pionier-Bataillons 4	Avantgarde
	1. und ½ 2./Pionier-Bataillons 4 mit leichtem Feldbrückentrain	Reserve
8. „	3./Pionier-Bataillons 4	Avantgarde
	Zweite Armee.	
G. 1. Garde-Inf. Div.	2. u. 4./Garde-Pionier-Bataillons	Ende des Gros
G. 2. „	3./Garde-Pionier-Bataillons	Avantgarde
I. Armeekorps 1. Inf. Div.	1./Pionier-Bataillons 1 mit leichtem Feldbrückentrain	Avantgarde
I. Armeekorps 2. „	—	—
V. Armeekorps	—	—
VI. Armeekorps 11. Inf. Div.	1./Pionier-Bataillons 6 mit Pontonkolonne	hinter der linken Kolonne der Division; von dieser durch die Reserveartillerie des Korps getrennt
VI. Armeekorps 12. „	2./Pionier-Bataillons 6	Reserve
Summe . . .	16 Pionier-Kompagnien, 5 leichte Feld-Brückentrains, 1 Pontonkolonne.	

Anlage 2.

Vorschlag für die Verwendung der Brückentrains

beim Rückzuge der österreichischen Nord-Armee aus der Stellung an der Bistritz.

Tag der Ausführung	Brücken über die Elbe Nr.	Brücken über die Elbe Länge in m	Brücken über die Adler Nr.	Brücken über die Adler Länge in m	Brückentrains Bezeichnung	Brückentrains Leistungsfähigkeit in m	Ausführender Pioniertruppenteil
2./7. früh	1 bei Predmeritz	58,8*)	VII u. VIII (b. Swinarek)	119,4	4 Brückenequipagen des Pion. Bats. 1	320	1. Komp. Pion. Bats. 1
„	3 „ Placka	46,5	V u. VI (b. Swinar)	119,4	Brückenequipage des 2. Korps	80	2. Komp. Pion. Bats. 1
„	4 „ „	93,3*)	—	—	Brückenequipagen des Pion. Bats. 6	320	3. Komp. Pion. Bats. 1
„	6 „ „	126,3*)	—	—			4. Komp. Pion. Bats. 1
„			IV (b. Malschowitz)	60,0	Brückenequipage des 4. Korps	80	
1./7.	10 „ Strebes	70	—	—	Brückenequipage des 1. Korps	80	Pion. Komp. des 1. Korps (das am 1. Juli bei Kuklena lagerte)
3./7.	11 „ Roudnicka	109*)	—	—	Brückenequipage des 3. Korps 1/2 Brückenequipage des 6. Korps	80 40	1. Komp. Pion. Bats. 6
„	12 „ Bukowina	66,5	—	—	1/2 Brückenquipage vom 6. Korps	40	2. u. 3. Komp. Pion. Bats. 6
„	13 „ „	66,5	—	—	Brückenequipage des 8. Korps	80	
					Behelfsmaterial	13	
„	17 „ Pardubitz	100 (Annahme)	—	—	Pontontrain und l. Feldbrückentrain des sächs. A. K.	102	4. Komp. Pion. Bats. 6

*) Einschl. Überbrückung des Mühlgrabens.

Anmerkung: Zur Verfügung des A. O. Kds. wäre noch die Brückenequipage des 10. Korps geblieben.

Die Elbbrücken Nr. 7 und 8 waren (aus Behelfsmaterial) durch die Pioniere der Festung Königgrätz herzustellen.



Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

(1. Fortsetzung.)

6. Die Lage Anfang Februar und die Ereignisse bei der Ostabteilung bis zum Gefecht von Owikokorero.

Maßnahmen in der Heimat.

Gleich nach dem Eintreffen der ersten Unglücksnachrichten über den Aufstand in Südwestafrika waren in der Heimat Maßnahmen getroffen worden, um dem so jäh überraschten Schutzgebiet in umfassender Weise Hilfe zu bringen. Als erste Verstärkung wurde schon am 17. Januar auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers ein Marine-Expeditionskorps mobilgemacht, das aus einem zusammengesetzten Marine-Infanterie-Bataillon, einer Maschinenkanonenabteilung, einer Sanitätskolonne und einem Proviant- und Materialiendepot bestehen und 23 Offiziere, fünf Ärzte und Beamte und rund 600 Mann sowie acht Maschinenkanonen zählen sollte. Schon vier Tage später, am 21. Januar, konnte das Expeditionskorps, dem sich der zur Verfügung des Gouverneurs gestellte Major v. Estorff anschloß, auf dem Dampfer „Darmstadt" unter dem Befehl des Majors v. Glasenapp die Ausreise antreten. Schwierigkeiten entstanden bei dieser plötzlichen Inanspruchnahme für die Marine-Infanterie nur insofern, als infolge vielfacher Abkommandierungen die Zahl der verfügbaren ausgebildeten Leute trotz dreijähriger Dienstzeit so niedrig war, daß zahlreiche Rekruten nach Afrika mitgenommen werden mußten. Zur gemeinsamen Führung des Expeditionskorps wurde ein besonderes Kommando gebildet, an dessen Spitze der seitherige Inspekteur der Marine-Infanterie, Oberst Dürr, trat und das in kurzer Zeit folgen sollte.

Auch die Verstärkung der Schutztruppe wurde sofort in die Wege geleitet. Zunächst ging gleichzeitig mit dem Marine-Expeditionskorps eine Abteilung Eisenbahntruppen, bestehend aus zwei Offizieren und 60 Mann unter Führung des Oberleutnants Ritter, nach dem Schutzgebiet ab. Ferner ordnete Seine Majestät der Kaiser die Verstärkung der Schutztruppe um 500 Mann, sechs Feldgeschütze 96, vier 5,7 cm Schnellfeuergeschütze,*) eine 3,7 cm Maschinenkanone und sechs Maschinengewehre an. Diese Verstärkung, die nach den organisatorischen Bestimmungen für die Kaiserlichen

*) Dies waren die seinerzeit aus dem Schutzgebiet zur Instandsetzung in die Heimat gesandten.

Schutztruppen durch Einstellung tropendienstfähiger Offiziere und Mannschaften aller deutschen Kontingente auf Grund freiwilliger Meldungen gebildet wurde, sollte in zwei Staffeln abgesandt werden, die in Berlin zusammengestellt und eingekleidet wurden. Die Ausreise wurde am 30. Januar und 2. Februar unter Führung der Hauptleute Puder und v. Bagenski von Hamburg aus angetreten. Die Stärke der beiden Transporte war nachträglich noch etwas höher bemessen worden, sie betrug zusammen 22 Offiziere 516 Mann. In Argentinien wurden 500 Pferde und 500 Maultiere angekauft; hiervon wurden 250 Maultiere und 100 Pferde am 20. Februar als Vortransport abgesandt.

Noch vor Eintreffen der ersten Verstärkungen hatte sich die Lage im Schutzgebiete durch das tatkräftige und erfolgreiche Eingreifen der Kompagnie Franke wesentlich zugunsten der Deutschen verändert.*) Auch die Herstellungsarbeiten an der Bahn hatten dank der energischen Tätigkeit des Personals der Otawi-Bahngesellschaft und dem guten Wetter schnelle Fortschritte gemacht, so daß die Bahn am 5. Februar wieder in vollem Umfang benutzbar war.

Am 3. Februar traf der Ersatztransport v. Winkler**) — vier Offiziere, ein Arzt, 226 Mann — in Swakopmund ein. Er wurde schleunigst gelandet, ausgerüstet und einstweilen mit den aus Kamerun eingetroffenen Gewehren 71***) bewaffnet, da die eigenen Gewehre des Transports tief im Schiffsraum verstaut und nicht vor Ablauf mehrerer Tage zu bekommen waren. Dann wurde die Abteilung sofort mit der Bahn nach Windhuk in Marsch gesetzt, wo sie schon am 5. Februar eintraf.

Die ursprüngliche Absicht, mit dem Detachement Winkler Gobabis zu entsetzen und dann unverzüglich konzentrisch gegen die Onjati-Berge vorzustoßen, in denen zahlreiche Hereros festgestellt waren, mußte Kapitän Gudewill aufgeben, weil in der Gegend des eben entsetzten Omaruru erneut feindliche Banden erschienen waren. Das Detachement Winkler wurde deshalb nach Karibib zurückgenommen, um nach Omaruru zu rücken. Dies erwies sich indessen als überflüssig, weil die Hereros am 6. Februar die Gegend von Omaruru endgültig verließen. Die Abteilung Winkler nahm infolgedessen am nächsten Tage, nachdem inzwischen auch die für sie bestimmten Gewehre 88 nachgekommen waren, den Vormarsch nach dem Osten wieder auf.

Ebenso wurde der beabsichtigte Entsatz von Gobabis unnötig, weil auch hier die Hereros, offenbar infolge der Annäherung der deutschen Verstärkungen, am 9. Februar sich aus der unmittelbaren Nähe der Station zurückgezogen hatten. Sie schienen sich indessen nordwestlich Gobabis am Schwarzen Nossob in bedeutender Zahl zu sammeln, — wie angenommen wurde, um von dort aus ihren Abzug nach Britisch-Betschuanaland zu bewerkstelligen.†)

---

*) Erstes Heft Seite 188. **) Erstes Heft Seite 149. ***) Erstes Heft Seite 166. †) Skizze 8.

Das Marine-Expeditionskorps traf bereits am 9. Februar mittags nach schnell und glücklich verlaufener Fahrt in Swakopmund ein. Major v. Glasenapp übernahm den Oberbefehl über sämtliche Landstreitkräfte und wurde noch an Bord der Darmstadt von Kapitän Gudewill und dem Bezirksamtmann Fuchs aus Swakopmund über die Lage im Schutzgebiete unterrichtet. Nach den am 11. Februar von Hauptmann Franke aus Omaruru und von Hauptmann v. François aus Windhuk eingehenden Meldungen bestand im Bezirk Omaruru keine Gefahr; über die Lage in Outjo war zuverlässiges nicht zu erfahren; Nachrichten von der dort befindlichen 4. Schutztruppenkompagnie fehlten, da die Verbindung mit Outjo seit dem 14. Januar unterbrochen war. Die Lage um Windhuk selbst war gleichfalls nicht bedrohlich; wo die von Okahandja abgezogenen Hereros geblieben waren, war nicht bekannt. Man vermutete sie in den Onjatibergen. Stärkere Hererobanden waren hingegen südlich der Bahn zwischen Windhuk und Otjimbingue festgestellt. Im Osten wurde in der Gegend von Kehoro die Ansammlung starker feindlicher Banden gemeldet, denen gegenüber sich der im Vormarsch auf Gobabis befindliche Oberleutnant v. Winkler abwartend verhalten wollte.

Diese Nachrichten bewogen Major v. Glasenapp zu dem Entschluß, mit drei Kompagnien und sechs Maschinenkanonen zuerst nach dem Norden zu rücken, während eine Kompagnie und die verfügbaren Mannschaften des Landungskorps S. M. S. Habicht auf Otjimbingue marschieren sollten, um die Gegend südlich der Bahn vom Feinde zu säubern. Auf dem nördlichen Operationsgebiete hoffte Major v. Glasenapp bei schnellem Vormarsch noch den durch Hauptmann Frankes Erfolge eingeschüchterten Gegner zu fassen und mit vereinter Macht zu schlagen. Diese Gegend lag zudem der Eisenbahn und dem Hauptort Karibib so nahe, daß sich der Nachschub an Lebensmitteln, Schießbedarf und den sonstigen Bedürfnissen der Truppe verhältnismäßig einfach und leicht gestalten konnte.

Da die See ziemlich ruhig war, konnte die Ausschiffung der Truppen trotz der ungünstigen Hafenverhältnisse bis zum 11. Februar beendigt werden. Schwieriger als die Landung gestaltete sich indessen der Abtransport des Expeditionskorps mit der Bahn. Am 10. und 11. Februar konnte nur je ein Zug abgelassen werden, der je ungefähr die Hälfte des Seebataillons und der Maschinenkanonen-Abteilung aufnahm, während ein dritter Zug die Eisenbahn-Abteilung und die Sanitätskolonne nachführte. Die Fahrzeit nach Karibib betrug volle 22 Stunden, während deren die Mannschaften nur teilweise sitzen konnten. Die zuerst in Karibib eingetroffene 3. Kompagnie (Haering) mit zwei Maschinenkanonen trat unter dem Befehl des Majors v. Estorff bereits am 11. Februar den Marsch nach Omaruru an, während Major v. Glasenapp mit den übrigen Teilen am nächsten Tage folgen wollte.

Inzwischen war jedoch am 11. Februar der Gouverneur, Oberst Leutwein, vom südlichen Kriegsschauplatze zurückkehrend, in Swakopmund eingetroffen und hatte die Leitung der Operationen übernommen. Er war mit der Entsendung der 3. Marine-Kompagnie nach Omaruru einverstanden, alle übrigen Teile befahl er indes in Okahandja zu seiner Verfügung zu vereinigen.

Der Gouverneur hatte anfänglich, als er noch fern vom Schauplatze der Ereignisse weilte und infolge der mangelhaften Lichtsignalverbindung nur unzureichend unterrichtet war, den Nachrichten über die aufständische Bewegung der Hereros keine ernste Bedeutung beigemessen und auch nach Berlin berichtet, daß im Lande Truppen genug zur Niederwerfung des Aufstandes vorhanden seien. In der Heimat hatte man jedoch, wie erwähnt, an maßgebender Stelle nach den eingelaufenen Nachrichten eine andere Auffassung gewonnen und die Entsendung des Marine-Expeditionskorps sowie die Verstärkung der Schutztruppe durch die Transporte Puder und Bagenski*) angeordnet.

Nachdem der Gouverneur in Swakopmund näheren Einblick in die Verhältnisse gewonnen hatte, änderte er seine Ansicht über die Bedeutung des Aufstandes und gelangte zu einer sehr ernsten Auffassung der Lage. Er gewann den Eindruck, daß drei größere Gruppen Aufständischer zu unterscheiden seien, die er westlich des Waterberges, bei Otjisongati**) und bei Kehoro im Distrikt Gobabis vermutete. Er war nunmehr der Überzeugung, daß es zum mindesten aller bisher entsandten Verstärkungen bedürfen würde, um des Aufstandes Herr zu werden. Demgemäß glaubte er vor dem Beginn weiterer Operationen das Eintreffen sämtlicher aus der Heimat abgegangenen Verstärkungen abwarten zu müssen. Zudem hielt er, da er von den Operationen unberittener Truppen sich wenig versprach, eine zuwartende Haltung bis zum Eintreffen sämtlicher Pferdetransporte und bis zum Aufhören der Pferdesterbe — etwa bis Ende April — für angezeigt. In diesem Sinne berichtete er nach Berlin.

Hier hatte inzwischen Seine Majestät der Kaiser den Chef des Generalstabs der Armee mit der Oberleitung der Operationen betraut. Oberst Leutwein erhielt die Weisung, die Operationen auf Outjo und Grootfontein (Nord) sobald wie möglich aufzunehmen.

Entsprechend seiner sich später als zutreffend erweisenden Auffassung, daß die Hereros in drei Gruppen ständen, teilte der Gouverneur die ihm zur Verfügung stehenden Truppen in drei Abteilungen ein.

1. Die Ostabteilung — etwa 200 Mann der Schutztruppe (Ersatztransport Winkler), zwei Kompagnien Marine-Infanterie (1. und 4.) und einige Geschütze unter Major v. Glasenapp — sollte den Distrikt Gobabis vom Feinde säubern, die Grenze

---

*) Seite 311.
**) Am Südostfuße der Onjatiberge.

für flüchtende Hereros und ihre Viehherden sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen.

2. Die Westabteilung — 2. Schutztruppen-, 3. Marine-Infanterie-Kompagnie und mehrere Geschütze unter Major v. Estorff — hatte in gleicher Weise den Distrikt Omaruru zu säubern, die Verbindung mit Outjo herzustellen und die vorläufig dort noch vereinzelt stehende 4. Schutztruppen-Kompagnie an sich zu ziehen.

3. Die Hauptabteilung — bis jetzt nur aus der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie bestehend — sollte durch die Ende Februar zu erwartenden Verstärkungen der Schutztruppe (Transporte Puder und Bagenski) und durch die inzwischen aus dem Süden zurückberufene 1. Feldkompagnie und Gebirgsbatterie sowie eine Witboi- und Bastardabteilung verstärkt werden und sich bei Okahandja sammeln. Das Kommando über diese Truppen übernahm vorläufig, bis zum Eintreffen des Obersten Dürr, Oberst Leutwein selbst. Ihre Aufgabe sollte die Niederwerfung des Feindes bei Otjisongati und am Waterberge sein.

Die Sicherung der Eisenbahn und die Besetzung der Etappenorte Swakopmund, Karibib, Okahandja und Windhuk fiel dem Eisenbahndetachement, der Landungsabteilung des Habicht und den eingezogenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu. Die Eisenbahnmannschaften erledigten außerdem die weiteren an der Bahn erforderlichen Herstellungsarbeiten.

Die Tätigkeit der Ostabteilung.

Die Aufgabe, die die Abteilung Glasenapp lösen sollte, war nicht einfach. Die große Ausdehnung der Grenze, der völlige Mangel des Landes an Hilfsmitteln irgend welcher Art, der die Truppe ausschließlich auf den schwierigen und langsamen Nachschub mittels Ochsenwagen anwies, erschwerte die Operationen außerordentlich. Der Umstand, daß nur ein ganz kleiner Teil der Abteilung mangelhaft beritten gemacht und ihr nur wenige Eingeborene zur Verfügung gestellt werden konnten, ließ es fast ausgeschlossen erscheinen, den landeskundigen, zum Teil berittenen Hereros, zuvorzukommen, falls sie abziehen wollten.

Der bereits am 16. Februar in Gobabis eingetroffenen Abteilung Winkler folgten die übrigen Teile der Ostabteilung von Windhuk aus in zwei Staffeln.

Die Kompagnie Fischel tritt den Marsch nach Osten an. Gefecht an der Schwarzen Klippe. 14. Februar.

Die 1. Kompagnie — Hauptmann Fischel — war am 13. Februar in Windhuk angelangt, hatte dort*) sich mit Wagen und Vorräten versehen, ihre Offiziere beritten gemacht und einige Schutztruppenreiter zugeteilt erhalten. Sie marschierte am 14. über Abrahams Farm bei sehr heißem Wetter 40 km weit nach der Schwarzen Klippe. In der Nacht zum 15. wurden ihre zum Schutze des Lagers aufgestellten Posten von Hereros, mit denen Patrouillen schon während des Marsches Fühlung genommen hatten, angefallen. Es entstand eine lebhafte Schießerei in der Dunkelheit,

*) Die Vorbereitungen für die Unternehmung nach Osten hatte Hauptmann a. D. v. François getroffen.

bei der die Sicherungsabteilungen drei Tote und zwei Verwundete*) hatten. Als mit Tagesanbruch die Umgebung des Lagers abgesucht wurde, waren die Hereros verschwunden. Auch Tote oder Verwundete wurden nicht gefunden. Noch bevor Meldung von diesem Gefecht abging, traf am 15. Februar der Befehl des Gouverneurs ein, daß die Kompagnie vorläufig stehen bleiben sollte.

Die zweite Staffel der Ostabteilung, der Stab, dem als landeskundiger Beirat Hauptmann a. D. v. François beigegeben war, die 4. Kompagnie und 30 Schutztruppenreiter unter Oberleutnant d. R. Köhler, wurde bis zum 17. Februar in Windhuk marschbereit und erreichte noch an diesem Tage Avis. Weiter zu gelangen, war unmöglich wegen des Versagens der Wagenkolonne, die trotz der kurzen Wegestrecke von nur 5 km zum Teil erst acht Stunden nach der Truppe eintraf. Es zeigte sich, daß nach den Ansprüchen, die der Krieg im Süden gestellt hatte, die noch vorhandenen Treiber, Zugtiere und Wagen in jeder Beziehung minderwertig waren; ähnlich war es mit den Pferden bestellt, von denen die von dem Bataillon aus Europa mitgebrachten sich noch am brauchbarsten erwiesen. Die Kolonne erreichte trotz solcher Hemmnisse am 18. Abrahams Farm, vereinigte sich am 19. mit der 1. Kompagnie und gelangte mit dieser zusammen am selben Tage bis nahe an Seeis, von wo aus am 20. der Marsch über Otjihaënena—Orumbo auf Otjiwarumende fortgesetzt wurde.

Die Ostabteilung wendet sich auf Kehoro. 23. Februar.

Hier erhielt Major v. Glasenapp von Oberleutnant v. Winkler aus Gobabis am Vormittage des 23. Februar die Meldung, daß der Tetjostamm**) noch bei Owikango—Kehoro (am Schwarzen Nossob) stehe und Oberleutnant v. Winkler von Gobabis nach Norden marschiere, um Kehoro am 24. Februar zu erreichen. Major v. Glasenapp wandte sich daraufhin ebenfalls in beschleunigtem Marsch nach Nordosten auf Kehoro. Es gelang unter Zurücklassung des größten Teils der Bagage, die 98 km lange Strecke bis Kehoro trotz Wassermangels in 42 Stunden zurückzulegen, unter afrikanischen Verhältnissen eine sehr bemerkenswerte Leistung, die von der großen Hingabe der Truppe ein schönes Zeugnis ablegt. Leider war sie vergebens; Tetjo war im letzten Augenblick in eiliger Flucht nach Nordwesten entwischt.

Die Marine-Infanterie erreichte am 26. Februar noch Owingi, wo sie in Berührung mit der bis Kanduwe, westlich Epukiro, vorgegangenen Abteilung Winkler trat. Dann aber mußte Halt gemacht werden, um den Mannschaften nach den großen Anstrengungen der letzten Tage Ruhe zu gewähren und die Ergänzung des zu Ende gehenden Lebensmittelvorrats abzuwarten. Der Gesundheitszustand war trotz der ungeheuren Strapazen zu dieser Zeit noch recht gut.

Streifzug gegen den Eiseb. 27. Februar.

Um festzustellen, ob weiter nördlich ein Abzug der Hereros gegen die Grenze

*) Tot: Die Seesoldaten Buttenmüller, Mahnke und Schneider, verwundet: Gefreiter Arndt, Seesoldat Henze.

**) Östlicher, dem Häuptling Tetjo unterstehender Zweig des Hererovolkes.

stattfände, bildete Major v. Glasenapp am 27. in Kanduwe eine 80 Pferde starke Erkundungsabteilung unter dem Befehl des Oberleutnants Eggers. Diese machte, begleitet von Major v. Glasenapp und mehreren anderen Offizieren, einen großen Ritt nach Norden, der sie über Ombakaha bis zum Eiseb bei Otjinene führte. Im ganzen wurden bei sehr großer Hitze und ungenügender Verpflegung in vier Tagen 200 km zurückgelegt. Der Feind wurde nirgends mehr gefunden, dagegen festgestellt, daß alle Spuren auf seinen Abzug nach Westen hindeuteten.

Major v. Glasenapp folgt den Hereros nach Westen. 6. März.

Da der Osten offenbar vom Gegner frei und dessen Entschlüpfen in dieser Richtung nicht mehr zu befürchten war, faßte Major v. Glasenapp den Entschluß, den Hereros nach Westen zu folgen; denn am wirksamsten wurde die Ostgrenze durch eine energische Verfolgung des Gegners in westlicher Richtung gesperrt. Die Aufgabe, die Verbindung mit Grootfontein (Nord) aufzunehmen, hielt der Führer der Ostabteilung nicht für durchführbar. Denn Grootfontein konnte, abgesehen von der großen Entfernung und den dadurch entstehenden Nachschubschwierigkeiten, ohne größere Kämpfe mit den am Omuramba-u-Omatako sehr dicht sitzenden Hereros kaum erreicht werden; für kleinere Abteilungen schien das Unternehmen daher aussichtslos. Major v. Glasenapp meldete dem Obersten Leutwein durch Boten seinen neuen Entschluß, an dessen Ausführung er unverzüglich herantrat, da durch Abwarten einer Antwort kostbare Zeit verloren gegangen wäre. Zur Verhinderung des Übertritts kleinerer Hererobanden auf englisches Gebiet wurde Rietfontein (Nord) durch 30 Mann der Schutztruppe unter Leutnant Eymael besetzt und die Besatzung von Gobabis durch einige Landwehrleute verstärkt.

Mit allen übrigen Truppen setzte Major v. Glasenapp sich in zwei Kolonnen in Marsch, um bis zum 15. März die Linie Okaiura (am Eiseb)—Ekuja (am Schwarzen Nossob) zu erreichen. Er hoffte dort am besten in der Lage zu sein, mit der Hauptabteilung zusammenzuwirken, sobald diese operationsbereit war. Die 1. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons, eine aus der Abteilung Winkler gebildete Schutztruppenkompagnie unter Oberleutnant Streitwolf und die Reiterabteilung unter Oberleutnant Eggers bildeten mit vier Geschützen und zwei Maschinengewehren die Hauptkolonne, die von Kanduwe aus das Epukiro-Flußbett aufwärts marschieren sollte; die linke Kolonne unter Hauptmann Lieber setzte sich aus der 4. Marine-Infanterie-Kompagnie, der Reiterabteilung Köhler und zwei Geschützen zusammen und hatte über Kehoro und dann entlang dem Schwarzen Nossob vorzugehen. Beide Abteilungen waren noch mit Lebensmitteln auf über 20 Tage versehen; ihre Verbindungen wurden unmittelbar auf Seeis verlegt. Nach Beendigung aller Vorbereitungen konnte am 6. März der Vormarsch angetreten werden.

Die Aussage eines am 7. von der Abteilung Eggers gefangen genommenen Kaffern erweckte die Hoffnung, Tetjo noch bei Okandjesu, etwa 40 km nordöstlich Ekuja, zu fassen, doch fand die am 8. nach beschleunigtem Marsch dort eintreffende

Hauptkolonne den Ort verlassen. Sie traf dagegen hier die linke Kolonne, die wegen der schlechten Wegeverhältnisse im Rossobtale ebenfalls über Okandjesu marschierte. Am 10. setzten beide Abteilungen den Vormarsch, der unterdessen die Zustimmung des Gouverneurs gefunden hatte, auf Okatjeru und Ekuja fort. Die Hauptkolonne erreichte am 11. März Okatjeru und am 12., zahlreichen Vieh- und Karrenspuren folgend, Onjatu. Da die Weisungen des Gouverneurs bereits mit einem Abmarsch der Hereros nach dem Waterberge rechneten, erhielt die am 11. März in Ekuja eingetroffene linke Kolonne den Befehl, nach Onjatu heranzukommen, woselbst die Hauptabteilung Halt gemacht hatte, um ihre Ankunft und die eines im Anmarsch über Gobabis befindlichen Lebensmitteltransportes abzuwarten und der Infanterie und den Gespannen einige Ruhe zuteil werden zu lassen. Die entstehende Pause gedachte Major v. Glasenapp zu gründlicher Aufklärung zu benutzen.

Das Gefecht bei Owikokorero. 13. März.

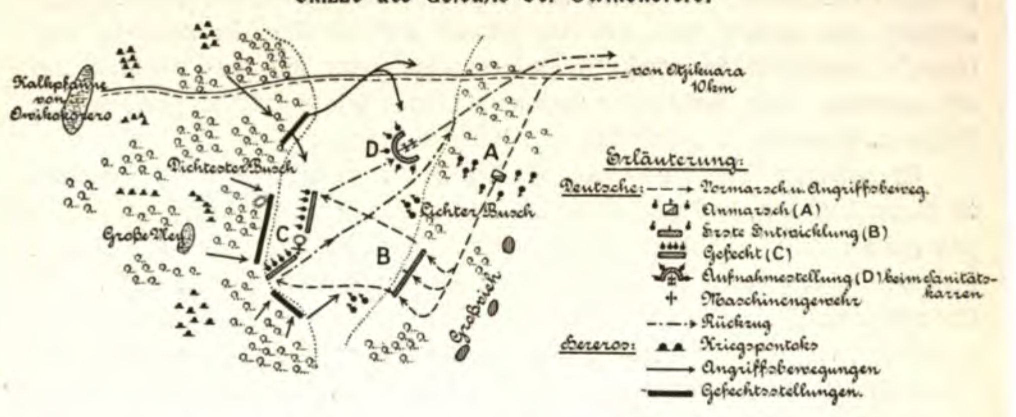
Er bestimmte hierzu die berittene Abteilung, die indes nur noch zwei Offiziere und 35 Mann stark war, da ihr Pferdebestand unter den Anstrengungen der letzten Wochen sehr gelitten hatte. Zu ihrer Verstärkung nahmen deshalb der Stab und mehrere berittene Offiziere an der Unternehmung teil; auch ein Maschinengewehr, ein Arzt und eine mit einem Sanitätsunteroffizier und sieben Seesoldaten besetzte Ochsenkarre wurden zugeteilt. Im ganzen waren es elf Offiziere, 38 Reiter und acht Mann zu Fuß, mit denen Major von Glasenapp die Erkundung unternahm. Seine Absicht war, festzustellen, ob westlich und südwestlich von Onjatu noch stärkere Hereroabteilungen ständen oder ob der Abzug nach dem Waterberge tatsächlich schon ausgeführt sei.

Am 13. März 6^{00} morgens wurde abgeritten. Unterwegs befahl Major v. Glasenapp die Besetzung der Wegekreuzung von Otjikuara durch einen von Onjatu heranzuziehenden Zug. Beim Weiterreiten auf Owikokorero folgte die Abteilung einer vier bis fünf Tage alten Spur und gelangte aus dichtem Busch heraus auf eine weite freie Fläche, dann wieder in lichten Dornbusch, hinter dem Owikokorero liegen sollte. Ein am Wege aufgegriffenes altes Hereroweib sagte aus, daß Tetjo bei Owikokorero sitze. Gleichzeitig wurde südlich des Weges eine große Viehherde gemeldet. Die Abteilung ritt auf diese zu und nahm sie, nachdem die Viehwächter abgeschossen waren, in Besitz. Dann wurde der Marsch gegen die Werft wieder aufgenommen. Mit großen Zwischenräumen ausgeschwärmt, rechts und links durch Seitenpatrouillen gedeckt, ging die Abteilung gegen den wieder dichter werdenden Dornbusch vor. Sie erbeutete während des Weitermarsches noch mehrere Herden Groß- und Kleinvieh und setzte unter Zurücklassung von neun Mann als Bedeckung für das Vieh den Marsch im Dornbusch fort, um das Zurücktreiben des Viehs zu sichern und näheren Einblick in die Verhältnisse beim Feinde zu bekommen.

Man hatte bisher nur einzelne Hereros zu Gesicht bekommen, die schleunigst ausgerissen waren, und glaubte deswegen, es mit einem schwachen, überall ausweichenden Feinde zu tun zu haben. Alles war froh, als endlich gegen 4^{30} nachmittags einige am rechten

Flügel fallende Schüsse anzudeuten schienen, daß man nun den Gegner gestellt habe. Die Reiterlinie hatte in diesem Augenblick eine lichtere Stelle erreicht, sie saß sofort ab und machte sich bereit, den Kampf aufzunehmen. Aber der Feind hatte sich hinter den Büschen oder im Grase so vorzüglich versteckt, daß er so gut wie unsichtbar war und man ihm mit Feuer keinen Schaden zufügen konnte, obwohl er weniger als 100 m entfernt war. Von der Bedienungsmannschaft des Maschinengewehres fielen

Skizze des Gefechts bei Owikokorero.



gleich anfangs mehrere Leute. Ein Versuch, mit dem zunächst weniger bedrängten linken Flügel den Feind zu umfassen, glückte nicht, da dieser sich schnell verstärkte und seinerseits um beide Flügel herumzugreifen und die Rückzugslinie zu bedrohen begann. Jetzt erst erkannte man, daß man einen weit überlegenen, mehrere hundert Gewehre starken Feind sich gegenüber hatte, dem Major v. Glasenapp nach Abzug der Pferdehalter und Viehwächter nur etwa 30 Gewehre entgegenzustellen vermochte.

Da unter diesen Umständen der Kampf völlig aussichtslos und der Zweck der Erkundung zudem bereits erreicht war, befahl Major v. Glasenapp, langsam zurückzugehen. Es wurde noch zweimal Front gemacht und das Feuer aufgenommen, aber die Hereros, durch den Rückzug der Deutschen ermutigt, drängten jetzt lebhaft, besonders gegen beide Flanken nach. Ihr Feuer wurde immer heftiger, die Verluste mehrten sich, das Maschinengewehr mußte stehenbleiben, nachdem seine Bedienungsmannschaft gefallen und seine Bespannung abgeschossen war. Der Führer, Oberleutnant z. S. Hermann, selbst durch zwei Schüsse schwer verwundet und kampfunfähig, rief einige Reiter herbei, um das Gewehr zurückzubringen, aber wer sich ihm näherte, fiel. Der Obermatrose Ehlers hatte es unbrauchbar gemacht, ehe er selbst zu Tode getroffen wurde und das Gewehr in Feindes Hand fiel.

Der größte Teil der weiter rückwärts stehenden Pferde wurde von den Hereros zusammengeschossen, immer mehr häuften sich beim Rückzuge die Verluste, besonders

durch das heftige Flankenfeuer. Oberleutnant z. S. Mansholt hatte schon vorher den Befehl erhalten, nach Onjatu zu eilen mit der Weisung an die dort stehenden Truppen, sich gefechtsbereit zu machen. Erst nachdem ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen waren, gelang es ihm, auf dem dritten davonzukommen. Das kleine Häuflein der Überlebenden führte Major v. Glasenapp in derselben Richtung zurück, aus der die Abteilung gekommen war.

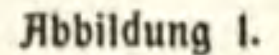
Schon in der ersten Stellung war Oberleutnant Eggers gefallen, ein alter, vielfach bewährter Afrikaner, der schon in der Naukluft*) im Jahre 1894 mitgekämpft hatte und während des Aufstands des Häuptlings Nikodemus 1896 verwundet worden war. Durch seinen frischen Wagemut als Führer der berittenen Abteilung und durch seine Kenntnis von Land und Leuten hatte er sich in ganz besonderem Maße die Hochschätzung aller Offiziere und Mannschaften der Ostabteilung erworben. Oberassistenzarzt Dr. Velten fand seinen Tod, als er, seine schwere Pflicht treu erfüllend, in die Schützenlinie voreilte. Mehrfach getroffen, fiel Leutnant Dziobeck, der anfangs mit einem schweren Beinschuß noch energisch weitergefeuert hatte. Beim Zurückgehen fielen die Leutnants der Reserve Tiesmeyer und Bendix, dann Oberleutnant z. S. Stempel und zuletzt bei dem Versuche, noch einmal mit einigen Leuten das Feuer aufzunehmen, Hauptmann a. D. v. François, bis dahin der treue und sachkundige Berater des Führers der Ostabteilung; er war der Bruder und Mitarbeiter des früheren Gouverneurs und genoß das höchste Vertrauen bei allen deutschen Kolonisten. Sein und Eggers' Tod waren gerade jetzt besonders schwer zu ersetzende Verluste. Die großenteils auch verwundeten Überlebenden erreichten völlig erschöpft die Sanitätskarre, deren Besatzung der Sanitätssergeant Witt in breiter Front zur Aufnahme hatte ausschwärmen lassen. An ihrem Widerstande brach sich die Angriffslust der nachdrängenden Hereros; die Verwundeten konnten aufgeladen werden, und gegen 6⁰⁰ nachmittags setzte sich die Karre unter Führung des ebenfalls durch zwei Streifschüsse verwundeten Kommandeurs nach Onjatu in Bewegung. Die Hereros folgten zwar noch, bis die Dunkelheit hereinbrach, blieben aber nach und nach immer weiter ab. Ihr Feuer rief keine weiteren Verluste mehr hervor. Hätten sie energischer nachgedrängt, so wäre die kleine Schar trotz des von den unverwundeten Mannschaften abgegebenen Feuers verloren gewesen. Sie erreichte um Mitternacht wieder das Lager von Onjatu.

Von elf Offizieren und 38 Reitern waren sieben Offiziere und 19 Mann gefallen, drei Offiziere, darunter Major v. Glasenapp und sein Adjutant, Leutnant Schäfer, und zwei Mann verwundet, mehr als die Hälfte der ganzen Erkundungsabteilung außer

*) Im nördlichen Groß-Namalande.

Gefecht gesetzt.*) Mit blutigen Opfern war festgestellt worden, daß man einen zahlreichen, zum Widerstand entschlossenen Feind sich unmittelbar gegenüber hatte.

Die Darstellung des Gefechts von Owikokorero zeigt, daß der vielfach erhobene Vorwurf, die schweren Verluste seien durch mangelhafte Sicherung des Marsches hervorgerufen worden, in keiner Weise berechtigt ist. Das Gefecht lehrt indessen sehr deutlich, wie unendlich schwierig die Aufklärung im afrikanischen Busch-


Abbildung 1.



Buschgelände bei Owikokorero.

gebiete ist. Man hat aus dem verlustreichen Kampfe bei Owikokorero die richtige Lehre gezogen, daß hier die Verwendung starker Aufklärungsabteilungen, wie sie anfänglich, als eingeborene Kundschafter fehlten, empfohlen worden war, nicht am Platze ist, zumal wenn die Anwesenheit des Gegners bereits bekannt ist. Bei den späteren Unternehmungen wurden daher in der Regel schwächere Patrouillen entsandt und selbst diese ritten nicht gemeinsam, sondern meist in zwei Gruppen, vorne

*) Außer den oben Genannten waren gefallen: die Feldwebel Bach und Ritschke, Vizefeldwebel der Reserve Wellstein, die Sergeanten Bennewies, Kiel, Signalmaat Broklage, Bootsmannsmaat Hölke, die Unteroffiziere Otten, Wolf, Bachmann, Sepp (Kriegsfreiwilliger, Gouvernementstierarzt), die Gefreiten Albrecht, Förster, Stegmann, Ahlenberg, Obermatrose Ehlers, Reiter Graßhopp Schanz, Woderich; verwundet: Unteroffizier Schmidt, Gefreiter Senne.

der Führer mit zwei bis drei Reitern, meist eingeborenen Kundschaftern, gewissermaßen als Spitze, je nach dem Gelände dicht oder einige 100 m dahinter die übrigen Reiter. Die Patrouille begnügte sich in der Regel damit, festzustellen, wo größere Viehherden der Hereros sich befanden; denn deren Vorhandensein ließ stets auf die Anwesenheit starker Banden schließen. Ein längeres Verweilen am Feinde oder gar ein Fechten der Patrouillen hat sich stets als unnütz, ja bedenklich erwiesen; dem scharfen Auge der Hereros entging die Anwesenheit der Patrouillen selten und es fiel ihnen, so lange sie noch Unternehmungslust besaßen, nicht schwer, eine sich länger in ihrer Nähe aufhaltende Patrouille zu überfallen und abzuschießen. Später indessen, als die Hereros einem Zusammenstoß ausweichen wollten, wurden sie durch die beobachtenden Patrouillen nur unnötig beunruhigt und zum schleunigen Abmarsch bewogen. Deshalb ist es in einem solchen Falle angezeigt, so wenig Patrouillen wie möglich zu entsenden. Diese haben ihren Auftrag meist erfüllt, wenn sie die Anwesenheit des Feindes an irgend einem Punkte festgestellt haben. Die weitere Aufklärung muß dann das Gefecht der nachfolgenden Abteilung selbst ergeben. Durch die Verluste von Owikokorero sind solche Lehren zwar blutig, aber nicht vergebens erkauft worden, und es erscheint in jedem Falle ungerecht, gegen die braven Offiziere wegen ihrer Kühnheit und ihres echt kriegerischen Dranges, an den Feind zu kommen, auch nur einen leisen Vorwurf erheben zu wollen. Der Kühnheit werden im Kriege, selbst wenn sie vielleicht blutige Opfer fordert, stets schönere und höhere Erfolge beschieden sein, als allzu großer Vorsicht und Bedachtsamkeit. Schwere Verluste sind bei tatkräftiger Kriegführung eben nie zu vermeiden.

Die Ostabteilung bleibt bei Onjatu stehen.

Den festgestellten Feind beabsichtigte Major v. Glasenapp unverzüglich anzugreifen, sobald die linke Kolonne der Ostabteilung bei Onjatu eingetroffen sein würde. Inzwischen ging jedoch die Nachricht ein, daß die Hereros in großer Stärke der auf sich allein angewiesenen Ostabteilung gegenüberständen; nach einer Eingeborenenmeldung sollten außer Tetjo auch die Häuptlinge Samuel Maherero und Traugott mit ungefähr 3000 Leuten bei Owikokorero anwesend sein. Major v. Glasenapp zog es deshalb vor, zunächst Nachrichten von der Hauptabteilung abzuwarten und mit dieser gemeinsam zum Angriff zu schreiten.

So entstand für die Ostabteilung eine Zeit des Stillstands, während deren sie bei Onjatu verblieb. Sie bezog am 15. März auf einer Hochfläche abseits der Wasserstelle ein neues Lager. Zur Verhütung von Seuchen, wie sie bei längerem Lagern größerer Abteilungen an derselben Wasserstelle leicht entstehen können, wurden umfassende Maßnahmen getroffen. Das Lager wurde allmählich ausgebaut und täglich durch eine Kommission auf seine Sauberkeit geprüft. Außerhalb desselben wurden Latrinen und Abfallgruben angelegt. Posten an der Wasserstelle sorgten für deren Reinhaltung. Das zahlreiche Vieh wurde an einer eine halbe Stunde vom Lager entfernten Bley getränkt.

Im übrigen wurde, so gut es ging, durch kleinere Patrouillen und Eingeborene mit dem bei Owikokorero lagernden Feinde Fühlung gehalten und die Mannschaft durch Übungen in der Nähe des Lagers mit den besonderen Anforderungen vertraut gemacht, die die Kriegführung im afrikanischen Busch stellt.

7. Die Operationen der Westabteilung.

Unterdessen waren auch im Westen die Operationen in Gang gekommen. Dort hatte die Kompagnie Franke nach dem Abzuge der Hereros aus der näheren Umgebung von Omaruru festgestellt, daß der Feind kurz darauf auch von Omburo in nordöstlicher Richtung abgezogen war, die Gegend westlich bis nach Okombahe völlig geräumt und schließlich auch das Gelände nördlich Omaruru aufgegeben hatte. Die Spuren aller Banden deuteten auf einen Rückzug nach Osten hin.

Die Westabteilung tritt den Vormarsch an. 20. Februar.

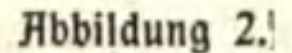
Major v. Estorff hatte in Omaruru seit dem 14. Februar die 2. Feldkompagnie Franke, die 3. Kompagnie Haering des Marine-Infanterie-Bataillons, ein Feldgeschütz C. 73, ein 6 cm Gebirgsgeschütz und zwei 3,7 cm Maschinenkanonen vereinigt. Sein Urteil über die Kompagnie Franke lautete: „Mann und Pferd mager und sehnig, aber gesund aussehend — in der Tat eine stolze Kompagnie." Unverzüglich nach Empfang der am 19. eintreffenden Anordnungen des Gouverneurs*) brach Major v. Estorff am 20. in der Richtung auf Outjo auf, um sich zunächst mit der 4. Feldkompagnie zu vereinigen, von der immer noch keine näheren Nachrichten vorlagen. In Omaruru blieben außer der ursprünglichen, aus Landwehrleuten, Kriegsfreiwilligen und Invaliden bunt zusammengesetzten Besatzung 20 Seesoldaten und eine Maschinenkanone zurück; fünfzehn Seesoldaten und die Bedienung eines Maschinengeschützes wurden beritten gemacht und schlossen sich dem Vormarsch an.

Die vorausmarschierende Kompagnie Franke erreichte am 21. Februar morgens, nachdem sie die 65 km betragende Entfernung in 18 Stunden zurückgelegt hatte, Okowakuatjiwi (etwa 35 km südlich vom Etanenoberge) und fand dort bereits die 4. Feldkompagnie vor, deren Führung an Stelle des verwundeten**) Hauptmanns Kliefoth Oberleutnant Frhr. v. Schönau-Wehr übernommen hatte. Am 22. trafen dort auch die übrigen Teile der Kolonne Estorff ein. Durch einen Erkundungsritt der 4. Kompagnie wurde in den nächsten Tagen der Abzug der Hereros aus der Gegend westlich und südlich Okowakuatjiwi sowie die Räumung von Otjipaue festgestellt. Man vermutete, daß der Stamm der Omaruru-Hereros bei Otjihinamaparero, einer sehr ergiebigen und von einer gewaltigen Felsenstellung geschützten Wasserstelle, stehe. Major v. Estorff entschloß sich, den Feind dort aufzusuchen.

---

*) Seite 314.
**) Erstes Heft, Seite 163.

Er rückte zu diesem Zweck am 24. Februar 3^{00} nachmittags mit den beiden Schutztruppenkompagnien und dem berittenen Teil der Marine-Infanterie, im ganzen zwölf Offizieren, drei Sanitätsoffizieren, 164 Mann und fünf Geschützen*), auf Otjipaue ab. Die nicht berittenen Mannschaften der Marine-Infanterie sowie der Troß wurden in Okowakuatjiwi zurückgelassen. Nach Abzug der in Omaruru, Okowakuatjiwi und Outjo zurückgebliebenen Besatzungen waren die Kompagnien an Kopfzahl so schwach, daß sie eigentlich die Bezeichnung als solche nicht verdienten. Die Züge zählten nicht





Die Abteilung Estorff beim Abmarsch von Omaruru.

mehr als zwölf bis fünfzehn Gewehre. Die 4. Kompagnie hatte trotz Zuteilung berittengemachter Seesoldaten nur drei Züge formieren können**). Die Geschütze hatten nur ihre Protzmunition, da Eselbespannungen für Munitionswagen nicht vorhanden waren.

Bei Otjipaue, der letzten Wasserstelle vor dem noch etwa 30 km entfernten Otjihinamaparero, wurde von 5^{00} nachmittags bis 1^{00} nachts geraftet. Der dann folgende Nachtmarsch auf dem mit Gras stark bewachsenen Wege gestaltete sich sehr schwierig, immer wieder ging die Spur verloren, so daß Major v. Estorff schließlich

---

*) Darunter zwei weitere von der 4. Feldkompagnie mitgebrachte Geschütze C. 73.

**) Die Schutztruppenkompagnien wurden in vier Züge eingeteilt. Die 3. Marine-Infanterie-Kompagnie wurde als solche vorübergehend aufgelöst.

um 4^{30} morgens Halt machen mußte, um das Tageslicht abzuwarten. Erst gegen 8^{00} morgens näherte sich die Spitze der vorne marschierenden Kompagnie Franke der Werft*).

Die Kompagnie Franke stößt auf den Feind. 8^{00} vormittags.

Schon vorher hatten die die Kolonne begleitenden Hottentotten Rauch und Viehherden entdeckt. Jetzt erkannte auch die Spitze, daß die jenseits des Omaruru-Flußbettes und des Westriviers liegende gewaltige Felswand von zahlreichen Hereros besetzt war. Die natürliche Stärke dieser Stellung war von ihnen in geschicktester Weise ausgenutzt worden. In den zahlreichen Felsspalten, die künstlich eingehauenen Schießscharten glichen, blinkten Gewehrläufe, sonst sah man nichts vom Feinde außer einigen sich hier und da erhebenden Hereros. Die wenigen Durchbrüche durch die Felsenmauer waren durch Astverhaue gesperrt und das Schußfeld vor der Front sorgfältig frei gemacht worden. Der Osthang der Felswand gestattete einen vollkommen gedeckten und ungestörten Verkehr hinter der Feuerlinie. In der Mitte der Wand lag unten beim Flußbett die Wasserstelle. Im Süden hatte der Feind den Otjihinamaparero-Berg besetzt. Zwischen diesem und der Wasserstelle zog sich ein felsiger Rand hin, den die Hereros in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung für den Besitz der Wasserstelle durch eine vorgeschobene Abteilung stark besetzt hielten. Wo die Flügel der Hauptstellung lagen, war nicht zu erkennen, ebensowenig wie stark der Gegner war. Tatsächlich standen hier etwa 1000 Hereros, die die ganze etwa 4500 m lange Front einschließlich des Otjihinamaparero-Berges besetzt hielten.

Die ganze Verteidigungsstellung war in hohem Maße widerstandsfähig, insbesondere konnte die Artillerie mit ihren Schrapnells wenig dagegen wirken. Das Gelände vor der Front erschwerte dem Angreifer seine Aufgabe ungemein. Von der etwa 1000 m vor der Felswand liegenden Werft fällt es ganz flach nach den Wasserläufen zu ab, so daß trotz der Grasbewachsung jeder einzelne Mann sich deutlich in der hellen Morgensonne abheben mußte. Nur die Wasserläufe selbst lagen streckenweise im toten Winkel.

Die Westabteilung entwickelt sich vor der feindlichen Stellung.

Major v. Estorff erkannte, daß er hier vor einem schweren Angriff stand. Er beschloß, gegen die Front nur schwächere Kräfte und die Artillerie einzusetzen, um mit den Hauptkräften umfassend gegen beide Flügel vorzugehen, und zwar sollte die Kompagnie Franke rechts, die Kompagnie Schönau links angreifen. Kurz nach 8^{00} morgens fuhr die Artillerie, drei Geschütze C. 73 und ein Maschinengeschütz, im südlichen Teile der Werft auf und eröffnete das Feuer gegen die gegenüberliegende Felswand. Zum Schutze der Artillerie wurde rechts und links je ein Halbzug der 4. Kompagnie auf dem Hange vorwärts der Werft entwickelt. Der Rest der 4. Kompagnie, mit dem Zuge berittener Seesoldaten wandte sich nach links, um sich gegen den feindlichen rechten Flügel zu entwickeln.

Erster Angriff der Kompagnie Franke.

Inzwischen war die Kompagnie Franke mit dem Gebirgsgeschütz von der Werft

*) Skizze 9.

aus, durch Geländefalten gedeckt, entlang der feindlichen Front bis in Nähe des felsigen Randes vorgerückt, wo sie den feindlichen linken Flügel vermutete. Hauptmann Franke entwickelte alle vier Züge gleichzeitig, um sich zunächst in den Besitz dieses vorgeschobenen Postens zu setzen. Die Kompagnie war schon während der Seitwärtsbewegung vom Feinde heftig beschossen worden. Da das Feuer bei der großen Entfernung indes völlig wirkungslos gewesen war, hatte sie ihre Entwicklung in aller Ruhe vornehmen können; vor dem Antreten hatte Hauptmann Franke seine Leute über das Verhalten beim Angriff gegen den felsigen Rand noch eingehend belehrt. Dann ging die Kompagnie in tadelloser Ordnung bis auf etwa 650 m an den Feind heran und eröffnete hier das Feuer. Obwohl das Angriffsgelände keinerlei Deckung bot, war auch während dieses Vorgehens das Feuer der Hereros ziemlich wirkungslos gewesen, da sie zu hoch geschossen hatten. Hauptmann Franke ließ nunmehr die Kompagnie zugweise springend näher an den Feind heranrücken. Doch jetzt wurde das Vorgehen durch heftiges Feuer gehemmt, das vom Otjihinamaparero-Berge her die rechte Flanke traf. Hauptmann Franke ließ daher einen Teil des rechten Flügelzugs die Front dorthin nehmen und suchte mit dem übrigen Teil der Kompagnie weiter vorzukommen. Unterstützt wurde dieses Vorgehen durch das Feuer des Gebirgsgeschützes und eines später nachgesandten Feldgeschützes, das, wenn auch ohne besondere Wirkung, doch den Feind in seiner Deckung zurückhielt. Abwechselnd feuernd und springend, erreichte die Kompagnie nach etwa einer Stunde einen am Fuße der feindlichen Stellung sich hinziehenden Wasserriß. Hier vermochte sie auf nahe Entfernung den Gegner wirksam zu beschießen. Da die Schwarzen jedoch trotz des heftigen Feuers nicht zurückgingen, beschloß Hauptmann Franke, sie mit dem Bajonett zu verjagen. Unterstützt durch das Feuer einiger auf einer kleinen Felskuppe rechts eingenisteter Schützen, trat die Kompagnie über den fast kahlen, 200 m breiten Hang zum Sturm an. Das Bajonett verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht. Die Hereros verließen schleunigst den Felsenrand und flohen in ihre Hauptstellung jenseits des Flußbettes, noch wirksam beschossen von der Kompagnie.

Die Einnahme der vorgeschobenen Stellung war um so bedeutsamer, als von hier aus sowohl die Wasserstelle, wie auch die feindliche Stellung nördlich davon in der Flanke beschossen werden konnte. Ein Vorgehen der Kompagnie gegen die Wasserstelle erschien indessen aussichtslos, da es wiederum von den nach dem Roten Rand zurückgegangenen Hereros flankiert wurde. Hauptmann Franke beschloß daher, zunächst in der eroberten Stellung zu halten und das weitere Vorgehen durch Feuer vorzubereiten.

Auf dem linken Flügel waren die Züge der 4. Kompagnie bei ihrem Vorgehen über den deckungslosen Hang sehr bald durch das überlegene Feuer von den Felsen her zum Halten gezwungen worden und es entspann sich auf diesem Flügel ein heftiger Feuerkampf, bei dem man deutscherseits gegen die vorzüglich gedeckten Hereros wenig

auszurichten vermochte. Auch das Vorziehen des Maschinengeschützes, das unter Oberleutnant z. S. Wossidlo bis auf 600 m an den Feind heranging, änderte nichts hieran. In der Mitte führten die beiden Halbzüge der 4. Kompagnie, die dem Adjutanten des Majors v. Estorff, Leutnant Frhrn. v. Buttlar, unterstellt waren, auf etwa 400 m ein hinhaltendes Feuergefecht.

Die Wirkung der Artillerie war gegen den vorteilhaft stehenden Feind äußerst gering. Anfangs hatte das Geschützfeuer wenigstens eine moralische Wirkung ausgeübt, indem die Hereros sich nicht aus ihren Deckungen hervorwagten und die deutschen Schützen nur wenig oder unwirksam beschossen. Als die Schwarzen aber merkten, daß die gefürchtete Artillerie ihnen nichts antun konnte, schwand ihre Achtung vor deren Feuer schnell, und es zeigte sich wieder, daß jeder moralische Eindruck im Kriege in erster Linie „ein Kind des materiellen Erfolges" ist. Die Hereros wurden sogar bald höchst übermütig und begleiteten jedes wirkungslos bleibende Schrapnell mit einem wahren Hohn- und Freudengebrüll.

Ihr Feuer war im ganzen nicht heftig; man merkte, daß sie sparsam mit ihrer Munition umgingen; aber es wurde sofort lebhaft, wenn sich ihnen besonders günstige Ziele zeigten. Nachdem sie einmal die Furcht vor dem Artilleriefeuer überwunden hatten, begannen sie jetzt auch zu zielen; ihr Feuer, das großenteils mit rauchschwacher Munition unterhalten wurde, gewann sichtlich an Genauigkeit. Wo Rauchwölkchen von Henri-Martini- und Gewehren M/71 sichtbar wurden, veränderte der Schütze sofort nach dem Schuß mit Blitzesschnelle seine Stellung.

Die Gefechtslage um Mittag.

Inzwischen war es Mittag geworden. Major v. Estorff hatte erkannt, daß die feindliche Stellung sehr weit ausgedehnt und überall stark besetzt war. Die Front der schwachen deutschen Abteilung hatte deshalb auch bereits eine übermäßige Ausdehnung gewonnen und betrug über 3000 m. Frische Kräfte in der Tiefe waren nicht vorhanden. „Die Lage war nur möglich," heißt es in dem Bericht des Majors v. Estorff, „in der Zuversicht, daß die Hereros ihre Felsverstecke nicht aufgeben würden, um vorzustürmen." Um wenigstens den Flügeln einen Halt zu geben, beschloß Major v. Estorff, die Artillerie auf sie zu verteilen, zumal die Geschütze aus ihrer frontalen Stellung doch keine Wirkung hatten. Es war daher, wie erwähnt, der Kompagnie Franke ein Geschütz C. 73 nachgesandt worden, ein anderes wurde auf dem linken Flügel der 4. Kompagnie eingesetzt. Besonders auf dem rechten Flügel, wo die Artillerie von dem von der Kompagnie Franke eroberten Rande aus einen Teil der feindlichen Stellung flankieren konnte, erwies sich diese Maßnahme als sehr zweckmäßig. Trotzdem konnten an keiner Stelle irgendwelche Fortschritte gemacht werden; eine Wirkung des eigenen Feuers war nirgends zu erkennen.

Plötzlich bemerkte man, daß der Feind aus den Bergen von Osten her zahlreiche Verstärkungen erhielt, die er sämtlich nach seinem rechten Flügel zog, so daß in dem deutschen Führer ernste Besorgnisse um seinen an sich schwachen linken Flügel aufstiegen. Tatsächlich waren um diese Zeit erhebliche feindliche Kräfte von Konjati her eingetroffen. Major v. Estorff zog daher alle irgend entbehrlichen Gewehre aus der in der Mitte liegenden Schützenlinie, um mit ihnen den bedrohten Flügel zu stärken.

Es war ein glühend heißer Tag geworden und sengend brannte die afrikanische Mittagssonne auf die Truppe hernieder. Das Wasser war verbraucht, der Durst wirkte erschlaffend auf die Kräfte der Kämpfer. Jetzt — es war etwa 1[30] nachmittags — kam vom linken Flügel die Meldung, die das bereits Gefürchtete bestätigte. Der Feind versuchte hier eine Umfassung.

Die Lage war ernst. Schon sah man zahlreiche Hereros gegen den linken Flügel vorrücken; der hier den Befehl führende Leutnant v. Stülpnagel war schwer verwundet, das Maschinengeschütz bedroht, da es einen Teil seiner Bespannung verloren hatte.

Der kleinen deutschen Schar stand offenbar ein übermächtiger Feind gegenüber. Schon machten sich Bedenken geltend, ob es überhaupt möglich sei, die starke Felsenstellung zu nehmen und ob es nicht vielleicht ratsamer schiene, das Gefecht abzubrechen und später mit stärkeren Kräften von neuem den Angriff zu versuchen. Allein solch schwächliche Gedanken fanden keinen Raum in der starken, unbeugsamen Seele des Führers, ihn erfüllte ein heißer und leidenschaftlicher Wille zum Siege, und für ihn gab es keinen anderen Ausweg aus dieser gefahrvollen Lage als die kraftvolle Durchführung des einmal begonnenen Angriffs bis zum Sturm.

Doch zunächst galt es, die Gefahr in der linken Flanke zu beseitigen. Major v. Estorff sandte daher dem Hauptmann Franke den Befehl, seine bisherige Stellung mit zwei Zügen zu halten, mit den beiden anderen aber so schnell wie möglich dem linken Flügel zu Hilfe zu kommen. Unverzüglich wurden zwei Züge unter Oberleutnant Hannemann aus dem Gefecht gezogen, mit denen Hauptmann Franke in gestrecktem Galopp dem bedrohten Flügel zueilte.

Die Hilfe kam gerade noch zur rechten Zeit; denn die Lage hatte sich aufs äußerste zugespitzt. Die 4. Kompagnie war bereits von allen Seiten völlig umfaßt, und der übermütig vordrängende Feind bis auf 150 m herangekommen. Die Kompagnie war ohne Führer. Oberleutnant Schultze, der den linken Flügel mit elf aus der Front herausgezogenen Leuten verlängert hatte, hatte einen Schuß in den Unterarm erhalten. Von seinem Kompagnieführer, Oberleutnant Frhrn. v. Schönau aufgefordert, sich nach rückwärts zu begeben, um sich verbinden zu lassen, wollte er diesem Befehle gerade nachkommen, als der Kompagnieführer selber durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde. Mit dem Zuruf: „Nun lassen Sie sich aber zuerst verbinden, Ihre Verwundung ist schlimmer als die meinige", blieb Oberleutnant Schultze in der Schützenlinie liegen, um das Kommando über die

Kompagnie zu übernehmen. Wenige Augenblicke später wurde der tapfere Offizier von einem Schuß durch die Brust tödlich getroffen. Eine Katastrophe stand bevor.

Hauptmann Franke übersah die Lage mit einem Blick. Von den Pferden herunter, die Seitengewehre aufgepflanzt, war das Werk eines Augenblicks, und mit lautem Hurra stürmten die beiden Züge gegen Flanke und Rücken der umfassenden Hereros vor. Dieser völlig überraschende Gegenstoß wirkte. Der nichts ahnende Feind wurde so erschreckt, daß er mit lautem Angstgeschrei floh. Hauptmann Franke jagte dicht hinter ihm her bis an das Omaruru-Flußbett, ihm von hier aus noch ein wirksames Feuer nachsendend. Dieser energisch durchgeführte Stoß hatte den Hereros tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht. Einen erneuten Versuch, über den Rivier vorzudringen, wagten sie nicht mehr, und damit war die Krisis überwunden; eine Gefahr war von dieser Seite nicht mehr zu fürchten.

Major v. Estorff befahl nunmehr den beiden Zügen der Kompagnie Franke, sich nach der Mitte zu sammeln und hier zu seiner Verfügung stehen zu bleiben. In dem deutschen Führer war ein neuer Entschluß gereift: die Entscheidung sollte durch einen Vorstoß gegen die in der Mitte der feindlichen Stellung liegende Wasserstelle herbeigeführt werden. Dieser Angriff konnte durch das flankierende und bisher noch wirksamste Feuer der Züge auf dem felsigen Rande unterstützt werden.

Major v. Estorff befiehlt den Angriff auf die Wasserstelle. 5⁰⁰ nachm.

Die 4. Kompagnie erhielt den Befehl, auf dem linken Flügel nur einige Patrouillen zurückzulassen und mit allen anderen noch gefechtsfähigen Leuten sowie den Geschützen nach der Mitte zu rücken. Im ganzen wurden 22 Schützen gesammelt, die unter den Befehl des Leutnants Frhn. v. Buttlar traten. Es war inzwischen 5⁰⁰ nachmittags geworden. Jetzt befahl Major v. Estorff dem Hauptmann Franke, mit der Abteilung Buttlar und den beiden Zügen seiner Kompagnie die Wasserstelle zu stürmen.

Die Mannschaften waren durch den schweren neunstündigen Kampf, die glühende Hitze und den quälenden Durst bereits äußerst erschöpft, allein dieser Befehl belebte die Stimmung und die Kräfte aller von neuem. „Leutnant v. Buttlar", heißt es in dem Tagebuch eines Mitkämpfers, „rief seinen Leuten einige ermunternde Worte zu, es gälte, den gefallenen und verwundeten Kameraden Ehre zu machen. »Ach, Herr Leutnant,« entgegnete jetzt ein Reiter der kleinen vor Kampfbegier brennenden Abteilung, »wenn jetzt auch mancher von uns daran glauben muß, das ist ja egal, die Hauptsache ist doch, daß wir die feindliche Stellung nehmen und endlich Wasser bekommen«. So ging die Reise denn los ...." Die Geschütze nahmen das Feuer wieder auf und überschütteten mit ihren letzten Schrapnells die feindliche Stellung. Hauptmann Franke war seinen Abteilungen vorausgeeilt, um einen gedeckten Annäherungsweg zu suchen. Ein solcher fand sich in einem von der Höhe nach der Wasserstelle sich hinziehenden ausgetrockneten Wasserriß. Den in ihrer ersten Stellung verbliebenen beiden Zügen seiner Kompagnie schickte Hauptmann Franke den Befehl,

das Vorgehen der Sturmkolonne durch lebhaftes Feuer zu unterstützen. Dann wurde angetreten.

Major v. Estorff hatte alle Kräfte aus der Hand gegeben und sich der Sturmabteilung angeschlossen. Die Anwesenheit des Führers in vorderster Linie verfehlte ihre Wirkung auf die Truppe nicht. Anfänglich konnte in dem Wasserriß gedeckt vorgegangen werden; allmählich erweiterte dieser sich jedoch, und die Kolonne erhielt Feuer, so daß rechts und links ausgeschwärmt werden mußte. Das Maschinengeschütz, das die Sturmkolonne begleitet hatte, feuerte aus einer Stellung, aus der es die Felsen an der Wasserstelle zum Teil beschießen konnte. Das weitere Vorgehen der Abteilung erfolgte auf Befehl des Hauptmanns Franke zugweise durch Sprünge unter gegenseitiger Feuerunterstützung. Allmählich ließ die Wirkung des feindlichen Feuers merklich nach, anscheinend, weil der Gegner gegen die strahlend und blutrot untergehende Sonne schießen mußte und dadurch geblendet wurde; auch mochte er durch das zehnstündige schwere Gefecht erschüttert sein. Es gelang, sich unter geringen Verlusten bis auf 100 m der feindlichen Stellung zu nähern, wobei der tapfer vordringende Oberleutnant Hannemann verwundet wurde. Dann erhob sich die ganze Linie gleichzeitig und schritt zum Sturm auf die Felsen an der Wasserstelle. Das Wagnis gelang; die hier befindlichen Hereros flohen. Um 6⁰⁰ abends war die Wasserstelle im Besitz der Deutschen. Nunmehr schwenkten die Abteilungen sofort rechts und links ein und rollten, mit dem Bajonett vorstürmend, die feindliche Stellung auf, während der Feind in wilder Flucht unter lautem Gebrüll davonstürzte; von den Fliehenden wurden noch viele durch das Verfolgungsfeuer niedergestreckt. Bei der Verfolgung zeichnete sich besonders der Vizewachtmeister der Reserve Frhr. v. Erffa aus; als eine etwa 50 Gewehre starke Hererobande auf einer der nahen Höhen sich erneut setzen wollte, vertrieb er sie mit nur fünf Reitern und brachte ihr noch schwere Verluste bei; allein zehn Tote mußte der Feind hier zurücklassen.

Das Ende des Kampfes. Nach 6⁰⁰ abds. Seine Ergebnisse.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen, die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Erst jetzt konnten die Verwundeten und die durch das mehr als zehnstündige Gefecht erschöpften Mannschaften mit Wasser erquickt werden.

„Wir haben zehn Stunden gegen die Felsenstellung des Feindes gefochten“, heißt es in einem Berichte des Majors v. Estorff. „Wir haben es schwer gehabt; denn die Sonne brannte heiß und der Durst war fast unerträglich; aber wir haben die Felsen am Abend erstürmt. Ich kann sagen, wir haben einen guten Kampf gekämpft und den Sieg errungen.“ — Otjihinamaparero heißt zu deutsch: „Wem gehört der Platz?“ Auf diese Frage war jetzt die rechte Antwort gefunden, denn stolz konnten die deutschen Krieger am Abend ausrufen: „Uns gehört der Platz!“

Der Rückzug der Hereros erfolgte hauptsächlich nach Konjati und durch die Berge nach Osten; ein Teil floh in dem Omaruru-Flußbett nach Süden. Sie ließen 50 Tote auf dem Gefechtsfelde, außerdem fielen den Deutschen 950 Stück

Großvieh, 1200 Stück Kleinvieh und mehrere Wagen und Karren in die Hände. Auf deutscher Seite waren Oberleutnant Schultze gefallen, die Oberleutnants Frhr. v. Schönau-Wehr und Hannemann, Leutnant v. Stülpnagel, der Sanitätssergeant Becker und die Gefreiten Binder, Friedrich, Meusel und Sputh verwundet worden. Über die tapfere Haltung der Leute im Gefecht, vor allem beim Sturme, spricht sich ein Offizier in seinem Tagebuch mit anerkennenden Worten aus: „An der Spitze solcher Leute zu stürmen, ist eine wahre Lust; die Kerls sind in ihrer Hingabe wirklich großartig."

Großen Jubel rief ein von Seiner Majestät dem Kaiser einlaufendes Telegramm bei der ganzen Abteilung hervor: „Zu dem siegreichen Gefecht am 25. Februar spreche Ich der Abteilung Estorff Meinen Kaiserlichen Glückwunsch aus und freue Mich der tapferen und entschlossenen Haltung der Kompagnien der Schutztruppe und Marine-Infanterie. Den Verwundeten sind Meine besten Wünsche für ihre baldige Genesung auszusprechen. Wilhelm I. R."

„Der Kaiser hat uns", heißt es darüber in dem Tagebuch eines Kriegsteilnehmers, „zu dem Gefecht seinen Glückwunsch ausgesprochen, was allgemeine große Freude hervorrief. Es ist doch ein schönes Gefühl für den Soldaten, wenn er weiß, sein oberster Kriegsherr denkt so an ihn, auch wenn er fern von der Heimat ist."

In der Nacht zum 26. traf die unberittene Abteilung der Marine-Infanterie-Kompagnie unter Leutnant Muther, die während des Gefechts herangefohlen worden war, von Okowakuatjiwi ein, nachdem sie den 50 km langen Marsch in zehn Stunden zurückgelegt hatte. Sie brachte den dringend notwendigen Ersatz an Munition mit.

Von einer Verfolgung des geschlagenen Feindes nahm Major v. Estorff Abstand. „Es liegt mir gar nichts daran," schrieb er in seinem Bericht, „daß die Hereros jetzt scharf gedrängt werden. Das Beste ist, sie bleiben im Gebirge, bis die Hauptabteilung, von Okahandja vorstoßend, heran ist und wir sie einkesseln können." Die Westabteilung blieb deshalb zunächst bei Otjihinamaparero stehen und stellte nur durch zahlreiche Erkundungen den Verbleib des zurückgewichenen Feindes fest. Es zeigte sich, daß ein Teil der Hereros noch am Etjo-Berge saß und andere nach Nordosten, Osten und Süden abgezogen waren.

Anfang März begab sich Major v. Estorff nach Karibib, wohin ihn Oberst Leutwein berufen hatte; hier erhielt er am 7. vom Gouverneur mündlich folgende Weisung:

„Samuel Maherero sitzt mit dem Hauptteil der Hereros in der Gegend von Otjosasu; die Osthereros ziehen sich vor der Abteilung Glasenapp ebenfalls dorthin.

Versuchen Sie mit Ihrer Abteilung, nach Abdrängung der vor Ihnen stehenden Hereros in nordöstlicher Richtung, nach Okahandja heranzukommen.

Eine Unternehmung nach Otawi und dem Norden des Waterberges sowie nach Grootfontein hat jetzt zu unterbleiben."

Major v. Estorff traf am 11. März wieder bei seiner Truppe ein. Die Abteilung hatte unterdessen Ersatz an Offizieren und ausreichenden Nachschub an Schießbedarf und Lebensmitteln erhalten. Sie zählte, in zwei Kompagnien und eine Batterie formiert, 18 Offiziere, 264 weiße, 34 eingeborene Soldaten, fünf Geschütze verschiedener Art und 388 Pferde und Esel. Sie schob ihre Kranken und das Beutevieh, über 2000 Stück an der Zahl, nach Omaruru ab und behielt Okowakuatjiwi und Etaneno durch Seesoldaten besetzt. Hauptmann Haering übernahm die Führung der 4. Schutztruppenkompagnie.

Inzwischen war durch einen Erkundungsritt der 2. Feldkompagnie und durch Eingeborenenpatrouillen des nach Konjati vorgeschobenen Zuges Muther der 4. Kompagnie festgestellt worden, daß die Hereros die Gegend um den Etjo-Berg und südlich bis zum Omatakoberge hin verlassen und zum Teil in der Richtung auf den Waterberg abgezogen waren; einzelne Trupps waren nach Südosten ausgewichen.

Die Westabteilung marschiert nach Südosten ab. 14. März.

Major v. Estorff trat die ihm befohlene Bewegung am 14. März auf sehr schlechten Wegen über Konjati an und erreichte am 15. bei Erindi-Okasarandu den Omuramba-u-Omatako. Der Weg hatte am Omatako-Berge und Etjogebirge vorbei durch eine öde und sandige Gegend geführt und war namentlich für die Bagage sehr beschwerlich gewesen; diese bestand aus fünf Ochsenwagen und dreizehn Karren, die Wagen mit 20, die Karren mit vierzehn Ochsen bespannt, und führte für vierzehn Tage Verpflegung für Mann und Pferd mit. Da großer Mangel an geübten eingeborenen Treibern herrschte, machte der Marsch auf den schlechten sandigen Wegen sehr große Schwierigkeiten; täglich fielen eine ganze Anzahl Karren um, mußten aufgerichtet und neu beladen werden, so daß die Bagage nur äußerst langsam vorwärts kam; „man muß sich hier wirklich in Geduld üben," schreibt Major v. Estorff; „die Gespanne sind schlecht, die Treiber ebenso; es sind eben nur wenige Eingeborene treu geblieben". „Wir kommen in dem tiefen Weg nur äußerst langsam vorwärts; die Sonne sticht sehr, wir sind des Klimas entwöhnt oder ganz ungewöhnt. Die hereinbrechende Nacht, besonders die Regenschauer machen den Weitermarsch in der Dunkelheit bald unmöglich. Es wird kein Eilmarsch, wie ich gewollt; die Verhältnisse sind hier eben stärker als der Wille."

Gefecht bei Omusema. 16. März.

Am 16. nachmittags wurde der Marsch Omatako abwärts fortgesetzt, ohne daß man irgendwo auf frische Spuren gestoßen wäre. Als aber gegen 5⁰⁰ abends die Spitze der 2. Kompagnie unter Leutnant Leutwein eine anscheinend längst verlassene Werft durchritten hatte, erhielt sie plötzlich von rückwärts aus dieser und dem nahen, seitwärts gelegenen Busche Feuer, unter dem sofort zwei Mann tödlich getroffen zusammenbrachen. Major v. Estorff, der am Anfang der 2. Kompagnie ritt, erkannte sogleich, daß die Spitze in einen Hinterhalt geraten sei. Der gleichfalls vorne befindliche Hauptmann Franke führte kurz entschlossen die nachfolgende Kompagnie im Galopp vom Wege herunter rechts in den Busch und entwickelte sie dort zum Feuergefecht gegen den zum Teil

in vorbereiteter Stellung stehenden Feind. Major v. Estorff eilte zum Gros zurück und ließ die 4. Kompagnie gegen die rechte Flanke der am Flußbette der Kompagnie Franke gegenüber liegenden Schützen vorgehen. Die Geschütze fuhren an einer kleinen Lichtung südlich vom Wege auf und beschossen die Hereros auf nächste Entfernung mit Schrapnells, ohne jedoch in dem dicht bewachsenen Gelände viel ausrichten zu können. Das Gebirgsgeschütz wurde der besseren Wirkung halber in die Stellung der 2. Kompagnie gebracht. Der Flankenstoß der 4. Kompagnie traf die Hereros völlig überraschend und entschied binnen kurzem das Gefecht zugunsten der Deutschen. Die hier vorgehenden Züge des Oberleutnants v. Estorff und Leutnants Muther schossen noch zahlreiche fliehende Hereros nieder und verfolgten den Feind mehrere Kilometer weit in den Busch hinein, ohne ihn indes einholen zu können. Von der Abteilung waren die Gefreiten Kaiser und Schultka tot und Unteroffizier Hiege und Reiter Weidner verwundet, während die Hereros zehn Tote zurückließen, darunter zwei Großleute.

Die Abteilung biwakierte gefechtsbereit auf dem Kampfplatz und setzte am folgenden Tage den Marsch durch dichten, jede Aussicht verwehrenden Dornbusch dem Omatako-Flußbett entlang fort. Sie stieß dabei auf deutliche Spuren soeben geflüchteter Herden und Menschen. Der Marsch durch das sehr schwierige Gelände in unmittelbarer Nähe eines zahlreichen, stets zu Überfällen bereiten Feindes wurde mit äußerster Vorsicht ausgeführt. Erst am 18. erreichte die Abteilung freieres Gelände.

Dem Gegner war die Lust zu neuen Überfällen vergangen. Er hatte sich, wie jetzt festgestellt wurde, wiederum geteilt. Ein Teil ging weiter Omatako abwärts, ein anderer, darunter auch die bei Omusema geschlagene Abteilung, hatte sich unmittelbar nach Norden dem Waterberge zugewandt.

Das Gelände, das die Westabteilung in diesen Tagen durchschritten hatte, bezeichnete Major v. Estorff als höchst gefahrvoll. „Es war das schwierigste, das man sich denken kann," schreibt er, „keine Aussicht auf nur 200 m, dichter Dornbusch zu beiden Seiten, das Flußbett zwar voll Wasser, aber dicht mit Hereros besetzt, die unmittelbar vor uns herzogen. Jetzt bin ich endlich auf eine freie Fläche gelangt und atme auf. Es war ein scheußliches Gelände, und wenn die vielen Hunderte von Hereros vor uns den Entschluß dazu gefunden hätten, so konnten sie uns gefahrvoll werden."

Da eine weitere Verfolgung die Abteilung von ihrem Ziele Okahandja entfernt hätte, schlug Major v. Estorff nunmehr eine mehr südliche Richtung ein. Auch hier stieß man bald in der Gegend von Okeua auf Spuren eben nach Osten geflüchteter Herden; auch bei Okomaja wurden einzelne in derselben Richtung fliehende Hereros entdeckt. Am Abend dieses Tages wurde bei dem Vley Otjinaua eine große Werft überfallen und die Hereros vollkommen überrascht; sie flüchteten unter dem Schutze der Dunkelheit, ließen aber etwa 900 Stück Vieh in den Händen der Deutschen. Major v. Estorff beabsichtigte nunmehr, über Otjiamongombe—Okamita nach Okahandja

zu marschieren. An der Wasserstelle Okamita erreichten die Westabteilung am 23. neue Weisungen des Obersten Leutwein vom 11. März, in denen ihr anbefohlen wurde, den vor ihr zurückgehenden Feind möglichst nach Norden oder Nordosten abzudrängen und, wenn irgend angängig, bei dem für Anfang April in Aussicht genommenen Angriff der Haupt- und Ostabteilung gegen die in den Onjati-Bergen sitzenden Hereros von Norden her über Erindi auf Onjati mitzuwirken. Mit Rücksicht auf die Belastung durch das viele Beutevieh und auf die zahlreichen, meist an Malaria leidenden Kranken beschloß Major v. Estorff indessen, zunächst nach dem nur noch sechs Reitstunden entfernten Okahandja zu marschieren, um erst von hier aus die befohlene Bewegung anzutreten. So traf am 24. März die Westabteilung in Okahandja ein, wo sie als solche aufgelöst und in die Hauptabteilung eingefügt wurde. Die Marine-Infanterie wurde von der Schutztruppe wieder getrennt und fand als Besatzung von Okahandja Verwendung.

Trotz großer Geländeschwierigkeiten, trotz der Nähe eines überlegenen Feindes und ungünstiger Gesundheitsverhältnisse war es der Westabteilung gelungen, nicht nur ohne wesentliche Einbuße an Gefechtskraft das vorgeschriebene Marschziel zu erreichen, sondern sie brachte auch dem Feinde empfindliche Schläge bei zu einer Zeit, wo alle anderen deutschen Truppen durch die Verhältnisse zur Untätigkeit verurteilt waren. Ermöglicht war ihr dies vor allem dadurch, daß sie im Gegensatz zu den anderen Abteilungen beritten war. Durch den Verlust so zahlreichen Viehes, ihres wertvollsten Besitzes, waren die Hereros an ihrer verwundbarsten Stelle getroffen und in ihrer Widerstandskraft erheblich geschwächt worden.

8. Die Tätigkeit der Hauptabteilung im März und die Vorbereitungen für die Aprilkämpfe.

Die Hauptabteilung war zu dieser Zeit noch in der Bildung begriffen. Erst wenn die noch zu erwartenden Transporte Puder und Bagenski eingetroffen und beritten gemacht waren, sollten die Operationen beginnen. Vor Anfang April konnte dies nicht der Fall sein.

Vorher war es notwendig, die Gegend südlich der Bahn zwischen Otjimbingue, Okahandja und Windhuk von den hier immer noch zahlreich sitzenden Hereros zu säubern. Sie bildeten dort eine stete Gefahr für die Sicherheit der Bahn und mußten verdrängt werden, ehe die Hauptabteilung an ein Vorgehen in östlicher Richtung denken konnte. Schon Mitte Februar war zu diesem Zwecke von dem Landungskorps des „Habicht“ und Teilen des Eisenbahn-Detachements südlich der Bahn über Otjimbingue längs des Swakop nach Okahandja eine Streife*) unter-

*) Eine ausführliche Darstellung dieser Unternehmung ist in dem I. Beiheft zur Marine-Rundschau 1905 bereits veröffentlicht.

nommen worden, die indessen nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte. Bei dieser Unternehmung war es am 16. Februar östlich Otjimbingue am Liewenberge zu einem heftigen Gefechte gekommen, in dem die Hereros zähen Widerstand geleistet und erst nach siebenstündigem Kampfe ihre Stellung geräumt hatten.

Beim Weitermarsch auf Okahandja war die Abteilung am 19. Februar westlich Groß-Barmen beim Durchschreiten eines Engwegs in einen Hinterhalt geraten. Nur die umsichtige und energische Leitung des Gefechts durch den deutschen Führer, Kapitänleutnant Gygas, hatte die Truppe aus ihrer sehr schwierigen Lage errettet und den deutschen Waffen zum Siege verholfen. Die Abteilung traf Tags darauf in Okahandja ein.

Durch diese Unternehmung war festgestellt worden, daß südlich der Bahn noch zahlreiche Hereros standen, deren Widerstandskraft trotz der beiden Erfolge der deutschen Truppen noch keineswegs gebrochen war. Dazu bedurfte es stärkerer Kräfte, die indessen erst mit dem Eintreffen der erwarteten Verstärkungstransporte verfügbar waren.

Oberst Leutwein zieht Truppen aus dem Süden heran.

Um auch für die Hauptabteilung einen Stamm alter erprobter afrikanischer Soldaten zu gewinnen, hatte der Gouverneur, wie bereits erwähnt*), durch Befehl vom 20. Februar die 1. Feldkompagnie unter dem Oberleutnant Grafen Stillfried und die Gebirgsbatterie unter Hauptmann v. Heydebreck aus dem Süden des Schutzgebiets herangezogen. Sie durchzogen auf dem Rückmarsch das östliche Namaland, entwaffneten unter anderem die Bewohner von Hoachanas und trafen im Laufe des März in Windhuk ein.

Die Abberufung dieser Truppen erschien dem Gouverneur zulässig, weil sich die Verhältnisse im Süden für die Deutschen anscheinend günstig entwickelt hatten. Die Bondelzwarts, die im Jahre 1898 im ganzen 215 Gewehre zur Abstemplung gebracht hatten, hatten an die deutschen Behörden 283, auf englischem Gebiet 50 bis 60 Gewehre abgegeben, der Stamm war demnach nach Ansicht des Gouverneurs als entwaffnet anzusehen. Die Bondelzwarts waren teils in der Kapkolonie geblieben, teils nach Warmbad zurückgekehrt, wo man sie mit öffentlichen Arbeiten beschäftigte. Im ganzen Süden blieb nur die ursprüngliche Friedensgarnison, die 3. Feldkompagnie unter Hauptmann v. Koppy, zurück, eine Maßnahme, die unter der weißen Bevölkerung lebhafte Beunruhigung hervorrief. Denn bei dem unzuverlässigen Charakter der Hottentotten und den wilden Gerüchten, die in Südwestafrika schon in ruhigen Zeiten umzugehen pflegen, war die Möglichkeit eines Übergreifens des Herero-Aufstandes nach dem Süden oder eine Neubelebung der Bondelzwartsunruhen nicht ganz von der Hand zu weisen. Wenn dies vorläufig nicht erfolgte, so war es vor allem der Haltung Hendrik Witbois zu danken, dessen Einfluß für die Mehrzahl der Hottentotten maßgebend war. Er hielt nicht nur für seine Person Ruhe und setzte seine für die

*) Seite 314.

afrikanische Kriegführung wertvolle Hilfstruppe zur Unterstützung der Deutschen in Marsch, sondern sprach sogar die Absicht aus, selbst gegen seine alten Feinde, die Hereros, ins Feld zu ziehen. Auch von den übrigen Hottentottenstämmen erhielten die Deutschen im Laufe des März und Anfang April Zuzug.

Die Transporte Puder und Bagenski treffen ein. 23. Februar und 1. März.

Als erste Verstärkung der Hauptabteilung trafen am 23. Februar und 1. März die Transporte Puder und Bagenski*), mit diesem auch der Führer des Marine-Expeditionskorps, Oberst Dürr, mit seinem Stabe ein.

Die Mannschaften dieser Transporte wurden sofort mit der Bahn teils nach Okahandja, teils nach Kubas befördert. Aus ihnen entstanden die 5. und 6. Feldkompagnie unter den Hauptleuten Puder und v. Bagenski, die 3. Feldbatterie unter Oberleutnant Bauszus (vier Geschütze 96) und die 1. Feldbatterie unter Hauptmann v. Oertzen (vier 5,7 cm-Geschütze). Sämtliche Formationen wurden zunächst unberitten aufgestellt, da der erste Transport der in Argentinien angekauften Reit- und Zugtiere erst am 10. März, der zweite, der die Masse der angekauften Tiere umfaßte, erst Anfang April Swakopmund erreichen konnte. Das 60 Mann starke Eisenbahndetachement diente ebenso wie die mit dem Marine-Expeditionskorps entsandte erste Abteilung Eisenbahntruppen zur Verstärkung des Bau- und Betriebspersonals der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk. Sein Führer, Hauptmann Witt, übernahm die Leitung des Etappen- und Eisenbahnwesens.

Oberst Dürr, der nach der durch die Verhältnisse bedingten Zersplitterung des Marine-Expeditionskorps eine Tätigkeit als dessen Führer nicht mehr finden konnte, wurde mit dem Kommando der in der Bildung begriffenen Hauptabteilung betraut.

Zweite Unternehmung südlich der Bahn. Anfang März.

Zu einer zweiten Unternehmung südlich der Bahn war die zuerst eingetroffene 5. Feldkompagnie Anfang März in Okahandja, wenn auch noch unberitten, verfügbar. Außer ihr wurden hierzu noch bestimmt die ebenfalls in Okahandja befindliche 2. Kompagnie der Marine-Infanterie, eine Artillerieabteilung, bestehend aus einem Feldgeschütz C. 73, einer Revolver- und zwei Maschinenkanonen, fünfzehn Mann der Landungsabteilung des „Habicht" und 30 Reiter. Im ganzen zählte die Abteilung, die dem Hauptmann Puder unterstellt wurde, rund 230 Gewehre.

Die Hereros sollten in größerer Stärke südlich Groß-Barmen stehen. Hauptmann Puder brach am 2. März von Okahandja auf und traf am nächsten Tage in Groß-Barmen ein. Dort erhielt er von einer unter Oberleutnant Ritter auf Klein-Barmen entsandten Patrouille die Meldung, daß ganz frische Spuren durch den Swakop und nach den Höhen zu dessen beiden Seiten führten. Hauptmann Puder beschloß darauf, seinen Marsch in der Richtung auf Klein-Barmen fortzusetzen, und brach am 4. März 5^{00} morgens dorthin auf; voraus marschierten die Berittenen unter Oberleutnant Ritter, dann folgte die 5. Feldkompagnie, deren Führung dem

*) Seite 311.

Leutnant v. Rosenberg übertragen war, hierauf die Artillerie unter Oberleutnant z. S. Samuelsen und Leutnant z. S. Rümann und hinter dieser die 2. Marine-Infanterie-Kompagnie unter Hauptmann Schering; die Fahrzeuge unter Bedeckung eines Zuges der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie bildeten den Schluß.

Gefecht von Klein-Barmen. 4. März.

Um 6[10] vormittags wurde an einem Hohlweg auf dem rechten Swakopufer ein kurzer Halt gemacht, um die Wagen aufschließen zu lassen*). Als dann die Spitze sich wieder in Marsch gesetzt hatte und sich eben der Swakopbiegung näherte, erhielt sie überraschend aus nächster Nähe von allen umliegenden Höhen Feuer, wobei mehrere Leute fielen. Sie galoppierte sofort 300 m zurück, um hinter einem Hügel Deckung zu suchen. Man erkannte, daß der Feind auf dem rechten Swakopufer eine die Vormarschstraße und das Flußtal beherrschende Höhenstellung sowie mehrere das Tal sperrende Klippen besetzt hielt; die Höhenzüge mit ihren schroffen, teilweise mit Busch bestandenen Felsenhängen boten der Verteidigung die denkbar größten Vorteile. Besonders stark war der linke feindliche Flügel, wo ein ausgedehnter, steiler Hang von den Hereroschützen in mehreren Stockwerken übereinander besetzt war. Gegen diesen und gegen die Mitte der Stellung ließ Hauptmann Puder die Marine-Infanterie-Kompagnie sich entwickeln, während die 5. Feldkompagnie, auf dem linken Swakopufer ausholend, gegen den rechten feindlichen Flügel vorgehen sollte. Die Marine-Infanterie erstieg, nachdem es ihr gelungen war, die nach den Klippen vorgeschobenen schwächeren Kräfte des Feindes in die Hauptstellung zurückzuwerfen, die steilen Höhen und kam bis auf etwa 500 m ziemlich gedeckt an den Feind heran, der schleunigst seinen Flügel in eine neue Aufstellung zurückgebogen hatte; hier eröffnete die Kompagnie ein lebhaftes Feuergefecht und sicherte sich in der rechten Flanke durch eine kleine Abteilung unter Oberleutnant Paschen und im Rücken durch Besetzung des Schlangenkopfes.

Die 5. Feldkompagnie hatte bei ihrem Vorgehen auf den Höhen südlich des Flusses in den zahlreichen Klippen gute Deckung gefunden und war bis an den Höhenrand unweit der Flußbiegung etwa in gleiche Höhe mit der Marine-Infanterie herangekommen, während die Artillerie wenige hundert Meter weiter rückwärts auf einer Kuppe in Stellung gegangen war. Obwohl die 5. Kompagnie während ihres Vorgehens dauernd lebhaft vom Feinde beschossen worden war, konnte sie nichts von diesem sehen, so gut hatten die mit rauchschwachem Pulver schießenden Hereros sich in dem felsigen und deckungsreichen Gelände versteckt. Erst als die Artillerie die gegenüberliegenden Höhen unter Feuer nahm, entstand beim Gegner Bewegung, und man sah auf den längs des Weges sich hinziehenden Höhen zahlreiche Hereros in Schutztruppenuniform herumstreichen. Die Kompagnie schwenkte daraufhin nach Nordwesten ein, besetzte das Swakopufer und nahm das Feuer gegen die Hereros auf etwa 600 m Entfernung auf. Es zeigte sich indessen jetzt, daß der rechte feindliche Flügel nicht an dem Wege nach Klein-

*) Skizze 10.

Barmen stand, sondern weit über diesen hinausreichte und gegen die Kompagnie Rosenberg zum Teil eine flankierende Wirkung hatte. Leutnant v. Rosenberg ließ daher, nachdem das Feuergefecht etwa eine Stunde gedauert hatte, auf Befehl des bei der Artillerie befindlichen Detachementsführers die Züge seiner Kompagnie sich in kleinen Gruppen weiter links ziehen und setzte von dort aus den Feuerkampf gegen den rechten feindlichen Flügel fort.

Es war inzwischen 8⁰⁰ morgens geworden. Kurz vorher hatte die Marine-Infanterie sich zum Teil im toten Winkel näher an den Feind herangeschoben und lag jetzt auf naher Entfernung im heftigsten Feuerkampf. Der Feind leistete ihr jedoch nicht nur kräftigen Widerstand, sondern machte seinerseits den Versuch, den rechten Flügel der Kompagnie zu umfassen. Nur das entschlossene Vorgehen des Oberleutnants Paschen mit seinen zehn Seesoldaten verhinderte hier eine ernste Gefahr. Die Artillerie war aus ihrer ersten Stellung bis an den Höhenrand an der Flußbiegung vorgegangen und suchte die Infanterie nach Kräften zu unterstützen, doch erwies sich das Feuer der Maschinenkanonen gegen den in den Felsen versteckten Feind als nahezu wirkungslos. Der Feuerkampf wurde auf beiden Seiten sehr lebhaft geführt, es wurde 10⁰⁰, ohne daß wesentliche Fortschritte hätten gemacht werden können.

Leutnant v. Rosenberg umgeht den rechten Flügel der Hereros.

Es schien, daß durch Feuer allein ein durchschlagender Erfolg nicht zu erzielen war. „Irgend etwas mußte geschehen, den Eindruck hatten wir alle," heißt es in einem Briefe des Leutnants v. Rosenberg,*) „da erhielt ich einen kleinen Zettel mit Blei geschrieben:

»An Leutnant v. Rosenberg!

Greifen Sie den rechten feindlichen Flügel umfassend an; er ist in der Nähe des großen, weit sichtbaren, einzelstehenden Baumes zu suchen. Puder.«

Ich muß ehrlich gestehen, daß mir das Herz klopfte, als ich den Empfang des Zettels bescheinigte, denn das hieß, im stärksten Feuer über einen 150 m breiten, ausgetrockneten Fluß vorgehen, auf dessen anderer Seite in hervorragender Stellung, der Hauptstellung des Gegners, die Schwarzen ruhig auf uns schossen. Doch was half es. Ich wußte, alles wartete auf uns. Ein kurzer Entschluß, ein lauter Zuruf an meine Leute: »Wer Schneid hat, sammelt sich hinter jener Kuppe bei mir, denn alles wartet auf uns, wir sollen eine Umgehung machen«, und eiligst lief ich wie eine Ratte vor, dorthin, wo ich mich gedeckt wußte."

Als einer der ersten war Leutnant Grünewald mit Unteroffizier Hahn in der neuen etwa 100 m weiter links liegenden Stellung, in der sich nach und nach der größte Teil der 5. Kompagnie ansammelte. Nunmehr galt es, zunächst in der Deckung längs des Flußbettes noch einige 100 m weiter links zu kriechen und dann das völlig deckungslose, 150 m breite Flußbett des Swakop im heftigsten feindlichen Feuer zu

*) Vgl. Militär-Wochenblatt, Jahrgang 1904, Nr. 54.

überwinden. „Nun ging es wieder vor," heißt es in dem Rosenbergschen Bericht, „zuerst wurde auf allen Vieren 800 m links gekrochen, dann wieder dicht an den Fluß heran. Nach viertelstündiger Pause — es war wahnsinnig heiß und das Kriechen in den Dornen und Klippen eine unglaubliche Anstrengung — schrie ich: »Sprung auf! Marsch, Marsch!«, und in einem Lauf von 150 m ging es über die blendend weiße Sandfläche des Swakop. Dann weiß ich nur noch wenig. Das Höllenfeuer von drei Seiten — denn plötzlich zeigten sich auch noch in unserer linken Flanke Hereros — das Gefühl der Verantwortung, das Schreien bei uns und drüben, das Platzen unserer Granaten, alles das nahm mir das klare Denken, bis ich mich 90 m vor der feindlichen Stellung sah und mir plötzlich einfiel, ich müsse das Bajonett aufpflanzen lassen. Das Kommando, die eigene Stimme gaben mir die Besinnung wieder, und wir stürzten mit wildem Hurra in die feindliche Stellung. . . . ."

Der Feind war dem Kampfe Mann gegen Mann ausgewichen und kurz zuvor fluchtartig zurückgegangen.

„Daß wir Offiziere beim Sturme mit dem Leben davon gekommen sind," heißt es in dem Berichte weiter, „lag wohl daran, daß wir ohne Abzeichen, genau ebenso ausgerüstet und bewaffnet wie die Mannschaften waren und auch mit dem Bajonett vorstürmten, so daß wir als Offiziere nicht zu erkennen waren. Wenn ich jetzt an alles denke, wird mir ganz schwindlig, ich weiß nur diese wenigen Einzelheiten. Nach dem Gefecht, als ich gänzlich erschöpft, mit hämmernden Pulsen, ganz zerschlissenem Anzug, von den harten Dornen zerrissenem Gesicht und Händen zwischen meinen Leuten lag, die alle nicht imstande waren, das Wasser zu trinken, das man ihnen brachte, da kam Hauptmann Puder und mehrere Buren, die hinten bei der Leitung als Ordonnanzen geritten waren, auf mich zu, schüttelten mir die Hand und sagten mir, daß sie nicht geglaubt hätten, mich gesund wiederzusehen.

Dabei war ich, ohne es zu wissen, kurz vor dem letzten Sturm bald selber wieder umgangen worden und wurde im Rücken beschossen, wie mir Hauptmann Puder nachher erzählte. Ich selber habe während des Gefechts nichts davon gemerkt, ich entsinne mich nur, daß die Leute schrieen: »Wir werden von hinten beschossen«. Ich hielt es jedoch nur für Nervosität und gab nichts darauf, sonst wäre ich wohl schwerlich weiter vorgegangen.

Dem abziehenden Gegner haben wir bedeutende Verluste beigebracht, doch ließ er keinen Mann liegen. Wir sahen nur, als sie auf 2000 m über den Swakop gingen, daß sie eine Menge Verwundeter oder Toter trugen, und fanden in den erstürmten Klippen große Blutlachen. Dieses Forttragen der Verwundeten ist eine echte Hererositte, sie lassen, wenn irgend möglich, niemanden liegen. So habe ich meine kriegerische Laufbahn mit Glück und Erfolg begonnen, gebe Gott, daß es so weiter geht. Wie entsetzlich anstrengend ein solches Gefecht in dieser Gegend ist,

kann man sich nicht vorstellen. Meine Sachen waren, wie die meiner Leute, vollständig zerrissen, auch Hände und Gesicht waren ganz von Dornen zerschnitten, so daß wir teilweise verbunden wurden. In der wahnsinnigen Mittagshitze dieser südlichen Breiten, die einem senkrecht ins Genick prallt, waren wir die letzten Stunden ohne Wasser und hatten seit dem Abend vorher nichts im Magen. Meine Stiefel ebenso wie die vieler anderer waren durch das Klettern vorn durchgestoßen, so daß der Strumpf durchkam, denn die Felsen sind messerscharf an den Kanten, von der Hitze glühend heiß wie feuriges Eisen, und die 5 cm langen Dornen sind wie aus Stahl. Wir waren so furchtbar erschöpft von den sechs Stunden, daß bei einigen Erbrechen eintrat.

Leider konnten wir nicht verhindern, daß von den bei dem ersten überraschenden Angriff der Hereros gefallenen Reitern zwei in deren Hände fielen. Wir fanden ihre Leichen nachher bei dem Sturm wieder — völlig entkleidet und die eine sogar noch mißhandelt. Das Herz dreht sich einem im Leibe um, wenn man daran denkt, es war aber nicht zu verhindern, weil sie abseits, auf Patrouille, gefallen waren.

Der Verlauf des Kampfes in der Front und auf dem rechten Flügel.

.... Und nun denkt nicht, ich sei ein Held. Hier sind Leute, die viel mehr geleistet haben, von denen aber in der Heimat niemand etwas weiß. Man ist ein Erdenwurm gegen all diese Leute, die alten Schutztruppler, die wirklich alle Helden sind. Ehe ich es ihnen gleichmachen kann, muß ich noch viel mehr leisten. Hier entbrennt ein Riesenehrgeiz, aber nicht im Streben nach Stellungen, sondern in Leistungen persönlichen Mutes."

Während ein Teil der 5. Kompagnie mit dem Kompagnieführer gegen die Flanke der Hereros vorgedrungen war, hatte Leutnant Grünewald die übrigen Leute mehr gegen die Front zum Sturme geführt. Außerdem hatte die Artillerie zum Gelingen des Sturmangriffs dadurch wesentlich beigetragen, daß sie die gegen die linke Flanke und den Rücken Rosenbergs vorgehenden Hereros sofort sehr wirksam unter Feuer nahm und in ihren Deckungen zurückhielt.

Das entschlossene Vorgehen gegen den rechten Flügel der Hereros hatte zur Folge gehabt, daß ihr Widerstand auf der ganzen Front erlahmte. Als die Marine-Infanterie die zweite Stellung des Feindes erreichte und demnächst die weiter westlich gelegenen Höhen erstieg, war der Feind bereits auf der ganzen Linie in voller Flucht, und es konnten ihm nur noch auf weite Entfernung einige Salven nachgesandt werden.

Die 5. Kompagnie verfolgt die Hereros.

Trotz der großen Ermüdung ließ Hauptmann Puder den Feind durch die 5. Kompagnie und die Artillerie um die Mittagstunde noch mehrere Kilometer weit in westlicher Richtung verfolgen. Dieser hatte es jedoch, wie gewöhnlich, wenn es ihm gelungen war, sein Vieh rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, mit der Flucht so eilig, daß die durch ein sechsstündiges Gefecht erschöpfte, unberittene Truppe ihn nicht mehr erreichen konnte. Hauptmann Puder gab daher die weitere Verfolgung auf, zumal seine Artillerie sich nahezu verschossen hatte. Er sammelte seine ganze Abteilung bis 3^{00} nachmittags unweit des Gefechtsfeldes.

Der Feind hatte etwa 600 Mann ins Gefecht gebracht, die zum größten Teil mit modernen Gewehren und rauchschwacher Munition schossen. Seine Rückzugsrichtung ging nach dem Aussibtale.

Hauptmann Puder brachte mit Rücksicht auf die großen überstandenen Anstrengungen mit seinem Detachement die Nacht auf einer freie Umsicht gewährenden Höhe in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes zu und setzte erst am nächsten Nachmittage seinen Marsch nach Westen bis zum Snyrivier fort. Am 6. März wurde durch eine Patrouille unter Leutnant v. Rosenberg in der Gegend von Otuani, am Nordrande des Komashochlandes, ein Lager von 1500—2000 Hereros festgestellt. Diese sehr wichtige Meldung veranlaßte Hauptmann Puder in der richtigen Erkenntnis, daß er mit seinen schwachen Kräften gegen eine solche Überlegenheit nichts Entscheidendes ausrichten konnte, zu dem schweren Entschluß, seine kleine Abteilung nach der Bahn zurückzuführen. Er traf über Okasise, teilweise unter Benutzung der Bahn, am 8. März wieder in Okahandja ein.

Hatte das Detachement Puder auch den weit überlegenen Feind im südlichen Hererolande nicht vertreiben oder vernichten können, so war es ihm doch wenigstens gelungen, endlich die Verhältnisse südlich der Bahn gründlich zu klären.

Die Lage Mitte März. Die bis Mitte März beim Hauptquartier in Okahandja eingegangenen Nachrichten stellten den Gouverneur vor eine wesentlich veränderte, aber nunmehr auch klar erkennbare Lage.

Hatte Oberst Leutwein noch zu Beginn des Monats die feindlichen Kräfte auf weitem Raume zerstreut angenommen, und zwar die Okahandjaleute in der Linie Otjosasu—Okatumba—Katjapia, den Tetjostamm im Rückzug von Kehoro nach den Onjatibergen, die Omaruruleute vom Etjogebirge her nach Osten abziehend und eine weitere Gruppe am Liewenberge und am Snyrivier, so war jetzt festgestellt, daß in Wirklichkeit die Masse der Hereros, mindestens 4000 Mann, westlich der Onjatiberge am oberen Swakop vereinigt stand, und anscheinend nur die südliche Gruppe der Hereros für sich am Rande des Komashochlandes verblieben war. Abteilungen von unbekannter Stärke wurden außerdem in der Waterberggegend vermutet. Damit war die Gefahr, daß die Hereros mit ihrem ganzen, durch Raub vervielfachten Viehbesitze über die Grenze oder nach dem Owambolande entwischen würden, in den Hintergrund gerückt. Es hatte den Anschein, daß sie zum entscheidenden Kampf im heimatlichen Lande entschlossen waren. Schon das Gefecht beim Otjihinamaparero hatte gezeigt, wieviel fester organisiert, wieviel besser bewaffnet und widerstandsfähiger die Hereros jetzt waren als in den Gefechten beim Ausbruch des Aufstandes. In dem Maße, wie die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kampfes bis aufs Äußerste in den Reihen der Hereros zunahm, wuchs auch ihre Entschlossenheit und ihre innere Widerstandskraft.

Der Gouverneur verhehlte sich nicht, daß die Truppenmacht, über die er zur

Zeit verfügte, auf die Dauer nicht genügen würde, diese Widerstandskraft zu brechen. Er beantragte daher am 9. März eine weitere Verstärkung der Schutztruppe um 800 Reiter und zwei Batterien und bat, diese behufs schnellerer Verwendungsbereitschaft mit Pferden abzusenden.

Mit dem Beginn der Operationen bis zum Eintreffen dieser neuen Verstärkungen zu warten, erschien indessen nicht angängig, namentlich bei der zunehmenden Dreistigkeit der Hereros, welche die durch die Organisationsarbeiten bedingte abwartende Haltung der Deutschen bereits als Schwäche auslegten, Bahn und Telegraph dauernd beunruhigten und zahlreiche Viehdiebstähle selbst unmittelbar bei Windhuk ausführten. Vor allem diese täglich zunehmenden Übergriffe der Hereros waren es, die den Obersten Leutwein entgegen seiner früheren Absicht veranlaßten, sobald wie möglich, schon vor dem Eintreffen des großen Pferdetransports aus Argentinien, dem zum 1. April entgegengesehen wurde, gegen den an den Onjatibergen stehenden Feind zum Angriff zu schreiten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Truppe vielleicht noch nicht stark genug sei, dem Gegner den erhofften vernichtenden Schlag zu versetzen. Es mußte eben unter den obwaltenden Umständen schon als ein Erfolg angesehen werden, wenn es gelang, den übermütig gewordenen Feind einzuschüchtern. Die neubeantragten Verstärkungen beabsichtigte der Gouverneur nach ihrem Eintreffen zunächst südlich der Bahn zu verwenden, um den Bezirk Otjimbingue, insbesondere die Komasberge, vom Feinde zu säubern und dann einen Vorstoß auf Outjo und Grootfontein gegen den dort vermuteten Feind zu unternehmen.

Anordnungen für die Operationen Anfang April.

In den ersten Tagen des März wurde die Westabteilung in der Verfolgung des vor ihr zurückweichenden Feindes in der Gegend des Etjoberges, die Ostabteilung im Vormarsch gegen die Onjatiberge in der Gegend von Ekuja vermutet.

Die einleitenden Anordnungen für den Anfang April geplanten konzentrischen Angriff der drei Abteilungen gegen den Feind an den Onjatibergen mußten also unverzüglich getroffen werden, wenn die weit getrennt stehenden Gruppen bei der Schwierigkeit der Befehlsübermittlung und den umfangreichen Vorbereitungen für den Nachschub rechtzeitig verwendungsbereit sein sollten.

Schon am 11. März wurde daher folgender Operationsbefehl ausgegeben:

Operationsbefehl vom 11. 3. 04.

1. Samuel mit den Okahandjaleuten sitzt in Linie Otjosasu—Okatumba (am Swakop)—Katjapia und südlich (zirka 1000 Gewehre).

   Der Tetjostamm ist im Rückzuge von Kehoro den Schwarzen Nossob aufwärts nach den Onjatibergen (zirka 500 Gewehre).

   Michael mit den Leuten von Omaruru geht vom Etjogebirge in östlicher Richtung zurück (zirka 1000 Gewehre).

   Im Bezirk Otjimbingue, bei Snyriviermund, am Liewenberge und

südlich sitzen weitere Hereros (zirka 1000 Gewehre).

Aus dem Nordosten keine Nachricht.

2. Ich beabsichtige nach Formation der Hauptabteilung die Okahandjaleute und Tetjos von Westen und Osten her gleichzeitig anzugreifen.

Der bei Swakopriviermund—Liewenberg stehende Feind wird einstweilen durch die Abteilung Bastards von Groß-Barmen aus beobachtet, desgleichen durch eine von dem Etappenkommando Karibib nach Otjimbingue vorgeschobene Abteilung.

3. Truppeneinteilung.

a) Ostabteilung (Major v. Glasenapp):
Kompagnie v. Winkler (8. Feldkompagnie),*)
" Eggers (9. Feldkompagnie),
" Fischel (1./Marine-Infanterie-Bataillons),
" Lieber (4./ " " "),
zwei Feldgeschütze C. 73, vier Maschinenkanonen,
eine Revolverkanone, zwei Maschinengewehre.

b) Hauptabteilung (Oberst Leutwein):**)
Kompagnie Graf Stillfried (1. Feldkompagnie),
" Puder (5. Feldkompagnie),
" v. Bagenski (6. Feldkompagnie),
" Schering (2./Marine-Infanterie-Bataillons),
Batterie v. Oertzen (1. Feldbatterie = vier Geschütze Kaliber 5,7 cm),
" v. Heydebreck (2. Feld[Gebirgs]batterie = drei Gebirgsgeschütze Kaliber 6 cm),
" Bauszus (3. Feldbatterie = vier Geschütze C. 96),
zwei Maschinenkanonen, sieben Maschinengewehre.

c) Westabteilung (Major v. Estorff):
Kompagnie Franke (2. Feldkompagnie),
" v. Schönau (4. "),
" Haering (3./Marine-Infanterie-Bataillons),
zwei Feldgeschütze C. 96***),
zwei Feldgeschütze C. 73,

*) Die hier vom Oberkommando angenommene Bildung einer 7.—9. Kompagnie ist tatsächlich erst nach den Kämpfen an den Onjati-Bergen erfolgt.

**) Die Führung der Hauptabteilung sollte später Oberst Dürr übernehmen, vgl. Seite 335.

***) Die Abteilung v. Estorff hatte vier Feldgeschütze C. 73, davon sollten zwei gegen Geschütze C. 96 umgetauscht werden. Diese Maßnahme konnte wegen des Abmarschs der Abteilung von Omaruru nicht zur Ausführung gelangen. Ein Feldgeschütz C. 73 hatte aber Major v. Estorff bereits nach Karibib zurückgesandt, so daß er zur Zeit nur über drei Geschütze C. 73 verfügte. Eine Maschinenkanone war in Omaruru zurückgelassen worden. (S. 322.)

ein Gebirgsgeschütz,
zwei Maschinenkanonen.

4. Die Ostabteilung marschiert von Ekuja (am Schwarzen Nossob) zunächst nach Otjihaënena, wo sie ihre Vorräte ergänzt und weiteren Befehl erwartet.

Für ihren späteren Vormarsch ist der Weg von Otjihaënena über Onjati auf Erindi in Aussicht genommen.

Rückwärtige Verbindung von Otjihaënena über Seeis nach Windhuk.

Ein Lichtsignaltrupp mit vier Apparaten wird nach Seeis gesandt; bis dorthin Lichtfernsprecher im Bau.

5. Die Hauptabteilung formiert sich in Okahandja. Für ihren Vormarsch ist der Weg über Otjosasu nach Onjati in Aussicht genommen.

6. Die Westabteilung hat den vor ihr zurückgehenden Feind möglichst nach Norden oder Nordosten abzudrängen und, wenn irgend angängig, beim Angriff auf die Onjatiberge von Norden her (über Erindi auf Onjati) mitzuwirken.

Rückwärtige Verbindung einstweilen über Omaruru, wohin sechs Lichtsignalapparate gesandt sind, nach Karibib.

Notizen.

1. Die Formation der Hauptabteilung kann Anfang April beendet sein.
Der Tag des Angriffs wird noch befohlen werden.
2. Die Kriegsstärke der Feldkompagnien beträgt 90, die der Marine-Infanterie-Kompagnien 100 Gewehre im Durchschnitt.
3. Um das gegenseitige Erkennen der getrennt anmarschierenden Kolonnen zu erleichtern, wird bei Tage die Anwendung von Flaggenzeichen, bei Nacht das Signal „das Ganze" empfohlen. Die Ostabteilung hat gelbe, die Hauptabteilung rote, die Westabteilung blaue Flaggen zu diesem Zwecke bereitzuhalten.

Der Entschluß des Obersten Leutwein, die Abteilung Glasenapp von Ekuja nach Otjihaënena heranzuziehen, war auf Grund der Meldung von dem Abzug des Tetjostammes von Kehoro in westlicher Richtung auf die Onjatiberge gefaßt worden. Aus der am 16. März eintreffenden Meldung von dem Gefecht bei Owikokorero schien sich jedoch zu ergeben, daß der Tetjostamm im Abzug in nordwestlicher Richtung begriffen war.

Die Ostabteilung erhielt deshalb unter dem 18. März neue Anweisungen, in denen ihr die Sperrung des oberen Swakoptales aufgetragen wurde. „.... Major v. Estorff hat am 14. 3.", heißt es in diesen, „vom Etjoberge aus den Vormarsch in östlicher oder südöstlicher Richtung angetreten und ist aufgefordert worden, mit der Hauptabteilung, die am 1. April von Okahandja in nordöstlicher Richtung vormarschiert, tunlichst zusammenzuwirken. Bis dahin halten Sie Ihre Kräfte vereinigt und verwehren Sie dem Gegner nach Möglichkeit einen Abzug in nord-

östlicher Richtung. Sollte er versuchen, um Ihre Flügel herumzugehen, so tun Sie ihm nach Möglichkeit Abbruch. Ein Eingreifen in ein etwaiges Gefecht der anderen Abteilungen wird Ihnen nach Lage der Verhältnisse anheimgestellt. Falls Sie durch eingeborene Boten Verbindung mit Estorff erhalten, so fordern Sie ihn auf, Einzelgefechte möglichst zu vermeiden und mit der Hauptabteilung zusammenzuwirken." Gleichzeitig wurde dem bei Grootfontein stehenden Oberleutnant Volkmann, dessen Lage sich inzwischen als nicht mehr gefährdet erwiesen hatte, aufgetragen, das Tal des Omuramba-u-Omatako zu sperren, um einen Abzug des Gegners in dieser Richtung zu verhindern.

Der Beginn der Operationen wird aufgeschoben.

Der anfänglich für den 1. April geplante Beginn der Operationen mußte indessen infolge einer Verzögerung in der Organisation der Hauptabteilung verschoben werden.

Am 23. März traf im Hauptquartier die am 20. März abgegangene Meldung der Ostabteilung ein, daß die weitere Aufklärung das Verbleiben des Gegners um Owikokorero ergeben habe; die Ostabteilung werde zum Angriff bereit bei Onjatu stehen bleiben.

Daraufhin wurde dieser durch Befehl vom 23. März aufgetragen, Einzelgefechte zu vermeiden und ohne zwingenden Grund nicht früher anzugreifen, als bis sie vom Angriff der Hauptabteilung Kenntnis habe. Ein bestimmter Zeitpunkt für den Vormarsch der Hauptabteilung ließ sich zu dieser Zeit noch nicht festsetzen.

Die Hereros räumen das Gelände südlich der Bahn. Ende März.

Gegen Ende des Monats änderte sich die Lage beim Feinde erheblich.

Am 28. März traf von der Ostabteilung die Meldung ein, daß der Gegner von Owikokorero auf Okatumba und Okatjongeama (etwa 50 km westlich Owikokorero) abgezogen sei und die Ostabteilung nach Owikokorero rücken werde. In der Frühe des 30. März ging ferner im Hauptquartier die wichtige Meldung ein, daß in der Nacht ein großer Teil der bisher südlich und westlich der Bahn sitzenden Hereros diese bei Teufelsbach in östlicher Richtung überschritten habe, verfolgt von der bisher bei Groß-Barmen befindlichen Bastardabteilung, die dem Feinde noch einiges Vieh abgenommen habe. Der Rest der südlich der Bahn festgestellten Hereros sei noch weiter nach Süden in das Komas-Hochland ausgewichen. Im übrigen stimmten die Ergebnisse aller von Okahandja und Windhuk aus unternommenen Erkundungsritte und alle Nachrichten Eingeborener dahin überein, daß die Masse der Hereros nach wie vor am Westrande der Onjatiberge stehe; der ganze Gebirgsstock stecke voller Werften, und der Oberhäuptling Samuel halte den größten Teil seines Volkes bei Onganjira vereinigt.

Durch den Abzug der südlich der Bahn stehenden Hereros nach den Onjatibergen war zwar die Gefährdung der deutschen rückwärtigen Verbindung geschwunden, anderseits hatte aber der an den Onjatibergen stehende Feind einen Kräftezuwachs von über 1000 Gewehren erhalten, während die erwarteten deutschen Verstärkungen, die

gerade gegen die jetzt abgezogenen Hereros hatten Verwendung finden sollen, noch nicht zur Stelle waren.

Die Hauptabteilung hatte Anfang April nach dem Eintreffen der Westabteilung und der Truppen aus dem Süden eine Stärke von ungefähr 700 Gewehren, zwölf Geschützen und sechs Maschinengewehren erreicht. Ihre Organisation war bis auf die Ausstattung mit Pferden beendigt; sie bestand aus der 1., 2., 4., 5., 6. Schutztruppen-, der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie, der 1. und 3. Feldbatterie, der 2. Gebirgsbatterie, einer Maschinengewehr-, einer Witboi- und einer Bastard-Abteilung.*) Von der Infanterie waren nur die alten Schutztruppen-Kompagnien (die 1., 2., 4.) sowie ein Teil der 5. und 6. beritten. Die der früheren Westabteilung zugeteilt gewesene 3. Marine-Infanterie-Kompagnie fand als Etappentruppe Verwendung. Die Führung der Hauptabteilung hatte der inzwischen eingetroffene Oberst Dürr wegen Krankheit bereits wieder an Oberst Leutwein abgeben müssen.

Um das Zusammenwirken mit der bei Owikokorero vermuteten Ostabteilung sicherzustellen, waren am 29. März neue Weisungen an diese ergangen, in denen ihr mitgeteilt wurde, daß die mit der Westabteilung vereinigte Hauptabteilung um den 6. April herum — die Festsetzung eines bestimmten Zeitpunktes war auch jetzt noch nicht möglich — den Vormarsch von Okahandja auf Otjosasu anzutreten beabsichtige; das gemeinschaftliche Operationsziel der Hauptabteilung und der Ostabteilung sei der um den oberen Swakop sitzende Feind. Diesen Weisungen wurde ein Tagesbefehl beigefügt, in dem die Anwendung von nächtlichen Lichtsignalen als Mitteilung über die erfolgte Annäherung der Hauptabteilung in Aussicht gestellt wurde. Um Mitternacht abgeschossene weiße Leuchtraketen sollten bedeuten: „die Hauptabteilung ist da“. Unmittelbar danach aufsteigende rote: „die Hauptabteilung greift an“.

Diese Weisungen waren dem Hauptmann a. D. Fromm übergeben worden, der am 29. März von Windhuk aus mit einem für die Ostabteilung bestimmten Verstärkungstransport, bestehend aus zwei Geschützen C. 73 mit reichlichem Schießvorrat, sowie mit Proviant und Sanitätsmaterial in Marsch gesetzt worden war. Da angenommen wurde, daß die neuen Befehle sowie die Verstärkung nicht vor dem 5. oder 6. April an ihrem Bestimmungsorte eintreffen könnten, wurde der Beginn der Operationen auf den 7. April 4^{00} nachmittags festgesetzt.

Am 4. April traf von der Ostabteilung die Meldung ein, daß sie von Owikokorero aus am 1. April auf Otjikuoko vorrücken wolle, um sich daselbst bereitzustellen.

Als nächstes Marschziel der Hauptabteilung wurde Otjosasu bestimmt. Der Vormarsch dorthin sollte in einer Kolonne stattfinden, da für getrennt vorgehende Abteilungen die gegenseitige Verständigung und Unterstützung bei dem sehr schwierigen Gelände unmöglich erschien.

*) Kriegsgliederung siehe Anlage, S. 380 u. f.

Dieses ist dicht östlich Okahandja zunächst wellig, weiterhin bildet es nördlich der Vormarschstraße in der Richtung auf Okatumba eine von einzelnen Höhenzügen durchsetzte, mit Dornbüschen und Gras bedeckte Ebene. Südlich des Weges Okahandja—Onganjira erhebt sich ein wild zerrissenes, ganz unübersichtliches Bergland, das nach Süden zu immer steiler, höher und unzugänglicher wird. Dieses unwegsame Gelände bietet für den Angriff die größten Hindernisse, während es wie geschaffen war für die Kampfesweise der Hereros, deren Stärke gerade in der Verteidigung schwer zugänglichen, zu Überfällen geeigneten Geländes lag. Ein am Abend des 6. in Okahandja eingebrachter Überläufer hatte ausgesagt, daß zu beiden Seiten des Weges Otjosasu—Onganjira Verhaue angelegt und hinter diesen Schützengräben ausgeworfen seien.

Die Hauptabteilung erreichte ohne Störung am 8. April Otjosasu. Unterwegs hatte Oberst Leutwein durch den vom Waterberge kommenden Missionar Eich die Nachricht erhalten, daß die Waterberger= und Omaruru=Hereros sich geteilt hätten; während ein Teil am Waterberge säße, sei der größere Teil bei Onganjira zu Samuel gestoßen. Am 6. April seien außerdem große Massen der Hereros bei Owiumbo und Okatumba gewesen. Schließlich berichtete der Missionar noch, daß unter den Hereros Gerüchte von einem zweiten großen Siege umliefen, den Michael mit seinen Leuten über die Ostabteilung bei Okaharui davongetragen habe.

Die Erkundung der Berge östlich und südlich Otjosasu durch die Witboi=Abteilung hatte ergeben, daß jene bis auf einige Späher vom Feinde frei seien; nur ein 4—5 km südöstlich des Ortes gelegener Berg sei von schwachen Kräften besetzt. Die Hauptabteilung bezog daraufhin bei Otjosasu Biwaks. In der Nacht zum 9. wurden kurz vor Mitternacht die verabredeten Leuchtraketen abgeschossen, ohne daß eine Antwort von der Ostabteilung erfolgt wäre.

9. Das Gefecht von Onganjira.

Die Hauptabteilung marschiert auf Onganjira. 9. April 6⁰⁰ morgens.

Am 9. April beabsichtigte Oberst Leutwein, zunächst den besetzt gemeldeten Berg anzugreifen; er trat zu diesem Zwecke um 6^{00} morgens den Vormarsch an. Die 1. und 6. Feldkompagnie, die Witbois und die Gebirgsbatterie bildeten die Avantgarde unter dem Befehl des Hauptmanns v. Heydebreck, die übrigen Schutztruppenkompagnien das Gros. Die Bastards sollten die linke Flanke sichern, auf Okatumba aufklären und Verbindung mit der in der Gegend von Otjikuoko vermuteten Ostabteilung suchen. Die 2. Marine=Infanterie=Kompagnie, ein Zug der 3. Batterie und zwei Maschinengewehre blieben als Bedeckung beim Troß.

Als die Avantgarde sich dem ihr als Marschziel angewiesenen Berge näherte, meldeten die Witbois, daß er vom Feinde bereits geräumt sei, worauf er durch einen Lichtsignalposten besetzt wurde, der die Verbindung mit Okahandja herstellte. Bald darauf überbrachte der Feldwebel Peters der 2. Marineinfanterie=Kompagnie

nähere, in Okahandja eingegangene Nachrichten von der Ostabteilung. Danach hatte diese auf dem Marsch von Otjikuoko auf Otjikuara am 3. April bei Okaharui ein schweres, aber siegreiches Gefecht gehabt. Am 4. April hatte sie den durch das Gefecht unterbrochenen Marsch nach Otjikuara fortgesetzt und beabsichtigte den Gegner von neuem anzugreifen. Auf ihre Mitwirkung konnte auch jetzt noch gerechnet werden.

Die Wasserstelle Onganjira,*) die man jetzt im Grunde vor sich liegen sah, ist von einem halbkreisförmigen Höhenzuge umgeben, der nach Nordwesten geöffnet ist, eine Geländegestaltung, die es den Hereros sehr erleichtern mußte, einen unvorsichtig vormarschierenden Gegner plötzlich von allen Seiten anzufallen. Oberst Leutwein bog deshalb rechts vom Wege ab und marschierte am Fuße des den Otjosasu-Rivier südlich begleitenden Höhenzuges entlang, während starke Aufklärungsabteilungen auf dem Höhenkamm selbst vorgingen.

Bereits nach kurzer Zeit stellten diese eine feindliche Besetzung des Grünen Berges fest. Oberst Leutwein ließ hiergegen seine ganze Artillerie auffahren und entwickelte die Infanterie der Avantgarde zum Angriff. Ehe dieser jedoch erfolgte, räumten die Hereros diese vorgeschobene Stellung; man sah sie in der Ferne zahlreiche Viehherden nach Süden zu in die Berge treiben.

Da man die Hauptmasse der Hereros in östlicher Richtung an den Onjati-Bergen vermutete, nahm Oberst Leutwein von einer Verfolgung des nach Süden fliehenden Feindes Abstand und setzte mit allen Truppen den Vormarsch in der Richtung auf die Wasserstelle Onganjira fort.

Die Spitze erhält Feuer vom Onganjira-Berge her. 1^{00} nachmittags.

Es war kurz nach 1^{00} nachmittags, als die Spitze der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant Reiß, die auf etwa 200 m an den Onganjira-Berg herangekommen war, plötzlich heftiges Feuer aus einem am Fuß des Bergkegels angelegten Dornbuschverhau erhielt. Sofort entwickelte sich die ganze Kompagnie dagegen; kaum hatte sie indessen das Feuer eröffnet, als zahlreiche Hereros aus der Stellung voreilten und ihrerseits gegen die Front und linke Flanke der 1. Kompagnie vorgingen. Zur Abwehr dieses Gegenangriffs wurden unverzüglich die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie im Galopp vorgezogen mit dem Befehl, links der 1. Kompagnie ins Gefecht zu treten und die hier immer dreister vordringenden Hereros zu verjagen.

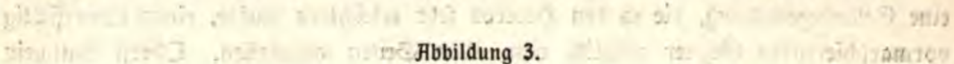
Auch die inzwischen herangekommenen beiden Feldbatterien fuhren sofort auf einer kleinen Erhöhung einige hundert Meter hinter der 1. Kompagnie auf und nahmen die Hereros an dem Verhau und die dahinterliegenden Höhen unter Feuer.

Die Hereros greifen den linken Flügel der deutschen Schützenlinie umfassend an.

Ehe diese Verstärkungen eingreifen konnten, war indessen die Lage der in der linken Flanke bedrohten 1. Kompagnie schwierig geworden; in dem dichten Dornbusch war es dem Gegner gelungen, bereits bis auf 30 bis 40 m an den linken Flügel der Kompagnie heranzukommen. Dieser hatte in kürzester Zeit schwere Verluste

*) Skizze 11.

erlitten, der hier befehligende Leutnant v. Rosenberg, der vor wenigen Wochen durch sein tapferes Verhalten bei Klein-Barmen so wesentlich zum Erfolge beigetragen hatte, und mehrere seiner Leute waren tödlich verwundet, und schon begann der Flügel zu weichen, als gerade noch zur rechten Zeit die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie eingriffen, die Hereros ihrerseits in Flanke und Rücken überraschend beschossen und zu eiliger Flucht veranlaßten. Doch schon nach kurzer Zeit drohte auch der 2. Feldkompagnie und der links vor ihr aufgefahrenen Gebirgsbatterie ein gleiches Schicksal;


Abbildung 3.



Der Onganjira-Berg.

zahlreiche aus der Hauptstellung herbeigeeilte Hereros griffen sie in ihrer linken Flanke an, so daß die in vorderster Linie stehende Gebirgsbatterie sich nur durch Kartätschfeuer des Gegners erwehren konnte. Ehe dieser indessen näher heranzudrängen vermochte, war auch schon die Maschinengewehr-Abteilung und der berittene Zug der 6. Kompagnie auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und überschüttete Rücken und Flanke der die Kompagnie Franke umfassenden Hereros mit einem gewaltigen Schnellfeuer, das diese so überraschte, daß ihnen zunächst die Angriffslust verging und sie eiligst wieder hinter ihre Verhaue im Dornbusch zurückgingen. Inzwischen waren kleinere Herero-Abteilungen von Süden herbeigeeilt und hatten von den Höhen herab ihr Feuer gegen die rechte Flanke und den Rücken der 1. Kompagnie und der beiden Feldbatterien

gerichtet. Oberst Leutwein ließ sie durch die eiligst herangezogenen beiden unberittenen Züge der 6. Kompagnie verjagen, die daraufhin die Höhen zum Schutze der rechten Flanke dauernd besetzt hielten. Die 4. und 5. Kompagnie waren unterdessen hinter die Artillerie gerückt und blieben dort als Reserve in Deckung.

Oberst Leutwein beschloß nun, den rechten Flügel der Hereros, die nach und nach immer mehr Kräfte aus der ursprünglichen Hauptstellung nördlich des Riviers in eine vorgeschobene Stellung gezogen hatten, mit der bisher in Reserve gehaltenen 4. Kompagnie umfassend anzugreifen, und beauftragte mit der Leitung dieses Angriffs den Major v. Estorff. Zu seiner Unterstützung wurde die 1. Feldbatterie vorgezogen und ging in vorderster Linie zwischen den Maschinengewehren und dem berittenen Zuge der 6. Kompagnie erneut in Stellung. Die Wirkung der Batterie war hier vorzüglich, besonders gegen die feindlichen Verhaue.

Major v. Estorff befahl der 4. Kompagnie, links des berittenen Zuges der 6. Kompagnie vorzugehen. Die Kompagnie ritt im Galopp in Zugkolonne über den Rivier und schwenkte dann nach rechts. Da das Dorngebüsch jede Übersicht verwehrte, ritt der Führer, Oberleutnant Epp, nach rechts auf eine kleine Anhöhe, um sich zu orientieren. Plötzlich kam eine Patrouille mit der Meldung zurückgaloppiert, der Feind rücke in unmittelbarer Nähe in hellen Haufen durch das Gebüsch zum Angriff vor. Im nächsten Augenblick sausten auch schon die ersten Geschosse in die Kompagnie hinein. Unter einem wahren Kugelregen wurde gegen den Feind eingeschwenkt; im Nu war alles von den Pferden herunter und stürmte bis an eine etwas lichtere Stelle vor; hier wurde das Feuer gegen den Feind aufgenommen, der in sehr günstiger gedeckter Stellung hinter einer Geländewelle auf kaum 100 m Entfernung der Kompagnie gegenüberlag. Major v. Estorff befahl, ihn zu verjagen und die Geländewelle, die eine günstige Feuerstellung bot, zu gewinnen. Mit lautem Hurra stürzten, noch ehe Oberleutnant Epp wieder bei seiner Kompagnie eingetroffen war, die Schützen vor, allen voran Oberleutnant v. Estorff, ein Bruder des Majors, sowie Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa, der den Siegeszug der Kompagnie Franke als Vizewachtmeister mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte. Nach wenigen Augenblicken brachen die beiden tapferen Offiziere, das Hurra noch auf den Lippen, der eine mitten ins Herz getroffen, der andere durch den Kopf geschossen, vor ihren Zügen lautlos zusammen. Voll Ingrimm über den Verlust ihrer Führer drangen die Reiter mit aufgepflanzten Seitengewehren auf den Feind ein; doch dieser räumte, den Kampf Mann gegen Mann scheuend, rechtzeitig seine Stellung.

Kaum hatten sich indes die deutschen Schützen auf der gewonnenen Welle eingerichtet, da brach der Feind in großen Scharen von neuem überraschend zum Angriff vor. Doch der Anlauf, der mit außerordentlicher Entschlossenheit geführt wurde, zerschellte an dem ruhigen und überlegenen Feuer der Schützen und vor allem auch der Geschütze

und Maschinengewehre. Der Batteriechef, Hauptmann v. Oertzen, hatte zwischen je zwei seiner Geschütze immer ein Maschinengewehr Aufstellung nehmen lassen; die gemeinsame Wirkung beider Waffen erwies sich als vorzüglich. Unter großen Verlusten mußte der Feind zurückweichen. Allein trotz dieses Mißerfolges ließ er nicht von seinem Beginnen ab. Mit wildem Mute wiederholte er noch ein zweites Mal den Sturmanlauf; es gelang ihm auch, sich dem linken Flügel mit sehr überlegenen Massen bis auf 10—20 m zu nähern; auch dieses Mal aber erwies sich das Feuer der Deutschen überlegen, und, fast schon am Ziele, prallten die vorstürmenden feindlichen Banden wiederum unter schweren Verlusten zurück.

Beim ersten wie beim zweiten Ansturm war, ehe der Gegner aus dem dichten Dornbusch auftauchte, stets ein kleiner, laut bellender Teckel vor dem Busch erschienen. Einer der Bedienungsmannschaften der Geschütze forderte beim zweiten Angriff des Feindes einen anderen Kanonier auf, das Tierchen mit dem Karabiner niederzuschießen. Doch Leutnant Wagner von der 1. Feldbatterie rief dazwischen: „Um Himmelswillen den Hund nicht totschießen! Der meldet uns ja immer, wenn die schwarzen Kerle kommen." Und richtig, kaum war eine halbe Stunde vergangen, da erschien als Vorläufer laut kläffend vor dem Busch das „brave Dackerl", den Deutschen die nahende Gefahr ankündigend. Alles machte sich bereit, und wenige Augenblicke darauf brachen die Hereros zu einem dritten, mit verzweifelter Heftigkeit geführten Angriff vor. Die Lage des linken deutschen Flügels wurde gefahrvoll. Major v. Estorff schickte eiligst seinen Adjutanten, Leutnant Frhrn. v. Buttlar, zum Obersten Leutwein mit der Bitte, ihm die bisher in Reserve gehaltene 5. Kompagnie zur Verfügung zu stellen. Doch ehe diese Verstärkung eintreffen konnte, gelang es, vor allem dank dem wirksamen Feuer der Maschinengewehre unter dem Leutnant Grafen Saurma, auch diesen Angriff zurückzuweisen. Als der Gegner sich bereits bis auf wenige Meter der deutschen Linie genähert hatte, brach plötzlich die Kraft seines Anlaufes zusammen und alles flutete wieder in den Busch zurück, um hier den Feuerkampf von neuem aufzunehmen.

Jetzt hielt Oberleutnant Epp, der Führer der 4. Kompagnie, den Augenblick für gekommen, zum Sturm zu schreiten. Er rief vom rechten Flügel den Befehl in die Schützenlinie: „Seitengewehre aufpflanzen — stürmen." Der Zugführer des rechten Flügelzuges, Leutnant v. Wurmb, rief den Befehl nach links an den nächsten Zugführer, Oberleutnant v. Estorff, weiter. „Tot" wurde zurückgemeldet; „an Leutnant v. Erffa Befehl weitergeben" rief Leutnant v. Wurmb hinüber; „Leutnant v. Erffa auch tot" lautete es zurück. Da sprang Leutnant v. Wurmb allein empor und stürzte mit lautem Zuruf vor die Mitte der Kompagnie. Wie mit einem Schlage erhob sich die ganze Linie und drang mit wildem Hurraruf voll Rachedurst auf den Feind ein.

Dieser mit außerordentlicher Kraft ausgeführte Sturmanlauf wirkte. Erschreckt flohen die Schwarzen. Die vorstürmende Kompagnie blieb dem Feinde im Dornbusch dicht auf den Fersen und machte alles mit dem Seitengewehr nieder, was sich zur Wehr setzen wollte. Rechts schlossen sich der wilden Jagd zunächst der Zug der 6. Kompagnie und gleich darauf die 2. Kompagnie an, und nun gab es beim Feind kein Halten mehr. Ohne auch nur den Versuch zu wagen, noch einmal weiter rückwärts hinter seinen Verhauen im Dornbusch sich zur Wehr zu setzen, gab er nunmehr auf der ganzen Linie den Widerstand auf und stürmte in hellen Haufen unter lautem Angstgeschrei davon; erst in seiner ursprünglichen Hauptstellung am Leutwein-Berge machte er wieder Halt.

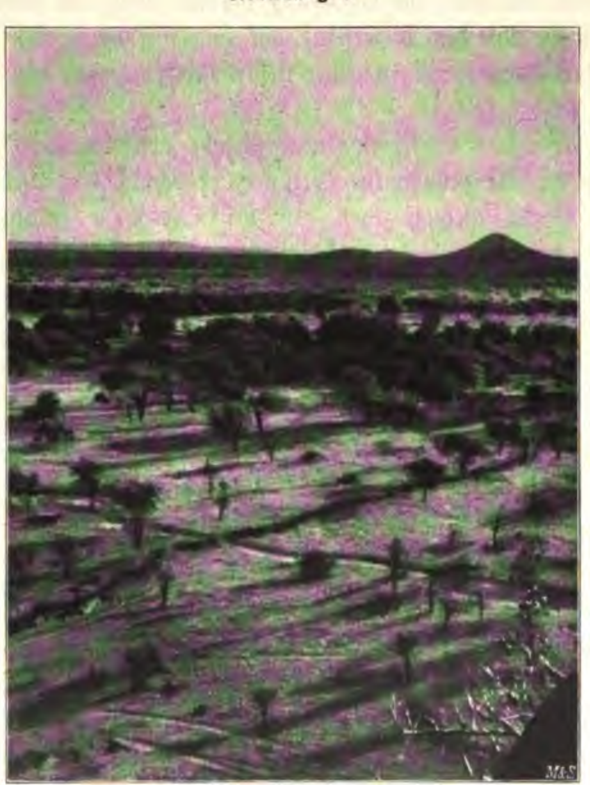
In diesem Augenblick drohte eine neue Gefahr von links und zwang die vorstürmenden Truppen, die genommene Stellung zunächst festzuhalten. Die Bastard-Abteilung, der die Aufklärung gegen den bei Okatumba stehenden Feind aufgetragen gewesen war, meldete, aus der Richtung von Okatumba seien etwa 300 berittene Hereros, denen starke Abteilungen unberittener folgten, gegen die linke Flanke und den Rücken der Hauptabteilung im Anmarsch.

Oberst Leutwein übertrug dem Major v. Estorff mit der 4. und der inzwischen eingetroffenen 5. Kompagnie die Sicherung der linken Flanke; mit allen übrigen Kräften beschloß er, den Angriff gegen die feindliche Hauptstellung in der Richtung auf den Leutwein-Berg fortzusetzen. Major v. Estorff sammelte sofort die beiden Kompagnien bei der 1. Feldbatterie und ließ sie zum Schutze der linken Flanke eine kleine weiter nördlich gelegene Anhöhe besetzen, die nach Norden zu freien Ausblick bot. Da sich indes zunächst hier nur schwache feindliche Kräfte zeigten, hielt er die 4. Kompagnie zum Flankenschutz für ausreichend und erteilte der 5. den Befehl, sich dem inzwischen eingeleiteten Angriff der übrigen Kompagnien gegen die feindliche Hauptstellung anzuschließen und zu versuchen, den Feind möglichst links zu umfassen. Die Kompagnie entwickelte sich unverzüglich vorwärts der Artillerie gegen den rechten Flügel der feindlichen Hauptstellung; es gelang ihr trotz des heftigen Feuers, das ihr von vorne und halb links entgegenschlug, bis auf wenige hundert Meter an den Feind heranzukommen.

Zur Unterstützung des Infanterieangriffs wurden jetzt mit unsäglicher Mühe zwei Gebirgsgeschütze auf den von den Schwarzen inzwischen geräumten, steilen Onganjira-Berg geschafft, von wo sie den das ganze Gelände beherrschenden Leutwein-Berg sehr wirksam beschießen konnten. Auch die 1. Kompagnie und einer der unberittenen Züge der 6. gingen bis in Höhe des Ostrandes des Onganjira-Berges vor. Ein heftiges Feuergefecht entspann sich auf der ganzen Linie, ohne daß die erhoffte, entscheidende Wendung eintrat. Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Von Stunde zu Stunde erwartete man das Eingreifen der Ostabteilung oder die Wirkung ihres

in Aussicht gestellten, erneuten Vormarsches gegen den Rücken des Feindes. Statt dessen war die Nachricht von dem Anmarsch überlegener feindlicher Kräfte gegen die eigene Flanke gekommen. Die Bastards hatten nirgends eine Spur der Ostabteilung auffinden können. Der Feind hatte zwar südlich vom Rivier den Widerstand so ziemlich aufgegeben, aber auf der Nordseite hielt er nach wie vor seine Hauptstellung

Abbildung 4.



Vorgeschobene Stellung der Hereros bei Onganjira.

am Leutwein-Berge. Er beherrschte damit die Wasserstelle. Diese aber mußten die Deutschen haben, denn weder Mann noch Pferd hatte seit dem vorangegangenen Abend frisches Wasser bekommen. Eine schnelle Entscheidung war dringend notwendig. Diese konnte nach Lage des Gefechts jetzt nur durch eine Umfassung des linken Flügels der feindlichen Hauptstellung herbeigeführt werden.

Die 2. Kompagnie erhielt daher Befehl, „den linken Flügel der Hauptstellung des Feindes zu stürmen.“ Inzwischen war auf dem deutschen linken Flügel die 5. Kompagnie mit dem berittenen Zuge der 6. ungeachtet des feindlichen Feuers,

bereits bis dicht an den Fuß der feindlichen Höhenstellung vorgedrungen und stand im Begriff, den rechten Flügel der Hereros zu umfassen. Während sie noch im Feuer lag, ließ Hauptmann Franke seine Kompagnie aufsitzen, führte sie im Galopp am Flußbett entlang bis in Höhe des feindlichen Flügels vor und ließ dann über den Rivier gegen den Leutwein-Berg einschwenken. „Alles glaubte," schreibt Hauptmann Franke, „es werde ein Todesritt — über den ungeschützten, 200 m breiten Rivier hinüber." Aber das feindliche Feuer war verstummt. Die stundenlange, wirkungsvolle Artilleriebeschießung, das tapfere Vorgehen der 5. und das überraschende Vorbrechen der 2. Kompagnie, alles das hatte auf die Schwarzen einen solchen Eindruck gemacht, daß sie ihren Hauptstützpunkt ohne Kampf räumten. Begünstigt durch das Gelände und durch die hereinbrechende Dunkelheit, konnten sie dies vom Angreifer unbemerkt und ungestört tun. Als die 5. Kompagnie von Nordwesten und ein Zug der 2. von Süden her den Berg erklettert hatten, fanden sie die feindliche Stellung leer. Die Hereros gingen auf der ganzen Linie zurück.

In diesem Augenblick trafen die aus der Richtung von Okatumba her im Anmarsch gemeldeten feindlichen Verstärkungen auf dem Gefechtsfelde ein und schritten unverzüglich zum Gegenangriff gegen die linke deutsche Flanke. Doch es war zu spät. Der Gegenstoß wurde mit Leichtigkeit von der in sehr günstiger Stellung befindlichen 4. Kompagnie zurückgewiesen und vermochte nicht, der zurückweichenden Hauptmacht der Hereros neuen Halt zu geben. Der Feind floh vielmehr überall, teils in östlicher, teils in nordöstlicher Richtung, stellenweise in völliger Auflösung. Mit Einbruch der Dunkelheit befand sich der Kampfplatz in seiner ganzen Ausdehnung in deutschem Besitz. Die zahlreichen Pontoks in der Umgebung der Wasserstelle Onganjira wurden angezündet. Von einer nächtlichen Verfolgung aber mußte bei dem unübersichtlichen Felsen- und Buschgelände wiederum Abstand genommen werden. Dagegen hoffte Oberst Leutwein, daß der Gegner auf seinem Rückzuge in die Gewehre der Ostabteilung hineinlaufen werde.

Die Ergebnisse des Kampfes.

Die Stärke der Hereros in dem Gefechte bei Onganjira wurde auf etwa 3000 Gewehre geschätzt; Samuel mit seinem ganzen Stamme, Teile der Waterberger und der Omaruruleute sowie die Mehrzahl der Otjimbinguer hatte an dem Kampfe teilgenommen. Sie hatten tapfer gefochten und durch die zahlreichen Offensivstöße bewiesen, daß auch sie den Wert des angriffsweisen Fechtens erkannt hatten. Ihre Führer, darunter einzelne in gestohlenen Offiziersuniformen, waren ihren Leuten zum Teil mit geschwungenem Säbel vorangestürmt, während die Weiber hinter der Front durch wilden Zuruf die Kampfeswut der Krieger anfeuerten.

Nach den Aussagen mehrerer am nächsten Tage gefangener Hereros empfanden diese das Gefecht als eine schwere Niederlage, wenn auch ihr Verlust an Vieh leider wiederum nicht sehr erheblich war; es waren nur etwa 350 Stück Rinder und zehn Gewehre erbeutet worden; außerdem wurden auf dem Gefechtsfelde bei flüchtigem Ab-

suchen 80 Leichen und zahlreiche frisch aufgeworfene Gräber gefunden, in denen der Gegner seine Toten eiligst verscharrt hatte; nach den Angaben von Gefangenen hatten die Hereros bei Onganjira von allen bisherigen Gefechten die schwersten Verluste erlitten und zwar dank der an diesem Tage vorzüglichen Wirkung des Artilleriefeuers.

Die Verluste auf deutscher Seite waren, wohl hauptsächlich wegen der gründlichen und wirksamen Vorbereitung der Angriffe durch die Artillerie, verhältnismäßig gering; sie betrugen an Toten Oberleutnant v. Estorff, Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa und zwei Mann, an Verwundeten Leutnant v. Rosenberg, der bald darauf seiner schweren Verletzung erlag, und elf Mann.*) Am Fuße des zuletzt eroberten Hügels fanden die gefallenen Helden an stiller, friedlicher Stätte ihr Grab unter einem blühenden Akazienbaum.

Die Verfolgung. 10. April. Lage nach dem Gefecht.

Am 10. April früh wurde mit einem Teil der berittenen Truppen die Verfolgung aufgenommen und festgestellt, daß der Feind das Gebiet bis zu der Gegend von Okagaraha geräumt hatte und mit seinen Hauptkräften in östlicher Richtung auf Eundo—Erindi zurückgewichen war. Der kleinere Teil, darunter die Leute von Otjimbingue, waren in nordwestlicher Richtung auf Owiumbo zurückgegangen und hatte sich mit den dort stehenden Hereros vereinigt.

Oberst Leutwein erkannte sehr wohl, daß erst eine nachdrückliche Verfolgung der geschlagenen feindlichen Hauptkräfte unter Samuel in der Richtung auf Eundo—Erindi den schönen Erfolg der deutschen Waffen bei Onganjira zu einem wirklich wirksamen Siege machen könne. Solange indes der bei Owiumbo gemeldete, zahlreiche Feind nicht geschlagen war, blieb bei der Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen durch diesen ein weiterer Vormarsch nach Osten unmöglich. Sich gegen beide Abteilungen gleichzeitig zu wenden, war bei der ziffermäßigen Schwäche der Hauptabteilung undenkbar.

Oberst Leutwein beschloß deshalb, sich zunächst mit allen Kräften gegen den Feind bei Owiumbo zu wenden, mit dem er um so leichteres Spiel zu haben glaubte, als in dessen Rücken ja die Ostabteilung stehen mußte, mit der er dann die Verbindung zu gewinnen hoffte.

10. Das Gefecht bei Owiumbo.

Die Hauptabteilung marschiert nach Nordosten. 13. April.

Am 12. April war die Hauptabteilung bei Otjosasu zu erneutem Vormarsch bereit und brach am folgenden Tage 5^{00} früh in der Richtung auf Okatumba auf. Die 2. und 5. Feldkompagnie, die Bastardabteilung und die Maschinengewehre bildeten unter Hauptmann Puder die Avantgarde, die übrigen drei Feldkompagnien, die drei

*) Außer den Offizieren waren gefallen: die Gefreiten Krol und Scholl, verwundet: Feldwebel Schlabitz, die Sergeanten Liedtke, Wieland, die Gefreiten Effmert, Krüger, Lucas, Warnke, Schmitz, die Reiter Kube, Müller und der Kriegsfreiwillige von Blanc.

Batterien und die halbe 2. Marine-Infanterie-Kompagnie das Gros. Die Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck deckten die rechte Flanke. Die Munitions- und Verpflegungsfahrzeuge blieben unter Bedeckung der anderen halben Marine-Infanterie-Kompagnie in Otjosasu zurück.

Das Gelände, in das der Vormarsch diesmal führte, war das denkbar ungünstigste und gehört zu den schwierigsten des ganzen Schutzgebietes. Es ist nordöstlich Otjosasu bis in die Gegend von Okaharui mit fast undurchdringlichem Buschwerk und Baumbestand bedeckt und wird von dem etwa 200 m breiten Swakop-Flußbett durchzogen. Die fast ununterbrochenen Kameeldornwaldungen verhinderten jede Erkundung und jede Übersicht und erschwerten den Marsch auf den schmalen Pfaden sowie jede Gefechtsentwickelung ungemein. In solchem Gelände vermochte sich der Feind mit Leichtigkeit dicht neben der marschierenden Kolonne zu verbergen, so daß diese trotz sorgfältiger Aufklärung dauernd der Gefahr eines überraschenden Angriffs ausgesetzt war. Die ganze Gegend war wie geschaffen für die Kampfesweise der Hereros; hier, wo das Schußfeld selten weiter als 40 bis 50 m reichte, und wo die die zahlenmäßige Unterlegenheit der Deutschen ausgleichende Wirkung der Artillerie und die überlegene Schießfertigkeit der Schützen nicht zur Geltung kommen konnte, fühlten sie sich sicher und konnten ungehindert und überraschend ihre gewaltige Übermacht an Zahl ausnutzen.

In der Gegend von Owiumbo—Katjapia befinden sich zahlreiche Wasserstellen und saftige Weiden, die im Frieden dicht mit Werften besetzt waren. Hier stand eine sehr starke Herero-Abteilung unter dem Häuptling Kajata, die in der letzten Zeit zahlreichen Zuzug von Norden und Nordosten von den Omaruru- und Waterbergleuten erhalten hatte. Von den bei Onganjira geschlagenen Hereros waren nur wenige schwächere Abteilungen auf Owiumbo ausgewichen.*)

Bei Okatumba, das um 8^{30} vormittags erreicht wurde, machte die Abteilung einen kurzen Halt. Vom Feinde war bisher nichts zu bemerken; doch waren in den Werften westlich des Ortes die Feuerstellen noch warm, also erst vor kurzem vom Feinde verlassen. Auch hörte man in der Ferne das Brüllen von Rinderherden.

Kurz bevor der Marsch wieder aufgenommen wurde, meldete die Bastardabteilung, daß sich östlich Okatumba eine große, von anscheinend völlig sorglosen Hereros besetzte Werft befände. Gegen diese wurde nunmehr der Vormarsch angetreten, wobei die Bastards die linke, die Witbois südlich vom Swakop die rechte Flanke sicherten. Die von den Bastards besetzt gemeldete Werft stellte sich indessen ebenfalls als verlassen heraus, auch Owiumbo und das südliche Swakopufer wurde von den Witbois frei gemeldet.

*) Seite 354.

Mit Rücksicht auf die außergewöhnliche Hitze beschloß Oberst Leutwein, bei Owiumbo eine zweite Rast abzuhalten und die ermatteten Tiere zu tränken. Die Avantgarde überschritt den Swakop, um auf dem südlichen Ufer bei einer von den Witbois bereits erkundeten Wasserstelle zu rasten. Das Gros blieb nördlich des Flusses und erreichte mit einer neuen Marschsicherung gegen 10^{30} vormittags die für seine Rast bestimmte Wasserstelle.

Kaum hatte die am Anfang des Gros befindliche 1. Kompagnie mit dem Tränken begonnen, als sie überraschend von einigen nur wenige 100 m weiter östlich im

Abbildung 5.



Das Swakopbett bei Owiumbo.
+ Stelle, wo Oberleutnant Reiß fiel.

Nach einer Abbildung aus dem Buche des Oberleutnants v. Salzmann: „Im Kampfe gegen die Herero“. Berlin 1905. Verlag von Dietr. Reimer.

Swakopbett haltenden berittenen Hereros heftig beschossen wurde. Man hatte diese anfangs für Hottentoten gehalten, weil sie, nach Witboi-Art, weiße Tücher um den Kopf geschlungen hatten. Um sie zu verjagen, eilte Oberleutnant Reiß, der Führer der 1. Kompagnie, mit 17 Mann im Flußbett vor, rechts und links von Seitenpatrouillen begleitet, während die Pferde der Kompagnie unverzüglich zurückgeführt wurden.

Die etwa 50 Mann starke Herero-Abteilung wich Swakop aufwärts zurück. Um dem Gegner aber die Lust zu solchen unliebsamen Überraschungen zu vertreiben, drängte Oberleutnant Reiß sehr heftig nach, selbst als bereits zu erkennen war, daß der Feind rechts und links aus dem Busch zahlreiche Verstärkungen erhielt und wieder Front machte. Von allen Seiten heftig beschossen, fiel der tapfere Offizier, der auch

bei Onganjira mit seiner Spitze unter dem überlegenen Feuer der Hereros so unerschrocken standgehalten hatte; mit ihm starben drei seiner Leute den Heldentod, während vier andere schwer verwundet wurden.

Der ganze Vorgang hatte sich mit solcher Schnelligkeit abgespielt, daß es nicht möglich war, die schwache Abteilung durch einen Befehl von rückwärts rechtzeitig zurückzuhalten. Die nicht verwundeten Leute eilten schleunigst aus dem Rivier links in den schützenden Busch und gingen feuernd auf ihre Kompagnie zurück. Diese war inzwischen vorgeeilt, um ihre hart bedrängten Kameraden zu entlasten; doch auch sie sah sich, kaum ins Gefecht getreten, von einer erdrückenden Übermacht in beiden Flanken umfaßt, und mußte auf das Gros zurückgenommen werden.

Das Gros entwickelt sich auf dem rechten Swakopufer.

Von diesem waren in aller Eile auf dem rechten Swakopufer die 4. und 6. Kompagnie entwickelt worden,*) in die sich die zurückgehende 1. Kompagnie einfügte. Unmittelbar nach der Entwicklung seiner Kompagnie fiel hier, durch den Kopf geschossen, der Führer der 6. Kompagnie, Hauptmann v. Bagenski, als er sich etwas erhob, um die Feuerwirkung besser beobachten zu können. Die 2. Feld-Batterie fuhr unmittelbar hinter der Schützenlinie auf, da sie in dem unübersichtlichen Gelände nur von dort aus die Infanterie gegen den mit großer Übermacht vordringenden Feind unterstützen konnte. Sie hatte kaum das Feuer eröffnet, als lautes Geschrei in der linken Flanke die Absicht des Gegners ahnen ließ, den dichten, jede Übersicht hindernden Dornbusch zu einer Umfassung auszunutzen. Zur Abwehr des drohenden Flankenangriffs setzte Oberst Leutwein links rückwärts der 4. Kompagnie die 1. Feldbatterie ein und beauftragte mit deren Sicherung die bisher zurückgehaltene halbe 2. Marine-Infanterie-Kompagnie. In der Mitte des so gebildeten Halbkreises fuhren die Protzen und die Sanitätskarren auf; auch sämtliche Handpferde wurden dorthin geführt.

Das Gefecht auf dem linken Swakopufer.

Inzwischen war auch die Avantgarde auf dem anderen Swakopufer angegriffen worden. Sie hatte, links an den Fluß angelehnt, ebenfalls eine halbkreisförmige Stellung eingenommen, rechts die 5., links die 2. Feldkompagnie, in der Mitte die Maschinengewehre; die offene rechte Flanke war durch die weiter rückwärts gestaffelten Witbois gesichert. Da die gegen die Avantgarde vorgehenden Hereros gleichzeitig Flankenfeuer gegen das nördlich des Swakop fechtende Gros richteten, wurde am rechten Uferrand die 3. Feldbatterie eingesetzt, die durch Schrägfeuer gegen den Feind auf dem südlichen Ufer zu wirken suchte.

Um ein gegenseitiges Beschießen der Truppen zu vermeiden, wurden die an den Fluß angelehnten Flügel des Gros und der Avantgarde durch kleine rote Flaggen bezeichnet, eine Maßregel, die sich sehr bewährte.

Der Gegner schien jetzt seine Hauptkraft gegen die schwächere Avantgarde einzusetzen und unternahm hier verschiedene sehr kräftige Vorstöße, die indessen sämtlich

*) Skizze 12.

unter schweren Verlusten durch das ruhige Feuer der 2. und 5. Kompagnie und der Maschinengewehre abgewiesen wurden. Schließlich gab der Feind sein Vorhaben auf, um es von neuem auf dem nördlichen Ufer zu versuchen, wo er bald mit sehr überlegenen Kräften gegen den Rücken und die linke Flanke des Gros vorging.

Abbildung 6.



Maschinengewehre im Gefecht bei Owiumbo.

Oberst Leutwein hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt und der Avantgarde befohlen, in Staffeln ihre bisherige Aufstellung zu räumen und auf das rechte Ufer zu rücken zur Abwehr des hier drohenden Angriffs.

Während die 2. Kompagnie links von der Marine-Kompagnie und die Maschinengewehre in der Linie der 4. Kompagnie ins Gefecht traten, wurde die 5. Kompagnie zunächst als Reserve hinter dem linken Flügel bereitgestellt. Nur die Witbois blieben auf dem südlichen Ufer.

Kaum hatten die Truppen der bisherigen Avantgarde ihre Stellungen auf dem nördlichen Ufer eingenommen, als auch schon von allen Seiten ein neuer, mit großer Heftigkeit geführter Angriff des Feindes erfolgte, der mit sehr überlegenen Kräften

die deutsche Abteilung völlig umzingelt hatte. Nur durch das schnelle Eingreifen der 5. Kompagnie zwischen der 2. Kompagnie und dem Fluß konnte eine ernste Gefahr im Rücken abgewendet werden. Die nach dem Abmarsch der Avantgarde rechts der 3. Feldbatterie entstandene Lücke wurde durch die Bastardabteilung ausgefüllt, die sich an das Gros herangezogen hatte. Sie konnte im Verein mit der 3. Batterie den auch von Süden her erfolgenden Angriff um so leichter abweisen, als hier der etwa 200 m breite Rivier freies Schußfeld bot, während auf allen anderen Fronten der dichte Busch die Übersicht völlig verhinderte. Es gelang aber auch auf den anderen Fronten, die mit außerordentlicher Zähigkeit immer wieder vorstürzenden Hereros blutig zurückzuweisen.

Es war jetzt 5⁰⁰ nachmittags. Beim Feinde machte sich nach dem mißlungenen Angriff auf allen Fronten eine gewisse Erschlaffung geltend, die Oberst Leutwein ausnutzte, um mit seinen gesamten Kräften in östlicher Richtung mehrere hundert Meter weit vorzurücken. Man fand hierbei einen Teil der beim Beginn des Gefechts gefallenen Leute der 1. Kompagnie, die unter ständig hin- und herwogendem Feuergefecht beerdigt wurden.

Die Hereros hatten sich indessen von der blutigen Zurückweisung ihres Angriffs bald erholt und begannen von neuem den Feuerkampf, nunmehr auf allernächste Entfernung; nach der Heftigkeit des Feuers zu schließen, mußten sie Zuzug erhalten haben; die Witbois meldeten zudem starke berittene Hererobanden im Rücken, an der Straße nach Okatumba. Der Gegner hatte offenbar Verstärkungen von dem bei Onganjira geschlagenen Teile erhalten und wollte der Hauptabteilung den Rückzug verlegen.

Die Lage gegen Abend.

Den frischen Kräften des Feindes gegenüber hatte die Hauptabteilung bereits seit langem das letzte Gewehr eingesetzt. Die Kräfte der Leute begannen in dem mehr als zehnstündigen heftigen Feuerkampf zu erlahmen, vor allem hatte die Truppe unter dem immer quälender werdenden Durst zu leiden. Die Artillerie hatte sich nahezu gänzlich verschossen, bei der Infanterie wurde die Munition knapp, auf deren Ergänzung konnte bei der Besetzung der Straße nach Okatumba durch den Feind nicht gehofft werden. Die Lage der rings umschlossenen Hauptabteilung wurde bedenklich. Doch plötzlich — es war gegen 5⁰⁰ nachmittags — war in weiter Ferne von Osten her schwacher Kanonendonner vernehmbar; das mußte die Ostabteilung sein! — Hilfe nahte! — Alles atmete erleichtert auf; ihr Eingreifen im Rücken der Hereros mußte den Tag zugunsten der deutschen Waffen entscheiden und die schwache deutsche Abteilung aus gefahrvoller Lage befreien. Allein bald merkte man, daß man durch den Donner eines fern im Osten aufsteigenden Gewitters getäuscht worden war. Von der Ostabteilung war nichts zu hören, auf ihr Eingreifen war am heutigen Tage nicht mehr zu rechnen.

Schon dämmerte es. Der Führer stand vor einem schwerwiegenden Entschlusse: Sollte man während der Nacht ausharren auf dem Gefechtsfelde, um morgen den

Kampf von neuem zu beginnen, oder unter dem Schutz der Dunkelheit den Rückmarsch nach Otjosasu antreten? Man konnte sich nicht länger verhehlen, daß das Zusammenwirken mit der Ostabteilung, auf das sich der ganze Plan aufgebaut hatte, nicht zustande gekommen war. Damit war aber die wesentlichste Voraussetzung für den Erfolg der ganzen Operation geschwunden. Eine Wiederaufnahme des Kampfes am folgenden Tage konnte im günstigsten Falle ein weiteres Zurückdrängen des Feindes nach Osten, nicht mehr einen vernichtenden Schlag, zur Folge haben; hierzu schien die jetzt im Felde stehende Truppe gegenüber dem an Zahl so sehr überlegenen Gegner, der durch die Vereinigung mit den bisher südlich der Bahn befindlichen Hereros einen erheblichen Kräftezuwachs erfahren hatte, noch zu schwach.

Wie aber gestaltete sich die Lage der im dichten Dornbusch eingeschlossenen Abteilung, wenn der weit überlegene Feind, der keinerlei Zeichen von Erschöpfung verriet, in der Dunkelheit in diesem Gelände einen nächtlichen Überfall ausführte? Eine Katastrophe schien dann unvermeidlich. Durfte der Führer die Verantwortung hierfür auf sich nehmen, zumal sichere Aussicht bestand, mit den täglich zu erwartenden Verstärkungen aus der Heimat den Angriff bald unter günstigeren Bedingungen wieder aufnehmen und einen sehr viel wirksameren Schlag ausführen zu können? Jetzt konnte der Abmarsch freiwillig in unerschütterter Haltung ausgeführt werden, was stand bevor, wenn die Truppe, von einem übermächtigen Gegner überwältigt, gezwungen abziehen mußte?

Auf der anderen Seite verhehlte sich der Führer keineswegs die schwerwiegenden Bedenken gegen einen Rückzug. Durfte an einen solchen überhaupt gedacht werden, ehe nicht das Äußerste versucht war? War überhaupt ein Sieg zu erringen, wenn man nicht zugleich die Verantwortung für eine Katastrophe auf sich nehmen wollte?

Oberst Leutwein entschließt sich zum Rückzuge. 8[00] abends.

Zweifel wogten in der Seele des Führers. Schon war völlige Dunkelheit hereingebrochen. Es mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden: Oberst Leutwein entschied sich für den Rückzug und gab um 8[00] abends den folgenschweren Befehl zum Abmarsch auf Otjosasu. Ausschlaggebend war dabei die Aussicht, den Angriff einige Wochen später, nach Eintreffen der Verstärkungen, unter besseren Bedingungen wiederholen zu können. Der tapfere Führer, der sich ohne Rücksicht auf seine Person während des ganzen Tages kaltblütig und unerschrocken dem heftigsten feindlichen Feuer ausgesetzt hatte, hätte sich sonst gewiß nicht gescheut, den Kampf bis zum äußersten durchzuführen.

Den Abmarsch sicherte im Rücken die 6. und in der Marschrichtung die 5. Kompagnie. Im Gros marschierten die Batterien und die Sanitätskarren in der Mitte auf dem Wege, rechts und links von ihnen gefechtsbereit die übrigen Kompagnien. Dadurch, daß in den bisherigen Stellungen vorher überall Lagerfeuer angesteckt worden waren, wurde der Gegner getäuscht und der Abzug zu spät von ihm erkannt. Einen dann noch unternommenen Versuch, den Abmarsch zu stören, wies die Arrieregarde, deren Führung Major v. Estorff übernommen hatte, erfolgreich ab; bei dem so

schwierigen Loslösen vom Feinde bewährte sich von neuem die Umsicht und Kaltblütigkeit dieses alten Afrikaners in hohem Maße.

Um 10⁰⁰ abends wurde Okatumba erreicht, wo aufmarschiert und bis 1⁰⁰ nachts gerastet wurde. Von hier konnte der Marsch, vom Gegner ungestört, in Marschkolonne bis Otjosasu fortgesetzt werden, wo die Abteilung um 5⁰⁰ morgens eintraf. Der Rückzug war in größter Ruhe und Ordnung ausgeführt worden, die Haltung der Truppe ausgezeichnet.

Die Verluste waren auf deutscher Seite im Vergleich zu der Hartnäckigkeit und Dauer des Kampfes nicht hoch: Gefallen waren Hauptmann v. Bagenski, Oberleutnant Reiß und sieben Mann, verwundet Leutnant Findeis und elf Mann, darunter neun schwer.*)

Die Verluste des Feindes waren natürlich nicht festzustellen; wie schwer er aber gelitten haben muß, geht daraus hervor, daß auch er am nächsten Tage, als er erfuhr, daß die deutschen Truppen bei Otjosasu stehen geblieben seien, aus Furcht vor einem neuen Angriff das Gefechtsfeld räumte und, wie später festgestellt wurde, in östlicher und südöstlicher Richtung zurückging; die Hereros haben, wie einige Wochen später durch die Aussagen von Gefangenen und Überläufern bekannt wurde, den Tag von Owiumbo als eine schwere Niederlage empfunden, — eine Tatsache, die durch ihr nachfolgendes Verhalten ihre Bestätigung gefunden hat. Was vor allen Dingen damals durchaus notwendig war, den so übermütig gewordenen Gegner einzuschüchtern, war durch die Kämpfe bei Onganjira und Owiumbo erreicht, und das war unter den obwaltenden ungünstigen Umständen immerhin schon ein nicht zu unterschätzendes Ergebnis. In dem Kampfe selbst waren alle Vorteile des Geländes und der Zahl auf Seiten der Hereros gewesen, während für die Deutschen in diesem dichten Dornbusch die Artilleriewirkung, die so sehr zu dem Erfolge von Onganjira beigetragen hatte, völlig ausfiel und auch die bessere Ausbildung und Mannszucht der Truppen nicht hatte zur Geltung kommen können. Die Ergebnis des Kampfes

„Die öffentliche Meinung in Deutschland einschließlich zahlreicher Afrikakenner," so schrieb Oberst Leutwein am Tage nach dem Gefecht, „hat die Hereros weit unterschätzt. Auch wir hier hatten einen solchen Widerstand nicht erwartet. Die Hereros sagen sich anscheinend, daß sie doch keine Gnade zu erwarten hätten und sind zum äußersten entschlossen. Sie lassen sich mit Gleichmut totschießen, wo auch das Schicksal es mit sich bringt. Der Krieg wird daher erst aufhören, wenn der Feind seine letzte Patrone verschossen hat.

Das Gefecht von Owiumbo hat klar bewiesen, daß die Truppe in ihrer gegenwärtigen Stärke in der Tat nicht ausreicht, um den Aufstand niederzuwerfen.

*) Außer den Offizieren waren gefallen: Sergeant Heinrich, Unteroffizier Reschke, Gefreiter Hamer, Krause, Nicolai, Schwarz, Kriegsfreiwilliger Bönsch; verwundet: Unteroffizier Bartels, Bock, Bunge, Gefreiter Kaiser, Rösch, Schober, Stahlberg, Reiter Fritschka, Rütters, Steffen, Thierfelder.

Die Hereros, zu denen offenbar ein großer Teil der Waterberg- und fast alle Otjimbingueleute gestoßen sind, zählen mindestens 5000 Gewehre. Um ihren Widerstand zu brechen, muß die Truppe so stark sein, daß sie imstande ist, alle Kräfte des Feindes gleichzeitig anzugreifen, und nicht wie jetzt, erst den rechten Flügel und dann den linken. Selbstverständlich kann hierbei von einer »Umzingelung« der Hereros niemals die Rede sein, denn um eine Masse von 50 000 Menschen zu umzingeln, würde die Versammlung einer so starken Truppenmacht gehören, wie sie hier in diesem wasser- und kulturarmen Lande in enger Vereinigung mittelst Ochsengespannen nicht unterhalten werden kann."

Oberst Leutwein beabsichtigte nunmehr, aus der bisherigen Hauptabteilung mit Hilfe der neueintreffenden Verstärkungen eine Westabteilung in Otjosasu und eine Südabteilung bei Onjati zu organisieren; die in ihrer bisherigen Zusammensetzung verbleibende Ostabteilung sollte nach Otjihangwe zurückgenommen und hier neu ergänzt werden. Nach Erlangung ihrer Gefechtsbereitschaft sollten dann alle drei Abteilungen konzentrisch auf Katjapia, den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, vorgehen. Daß der Feind die Ruhepause benutzen würde, um mit seinen Viehherden nach Osten über die Grenze auszuweichen, hielt Oberst Leutwein für wenig wahrscheinlich, da nach seiner Ansicht das ganze Volk der Hereros in seiner alten Heimat „zu siegen oder zu sterben fest entschlossen war". Die am 20. April von der Ostabteilung eingehenden Nachrichten ließen indessen die Durchführbarkeit der geplanten Operation fraglich erscheinen.

11. Die Ereignisse bei der Ostabteilung bis zu deren Auflösung.*)

Die Lage der Ostabteilung nach dem Gefecht von Owikokorero.

Die Ostabteilung hatte sich nach dem Gefecht von Owikokorero bei Onjatu vereinigt.**) Hier erreichte sie am 17. März der Operationsbefehl vom 11.,***) der ihr auftrug, von Ekuja nach Otjihaënena zu marschieren; dieser Befehl war inzwischen von den Ereignissen überholt worden. Der Führer der Ostabteilung mußte selbständig einen den veränderten Verhältnissen entsprechenden Entschluß fassen. Bei der damaligen Lage**) erschien ihm abwartendes Verhalten bei Onjatu geboten, bis die Hauptabteilung zum Vormarsch bereit war. Durch ausgedehnten Patrouillengang sollte inzwischen die Aufklärung gegen den bereits festgestellten Gegner fortgesetzt und dauernd die Fühlung mit ihm erhalten werden, eine Aufgabe, deren Erfüllung bei der geringen Zahl von Berittenen und dem mangelhaften Zustande der Pferde in dem unübersichtlichen Buschgelände allerdings nicht leicht war. An das Hauptquartier wurde unverzüglich Meldung von diesem Entschluß erstattet.

Am 21. März trafen aus Windhuk die erwähnten, der veränderten Lage Rechnung tragenden Weisungen ein:†) nach diesen war die Hauptabteilung am 1. April

*) Kriegsgliederung siehe Anlage. **) Seite 321. ***) Seite 341. †) Seite 343.

operationsbereit. Die Ostabteilung sollte einen Abzug des Gegners nach Nordosten verhindern, ihm Abbruch tun, wenn er an ihren Flügeln vorbeigehen sollte, und mit den anderen Abteilungen tunlichst zusammenwirken.

Gleichzeitig mit diesen Weisungen ging die Meldung ein, daß der Gegner Owikokorero geräumt habe. Sofort wurde die berittene Abteilung zur Besetzung der Wasserstelle und Erkundung der Abzugsrichtung des Gegners vorgesandt; sie stellte dessen Abmarsch auf Okatumba fest. Nunmehr wurde ihr aufgetragen, fürs erste in Owikokorero zu bleiben, die Verbindung mit der in der Nähe vermuteten Westabteilung herzustellen und auf Okatumba und Otjikuoko aufzuklären. Am 24. wurde der Marsch größerer Hererotrupps von Okatjongeama in der Richtung auf Otjiamongombe erkannt. Es waren dies die von der Westabteilung in östlicher Richtung abgedrängten Omaruruleute, die den Anschluß an die bei Owiumbo stehenden Hereros suchten. Da gleichzeitig noch weitere Trupps von Norden, Nordwesten und Westen in der Richtung auf Owikokorero vorrückten, so schien die Lage der schwachen berittenen Abteilung bei Owikokorero gefährdet; sie ging deshalb wieder nach Onjatu zurück.

Die Ostabteilung geht nach Owikokorero vor. 29. März.

Es war nunmehr von großer Wichtigkeit, die fernere Marschrichtung der gemeldeten feindlichen Trupps festzustellen. Da jedoch die berittene Abteilung infolge der außergewöhnlichen Anspannung der Pferde durch den wochenlangen Patrouillendienst hierzu nicht imstande war, entschloß sich Major v. Glasenapp, mit der gesamten Abteilung nach Owikokorero zu marschieren und den Verbleib des Gegners zu erkunden. Am 29. März wurde Owikokorero erreicht. Nach den vorgefundenen Spuren wurde festgestellt, daß von Norden kommende Herero-Abteilungen Owikokorero im Westen umgangen hatten und nach Süden abmarschiert waren. Der Gegner war also in der Versammlung am oberen Swakop begriffen. Der Weg nach Okaharui wurde vom Feinde frei gefunden. Die Ostabteilung sah nun ihre Aufgabe darin, sich bis zum 1. April, an dem der Vormarsch der Hauptabteilung erwartet wurde, so bereit zu stellen, daß sie rechtzeitig von Nordosten her eingreifen konnte. Hierfür war Otjikuoko der gegebene Punkt. Seine Lage gestattete, sich dem Gegner, wenn er von der vereinigten Haupt- und Westabteilung gedrängt wurde, frontal oder durch seitlichen Abmarsch vorzulegen.

Major v. Glasenapp rückt nach Otjikuoko. 1. April.

Major v. Glasenapp beschloß daher, sich hier am 1. April mit der gesamten Ostabteilung aufzustellen, und schickte am 31. März Meldung hiervon an den Oberbefehlshaber. Nach beschwerlichem Marsche durch dichten Busch wurde Otjikuoko am 1. April 12^{00} mittags erreicht. Sofort wurden Patrouillen vorgesandt und Beobachtungsposten eingerichtet, um den Verbleib der Hauptabteilung festzustellen. Es war indes weder von dieser noch vom Gegner irgend etwas zu sehen. Am Abend abgeschossene Leuchtraketen fanden keine Erwiderung. Von der Hauptabteilung fehlte jede Nachricht; Zweifel tauchten auf, ob sie überhaupt vormarschiert wäre. War dies nicht der Fall, dann war der vereinzelte Vormarsch der Ostabteilung nicht nur gefahr-

voll, sondern auch zwecklos. Am späten Nachmittage hatte die zur Erkundung des Weges Otjikuoko—Otjisaona entsandte berittene Abteilung daselbst zahlreiche in südlicher Richtung in das Gebirge führende Viehspuren gefunden. Dies legte die Vermutung nahe, daß der Tetjostamm versuchen werde, durch das Gebirge wieder nach Osten abzuziehen, zumal er in dieser Richtung keinen Widerstand finden konnte. Eine derartige Bewegung des Feindes mußte aber die Verbindungen der Ostabteilung ernstlich bedrohen. Unter diesen Umständen entschloß sich der Führer, als auch am Vormittage des 2. April noch keinerlei Kenntnis von dem Vormarsch der Hauptabteilung zu erlangen war, am Nachmittage dieses Tages über Okaharui—Otjikuara nach Onjatu zurückzugehen, bereit, bei einer Bedrohung seiner Verbindungslinie nach Süden abzumarschieren und sich dem Gegner vorzulegen, wenn er aus den Onjatibergen in östlicher Richtung heraustreten sollte. Am Abend des 2. April wurde Okaharui erreicht.

Gefecht bei Okaharui am 3. April.

Am 3. April wurde gegen 6^{00} vormittags der Weitermarsch auf Otjikuara angetreten. Der Weg führte andauernd durch dichten Busch, und der aus 22 Ochsenwagen bestehende Fuhrpark verzögerte das Vorwärtskommen sehr. Das Gros marschierte in folgender Marschordnung: 4. Marine-Infanterie-Kompagnie, Artillerie, Schutztruppen-Kompagnie, Wagenkolonne. Die Arrieregarde, bei der auch Major v. Glasenapp ritt, bildete die 1. Marine-Infanterie-Kompagnie. In dem Busch war eine Übersicht über die etwa $2^1/_2$ km lange Marschkolonne nicht vorhanden. Die berittene Abteilung war mit besonderem Auftrage auf Onjatu vorausgesandt.

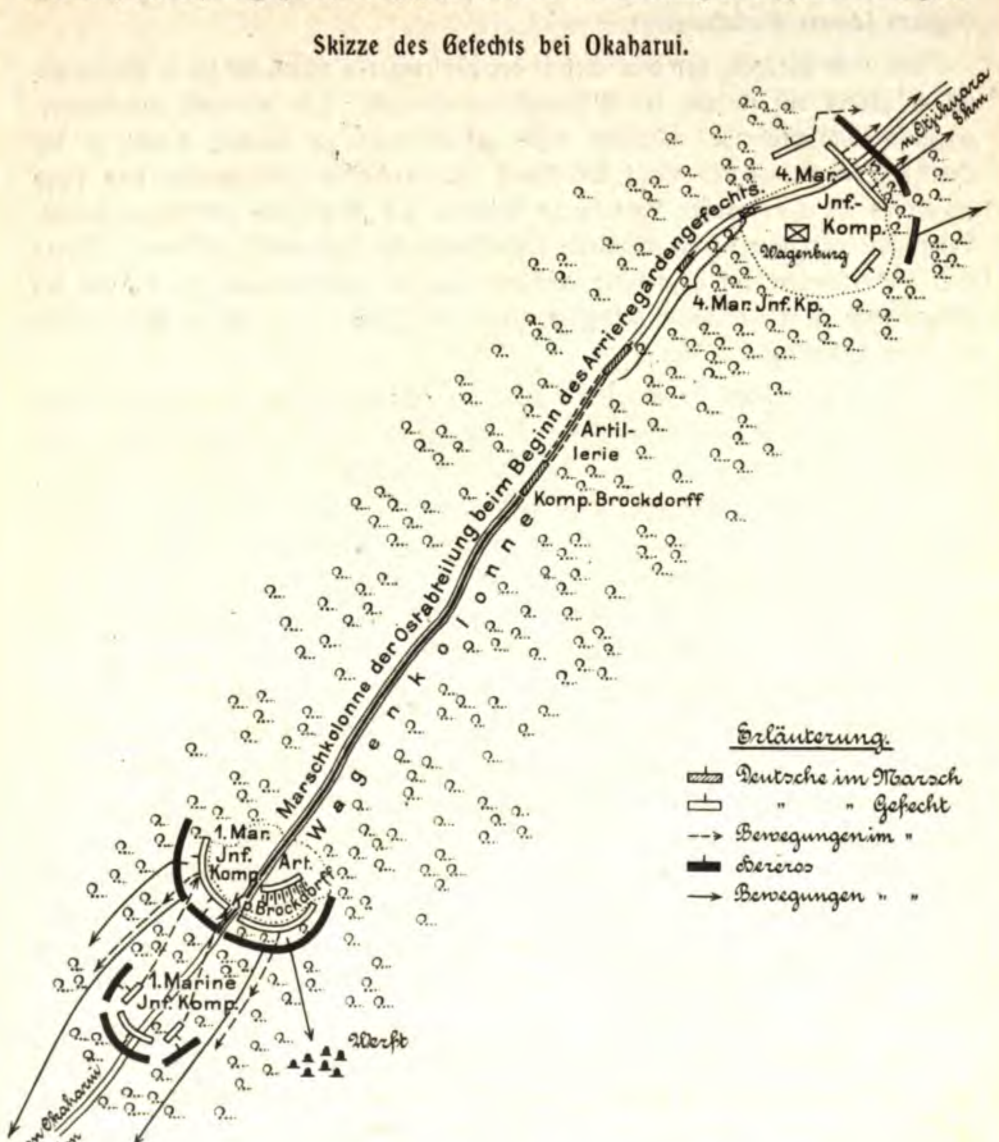
Bald nach 8^{00} vormittags trafen fünf von Seeis über Otjikuara gekommene Proviantwagen bei der Abteilung ein, mit ihnen die so sehnlich erwarteten Befehle des Truppenkommandos. Während einer kurzen Rast durchflog sie Major v. Glasenapp und ersah aus ihnen, daß die Hauptabteilung erst „um den 6. April herum“ den Vormarsch von Okahandja auf Otjosasu antreten werde. Als die Kolonne wieder in Marsch gesetzt war, eilte auch der Major v. Glasenapp mit seinem Stabe vor, um einen geeigneten Lagerplatz für die Mittagsrast auszusuchen.

Die Arrieregarde wird von den Hereros angefallen. Gegen 9^{00} vormittags.

Kurz nachdem er die Arrieregarde verlassen hatte, näherten sich mehrere Herérotrupps der Nachspitze. Um sie zu verjagen, ließ deren Führer, Leutnant der Reserve Nörr, einige Schüsse abgeben. Doch plötzlich schlug von allen Seiten ein überwältigendes Feuer auf die schwache Abteilung ein. Die Arrieregarden-Kompagnie machte sofort Front und ihr Führer entsandte den Rest des zweiten Zuges zur Aufnahme der hart bedrängten Nachspitze. Doch ehe dieser noch in das Gefecht trat, war er auch schon von dem größtenteils berittenen Gegner in beiden Flanken umfaßt. Nur durch das sofortige Einsetzen je eines Halbzuges des dritten Zuges rechts und links vom Wege konnte der zurückweichende zweite Zug aus seiner gefahrvollen Lage befreit werden. Der Führer der Nachspitze, Leutnant der Reserve Nörr, sowie mehrere Leute waren, tödlich getroffen, in der ersten Stellung liegen geblieben. Auf ganz nahe Entfernung

entwickelte sich ein heftiger Feuerkampf. Zur Unterstützung setzte Hauptmann Fischel bald auch den ersten Zug ein, der sich in die vorderen Abteilungen einschob. So lag die

Skizze des Gefechts bei Okaharui.



Kompagnie in einer Linie ausgeschwärmt, die Flanken durch je einen zurückgebogenen Halbzug gedeckt. Nach einiger Zeit stürzte der Gegner in dichten Massen vor, um die ihm an Zahl weit unterlegene Kompagnie zu überrennen. Doch alle Anläufe scheiterten an dem ruhigen und wohlgezielten Feuer der Seesoldaten, das dem Gegner namhafte

Verluste zufügte. Schließlich ließ der Feind von seinem Versuche ab und nahm von neuem den Feuerkampf auf, in dem die Kompagnie bei der großen Überlegenheit des Gegners schwere Verluste erlitt.

Das Gros greift in das Gefecht ein.

Die erste Meldung von dem Gefecht der Arrieregarde erhielt Major v. Glasenapp, als er gerade den Anfang der Wagenkolonne erreichte. Um die weit auseinandergezogene Marschkolonne möglichst rasch gefechtsbereit zu machen, befahl er der Schutztruppen-Kompagnie Graf Brockdorff, im Laufschritt zurückzueilen und einen Buschrand an einer großen Lichtung zu besetzen; auf diese sollte die Arrieregarden-Kompagnie zurückgehen; die Artillerie sollte hinter der Infanterie auffahren. Diesen Befehl überbrachten der Trompeter Lehmann und der Landwehrmann Jakobs von der Schutztruppe zu Pferde unter heftigstem Feuer der Hereros dem in der Schützenlinie liegenden Hauptmann Fischel.

Als die Kompagnie Brockdorff den Rand der Lichtung erreichte, stieß sie bereits auf den Feind und entwickelte sofort alle drei Züge östlich des Weges zum Gefecht. Ihr wirksames Feuer nahm die westlich des Weges zurückgehende Kompagnie Fischel auf, die an der Lichtung rechts von der Schutztruppen-Kompagnie erneut Front machte. Die Artillerie hatte links rückwärts von ihr Stellung genommen. Um sich des hier besonders lebhaft vordrängenden Gegners zu erwehren, mußte sie mit Kartätschen feuern und Teile der vorderen Schützenlinie mußten aus dem Gefecht gezogen werden, um die Deckung des linken Flügels zu übernehmen.

Das Gefecht der 4. Kompagnie.

Der 4. Kompagnie war befohlen worden, mit zwei Zügen nach der Buschlichtung zu rücken und den dritten Zug zur Bedeckung des Trosses, aus dem eine Wagenburg gebildet werden sollte, zurückzulassen. Die Kompagnie hatte kaum die befohlene Bewegung angetreten, als sie plötzlich heftiges Rückenfeuer von zahlreichen Hererotrupps erhielt, die es anscheinend auf die Wagenkolonne abgesehen hatten. Die Kompagnie mußte sofort mit allen Zügen hiergegen entwickelt werden, und es gelang ihr, nicht nur in anderthalbstündigem, heftigem Feuergefecht den Ansturm des Gegners zurückzuschlagen, sie ging vielmehr demnächst ihrerseits zum Angriff über und brachte dem Gegner derartig empfindliche Verluste bei, daß er erneute Versuche zur Wegnahme der Fahrzeuge nicht mehr wagte.

Die Hereros geben den Kampf auf. 12⁰⁰ vormittags.

Inzwischen hatte auch das Gefecht der beiden anderen Kompagnien mit einem vollen Erfolge der deutschen Waffen geendigt, indem der Gegner namentlich durch das überlegene Feuer der Artillerie erschüttert, gegen 12⁰⁰ mittags das Gefecht abbrach und ebenso schnell, wie er gekommen war, in dem dichten Busch verschwand. Er wurde trotz sengender Mittagshitze noch mehrere Kilometer weit zu beiden Seiten des Weges nach Okaharui verfolgt, ohne daß es indes den unberittenen Kompagnien möglich gewesen wäre, den behenden, berittenen Trupps des Feindes noch wesentlichen Abbruch zu tun.

Auf deutscher Seite waren Leutnant der Reserve Rörr und 31 Mann gefallen, Hauptmann Fischel, Leutnant Hildebrandt und fünfzehn Mann verwundet worden.*) Die Mehrzahl von ihnen entfiel auf die Arrieregarde-Kompagnie, die den ersten überfallartigen Anprall des Gegners allein hatte aushalten müssen und deren Nachspitze fast völlig aufgerieben worden war. Die Kompagnie hatte ihre Gefallenen nicht mit zurücknehmen können. Man fand sie später völlig entkleidet und der Waffen beraubt vor der Front wieder. Einzelne seitwärts im Busch liegengebliebene Verwundete hatten die Hereros mit ihren Keulen totgeschlagen, wodurch sich die große Zahl der Toten erklärt. Aber auch der Feind hatte schwer gelitten. 42 tote Hereros lagen auf dem südlichen Kampfplatze vor der Front der Deutschen, und etwa 50 Tote hatte der gegen die Wagen vorgegangene Feind zurückgelassen. Riesige Blutlachen vor der Front der 1. Kompagnie zeigten an, daß der Gegner hier gleich zu Beginn des Gefechts bei seinem Ansturm in dicken Massen schwere Verluste erlitten haben mußte. Die Mehrzahl der Toten und die Verwundeten hatte er jedoch Zeit gehabt zurückzubringen. Seine Stärke soll über 1000 Gewehre betragen haben, während die Ostabteilung nicht mehr als 230 Gewehre hatte ins Gefecht bringen können.

Dank dem entschlossenen Handeln des Führers war die Ostabteilung schnell der gefahrvollen Lage, in die sie geraten war, Herr geworden, und die Sicherheit und Ruhe, mit der alle Befehle ausgeführt wurden, zeigten, wie fest diese Truppe selbst in schwierigen Lagen in der Hand ihrer Führer war.

Nach der Rückkehr der Verfolgungsabteilungen wurden die Gefallenen beerdigt und auf dem blutgetränkten Gefechtsfelde Biwak bezogen. Ein Versuch, die vorausgesandte berittene Abteilung wieder zurückzuholen, um sie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes und Feststellung seines Verbleibs zu verwenden, hatte keinen Erfolg, da der Weg nach Onjatu vom Gegner gesperrt war.

Die Ostabteilung trifft wieder bei Onjatu ein. 4. April.

Am 4. April wurde frühzeitig der Weitermarsch auf Onjatu fortgesetzt. Bei ihrem Eintreffen fand die Ostabteilung hier den Verstärkungstransport unter Hauptmann Fromm**) vor, ebenso die berittene Abteilung.

Befehl des Truppenkommandos.

Die dem Hauptmann Fromm mitgegebenen Weisungen des Truppenkommandos

*) An Mannschaften waren tot: von der 1. Marine-Infanterie-Kompagnie Sergeant Brühl, die Unteroffiziere Dickhoff und Hargens, die Gefreiten Hackert, Seeliger, Sellert, Mennenga, Sponnagel, die Seesoldaten Bettin, Böttge, Geyer, Hacker, Haas, Hahn, Heilmann, Huber, Köhl, Krüger, Liebau, Mack (Michael), Mack (Walter), Paulsen, Sachskorn, Schreiner, Stachowski, Weiler, Weyand, von der 4. Marine-Infanterie-Kompagnie: Unteroffizier Hahl, Seesoldat Klein, von der Sanitätskolonne: Obersanitätsgast Mahnke, von der Schutztruppen-Kompagnie: Gefreiter Wetzel; verwundet: von der 1. Kompagnie: die Unteroffiziere Fritsche und Lungwitz, Gefreiter Michaelsen, die Seesoldaten Frank, Lorenzen, Scherber, Selke, Vollmer; von der 4. Kompagnie: Gefreiter Schmidt, die Seesoldaten Grau und Willien; von der Maschinenkanonen-Abteilung: Oberfeuerwerksmaat Krätzig, Obermatrose Theuerkauf; von der Schutztruppen-Kompagnie: Unteroffizier Vogel, Reiter Kahlert.

**) Seite 345.

vom 29. März*) hatte dieser durch besondere Boten vorausgesandt. Sie trafen zufälligerweise bei der Ostabteilung gleichzeitig mit dem von der Proviantkolonne**) mitgebrachten Befehl vom 23. März***) ein.

Der verspätet eingetroffene Befehl vom 23., der durch die Ereignisse bereits überholt war, hatte der Ostabteilung ausdrücklich einen Angriff verboten, ehe sie nicht von dem bevorstehenden Angriff der Hauptabteilung Nachricht habe. Die Mitteilung hiervon sollten ihr die Weisungen vom 29. bringen, die den am oberen Swakop sitzenden Feind als gemeinsames Operationsziel beider Abteilungen bezeichneten und den Vormarsch der Hauptabteilung über Otjosasu um den 6. April herum in Aussicht stellten.

Major v. Glasenapp wurde jedoch durch die Weisungen vom 29., die noch keine bestimmte Zeitangabe für den beabsichtigten Vormarsch der Hauptabteilung enthielten, veranlaßt, vorläufig bei Onjatu stehen zu bleiben, da er entsprechend dem Befehl vom 23. glaubte, noch bestimmtere Nachricht über die Annäherung der Hauptabteilung abwarten zu sollen; diese hoffte er durch die in Aussicht gestellten Lichtsignale zu erhalten.

Von einem erneuten Vormarsch in das dichte Buschgelände am oberen Swakop ohne die Gewißheit des Vormarsches der Hauptabteilung glaubte er umsomehr absehen zu müssen, als das Bereitstellen zum 1. April vergeblich gewesen war, und die Bewegungsfähigkeit der Ostabteilung durch die zahlreichen Verwundeten und Typhuskranken sich inzwischen wesentlich verringert hatte. Bereit, vorzumarschieren, sobald bestimmtere Nachrichten eingingen, verblieb die Abteilung deshalb einstweilen bei Onjatu.

Die Tätigkeit der Ostabteilung nach dem Gefecht von Okaharui. 5. bis 21. April.

In der folgenden Zeit wurde, soweit es der Zustand der Pferde erlaubte, nach allen Richtungen aufgeklärt. Weder nördlich noch südlich von Onjatu war etwas vom Gegner zu bemerken. Auch die Gegend von Owikokorero und Okaharui wurde vom Feinde frei gemeldet. Vom 6. April ab wurden täglich Versuche gemacht, mit der Hauptabteilung in heliographische Verbindung zu treten. Jeden Abend wurde bis Mitternacht die Gegend in südlicher und westlicher Richtung mit der Signallampe abgeleuchtet, jedoch stets ohne Erfolg. Am 9. April nachmittags glaubte man von ferne Geschützfeuer zu hören. Sofort wurde die berittene Abteilung auf Okaharui vorgesandt und die Kompagnien machten sich marschbereit. Gegen 9^{00} abends kam Oberleutnant v. Winkler mit der bestimmten Meldung zurück, es sei kein Kanonendonner gewesen, sondern nur der Donner heftiger Gewitter, die an diesem Tage rings am Horizonte standen. In Wahrheit war es indes doch Geschützfeuer gewesen, denn an diesem Tage errang die Hauptabteilung den Sieg von Onganjira. Am 13. April, dem Tage von Owiumbo, wurde nirgends Geschützfeuer gehört; anscheinend hat der dichte Busch die Fortpflanzung des Schalles verhindert.

*) Seite 345. **) Seite 344. ***) Seite 364.

Infolge des häufigen Regenwetters, der nächtlichen Kälte und der außerordentlichen Anstrengungen der vorangegangenen Wochen verschlechterte sich der Gesundheitszustand immer mehr. Anfang April stellten sich die ersten Anzeichen einer Typhusseuche ein; von zwölf Kranken am 6. April hatte sich die Zahl am 16. bereits auf 66 erhöht.

Lange konnte die Ostabteilung unter diesen Umständen nicht mehr bei Onjatu bleiben. Von Tag zu Tag wurde der sehnlichst erhoffte Befehl zum Vormarsch und Angriff erwartet, aber keinerlei Nachrichten trafen über den Verbleib der Hauptabteilung ein. Endlich am 20. April kamen sie. Die vereinigte Haupt- und Westabteilung waren nach schwerem Gefecht bei Owiumbo auf Otjosasu zurückgegangen, und die Operationen sollten erst nach mehreren Wochen wieder aufgenommen werden, wenn neue Verstärkungen eingetroffen seien. Während dieser Zeit sollte die Ostabteilung sich rein verteidigungsweise verhalten. Ein Linksabmarsch nach Otjihangwe wurde freigestellt und die Beobachtung des Gegners von Owikokorero und Onjatu aus anheimgegeben.

Ein weiteres Verbleiben der Ostabteilung bei Onjatu war indessen bei der immer mehr Opfer fordernden Typhusepidemie unmöglich geworden. Durch Krankheit und Gefechtsabgänge war die ursprüngliche Stärke der Abteilung von 25 Offizieren 509 Mann auf dreizehn Offiziere 276 Mann herabgesunken, und täglich kamen Neuerkrankungen hinzu.

Die berittene Abteilung hatte seit dem 16. April das Lager verlassen, um zur Herstellung der immer noch fehlenden Verbindung mit der Hauptabteilung nach Seeis zu marschieren. Hier war sie vom Oberkommando festgehalten worden, so daß sich zur Zeit bei der Ostabteilung nur noch neun brauchbare Pferde befanden. Mit diesen den Gegner von Onjatu und Owikokorero aus zu beobachten, war unmöglich. In Anbetracht alles dessen entschloß sich Major v. Glasenapp schweren Herzens, mit der Ostabteilung nach Otjihaënena zu marschieren, wo er am 24. April eintraf. Hier wurde im Missionsgebäude mit den inzwischen aus Windhuk eingetroffenen Hilfsmitteln ein festes Lazarett eingerichtet, so daß den Kranken endlich etwas bessere Pflege zuteil werden konnte.

Unterwegs ging am 22. April die am 10. von Otjosasu abgesandte Benachrichtigung über das Gefecht bei Onganjira ein, die in Seeis liegen geblieben war, mit ihr der Befehl, unter allen Umständen von Onjatu nach Otjihangwe abzurücken. Der selbständige Entschluß des Majors v. Glasenapp entsprach also den Absichten des Truppenkommandos.

Die Ostabteilung war durch die Typhusepidemie, Transportkommandos und Abgabe von Krankenpflegern in ihrer Gefechtskraft so geschwächt, daß sie ohne die berittene Abteilung für die Operationen nur noch über 151 Mann verfügte. Nunmehr wurde die ganze Abteilung in Otjihaënena in Quarantäne gelegt und fiel damit für

die demnächst wieder beginnenden kriegerischen Unternehmungen aus. Durch Befehl vom 6. Mai wurde sie aufgelöst. Nur die in Seeis befindliche berittene Abteilung, die vom Typhus verschont geblieben war, fand sofort wieder Verwendung im Felde.

Glänzende kriegerische Erfolge sind der Ostabteilung versagt geblieben; sie hatte in außergewöhnlicher Weise unter der Ungunst der Verhältnisse leiden müssen und schließlich einen weit gefahrvolleren Feind als die Hereros zu bekämpfen: den Typhus. Die große Hingabe der Truppe bei den außergewöhnlichen Entbehrungen und Anstrengungen, die infolge des Fehlens von Pferden in besonderem Maße an die Abteilung herantraten, und die standhafte Pflichterfüllung auch in schwierigen Lagen verdienen um so wärmere Anerkennung.

Der durch das Zusammenwirken der Haupt- und Ostabteilung beabsichtigte wirksame Schlag war, wenn auch bei Onganjira ein voller taktischer Erfolg errungen war, wegen der großen Überlegenheit des Gegners an Zahl und der ungeheuren Schwierigkeiten des Geländes nicht geglückt. Die großen Entfernungen der Abteilungen untereinander, die noch obendrein durch den Feind getrennt waren, machten eine schnelle und zuverlässige Befehlsübermittlung unmöglich. Vor allen Dingen wurde es verhängnisvoll, daß die abändernden Befehle vom 23. März, die der Ostabteilung ein abwartendes Verhalten vorschrieben, diese zu spät erreichten.

12. Vorbereitungen für weitere Kämpfe.

Aufstellung der im März angeforderten Verstärkungen.

Inzwischen waren in der Heimat die Anfang März angeforderten*) weiteren Verstärkungen in derselben Weise wie bisher durch das Oberkommando der Schutztruppen zusammengestellt, bekleidet und ausgerüstet worden. Am 25. und 30. März und am 7. April gingen sie in vier Transporten unter den Majoren v. d. Heyde und v. Mühlenfels sowie den Hauptleuten Stahl und Rembe von Hamburg ab. Ihnen wurden zum ersten Male die zur Bespannung und Berittenmachung notwendigen Pferde aus Deutschland mitgegeben, und zwar waren durch Vermittelung des preußischen Kriegsministeriums kleine, zähe ostpreußische Bauernpferde angekauft und dem Oberkommando überwiesen worden. Ein Teil des Bedarfs, etwa 300 Pferde, wurde durch Abgaben der Kavallerie gedeckt.

Im ganzen betrug die Zahl der der Schutztruppe zugeführten Verstärkungen 55 Offiziere und Ärzte, elf Beamte, 1164 Mann, 1200 Pferde, 18 Feldgeschütze C. 96 und eine 3,7 Maschinenkanone. Die Überfahrt sämtlicher Transporte ging schnell und anstandslos von statten. Vorzügliche Ergebnisse wurden bei den Pferdetransporten erzielt, indem im ganzen nur zehn Pferde an Lungenentzündung eingingen. Das Eintreffen in Swakopmund erfolgte zwischen dem 17. und 28. April.

---

*) Seite 341.

Mit dem Transport von Mühlenfels waren auch der dem Kommandeur der Schutztruppe als Generalstabsoffizier überwiesene Major Quade und der Feldintendant Intendanturassessor v. Lagiewski eingetroffen. Auf Befehl des Obersten Leutwein übernahm Major Quade die einheitliche Regelung der Dienstgeschäfte im Hauptquartier, zu dem bereits vorher vom Stabe des Marine-Expeditionskorps die Hauptleute Salzer und Bayer vom Generalstabe, Oberleutnant v. Bosse und Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke übergetreten waren. Neben der unter den vorliegenden Verhältnissen besonders schwierigen Durchführung der Mobilmachung der zahlreichen neu eingetroffenen Verstärkungen traten in diesem Zeitabschnitt an das Hauptquartier unzählige Anforderungen heran. Mit dem Anwachsen der Streitkräfte machte sich gebieterisch die Notwendigkeit einer einheitlichen Ausgestaltung der Stärken der einzelnen Truppenverbände und ihrer Ausrüstung mit Fahrzeugen sowie deren einheitlicher Beladung mit Verpflegung, Schießbedarf, Sanitätsmaterial und Feldgerät geltend. Die Notwendigkeit, jedem neuen Verbande einen Stamm an alten, mit dem Lande vertrauten Leuten sowie zuverlässige Eingeborene als Führer mitzugeben, zwang zu zahlreichen Schiebungen.

Die Sicherstellung des Nachschubes bedingte umfassende Maßnahmen für den weiteren Ausbau des Etappen- und Eisenbahnwesens, Aufstellung von Etappenfuhrparks, Einrichtung von Pferde-, Esel-, Ochsen- und Wagensammelstellen, besonderer Wagenwerkstätten, Bekleidungs-, Ausrüstungs-, Munitions- und Lazarett-Reservedepots. Auch der Nachrichten- und Feldsignaldienst mußte weiter ausgestaltet werden. Im Schutzgebiet bei der Reichspostverwaltung noch vorhandener Telegraphendraht wurde unter Benutzung zweier bei der Bahn- und Postverwaltung entbehrlicher Morseapparate zum Bau einer Feldtelegraphenleitung von Okahandja nach Otjosasu und später weiter nach Owikokorero benutzt. Der Mangel an Telegraphentruppen machte sich überaus störend fühlbar. Höchste Anspannung aller Angehörigen des Hauptquartiers war notwendig, um in kurzer Zeit alle diese Maßnahmen zur Ausführung zu bringen.

Kaum zu überwindende Schwierigkeiten stellten sich insbesondere der Beschaffung eines ausreichenden Fuhrparks, der erforderlichen Zugtiere und der Anwerbung des unentbehrlichen eingeborenen Treiberpersonals entgegen. Sehr schwierig war auch die Neuordnung und selbständige Ausgestaltung der Feldintendantur; die Verhältnisse lagen auf diesem Gebiete dadurch besonders verwickelt, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Intendanturgeschäfte der Schutztruppe nebenamtlich von der Finanzabteilung des Gouvernements versehen worden waren, der die betreffenden Beamten nicht ohne weiteres entzogen werden konnten.

Die schnellere Bereitstellung der eintreffenden Transporte selbst war infolge der Mitgabe der Pferde zwar wesentlich erleichtert, aber bis zur endgültigen Marschbereitschaft waren noch umfangreiche und zeitraubende Maßnahmen erforderlich; Mann

und Pferd mußten in die afrikanischen Verhältnisse eingewöhnt, Ochsen und Esel erst zugfest gemacht werden.

Schon bei der Landung in Swakopmund machten sich Schwierigkeiten geltend, da die zunehmende Versandung des Hafens die Arbeit des Landens in immer empfindlicherer Weise störte, und alle Aushilfen sich als unzulänglich erwiesen. Nach ihrer Ausschiffung mußten die Truppen mit Rücksicht auf die Verpflegung und Unterbringung auf die größeren Stationen zwischen Swakopmund und Okahandja verteilt werden. An allen diesen Stationen mußten Zweigproviantdepots errichtet, große Stallzelte zur Unterbringung von Mann und Pferd aufgeschlagen werden. Ganz besondere Vorkehrungen erforderte die Wasserversorgung, da einzelne Stationen kaum das für die Speisung der Lokomotiven nötige Wasser aufbringen konnten.

Die ganzen umfangreichen Mannschafts- und Materialtransporte mußten auf der wenig leistungsfähigen Eisenbahn bewirkt werden. Die Pferde gingen in der Mehrzahl mit Fußmarsch von Swakopmund nach den Mobilmachungsorten ab, blieben aber auch der Wasserversorgung und Verpflegung wegen nahe der Bahn, da die Verpflegung bei der erst in Karibib oder Okahandja möglichen Ausstattung mit Fahrzeugen mit der Bahn bereitgestellt werden mußte. Um die Mobilmachung noch weiter zu beschleunigen und vor allem, um schnell an Stelle der zur Verfolgung des abziehenden Feindes nach Norden marschierenden Abteilung Estorff verwendungsbereite Truppen in die Hand zu bekommen, mußten später doch zahlreiche Pferde mit der Bahn nach Okahandja geschafft werden.

Der Umsicht und Tatkraft des Leiters des Feldeisenbahnwesens, Hauptmanns Witt, und der Hingabe aller im Eisenbahndienst tätigen Offiziere, Beamten und Mannschaften ist es zu danken, daß die Eisenbahn in dieser Zeit die ununterbrochen auf die Höchstleistung gesteigerten Anforderungen ohne wesentliche Störungen bewältigt hat.

An den Mobilmachungsorten begann die Einteilung und Zusammenstellung der Mannschaften in Kompagnien und Batterien. Im ganzen war die Formierung von sechs neuen Kompagnien und zwei Feldbatterien beabsichtigt. Alle diese Arbeiten waren um so schwieriger, als es allenthalben auf dem fremden Kriegsschauplatz, der in seiner Kulturarmut ohne Wege und Wasser streckenweise einer Wüste glich, unter dem Zwang dringlicher Verhältnisse völlig Neues zu schaffen galt, für das es an Erfahrungen fehlte.

Die getroffenen Maßnahmen bewährten sich indes überall und wurden vorbildlich für die Mobilmachung aller später eintreffenden Verstärkungen. Die hierbei gemachten Erfahrungen sind von dauerndem Wert für spätere überseeische Unternehmen. Die in jenen wenigen Wochen bewältigte Arbeit ist eine Leistung, die der Hingabe, der Umsicht und dem Anpassungsvermögen jedes einzelnen der Beteiligten ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

Auch für die Ausbildung der neu aufgestellten Truppenteile war längere Zeit erforderlich; denn es galt, die in den Aprilkämpfen gemachten Erfahrungen auszunutzen

und die hier zutage getretenen Mängel und Lücken auszufüllen. Der Unterschied zwischen der kriegerischen Brauchbarkeit der alten und neuen Schutztruppensoldaten war in den bisherigen Gefechten deutlich hervorgetreten. Auch die Hereros sollen diesen Unterschied erkannt haben. Wenigstens wird einem ihrer Großleute die Äußerung zugeschrieben: „Die alten deutschen Soldaten fürchten wir, die neuen aber nicht, die kommen direkt von der Mutter.“ Den Infanteristen fehlten Kenntnisse im Reiten und in der Pferdepflege, während bei den Kavalleristen die Ausbildung im Schießen und Gefechtsdienst nicht den Anforderungen entsprach. Das Fechten im Busch mußte für alle Neueingetroffenen zum Gegenstand gründlichster Übung gemacht werden; auch die Artillerie hatte zu lernen, sich mit den besonderen Schwierigkeiten eines Kampfes im Busch abzufinden. Die Selbständigkeit des einzelnen Mannes mußte bei der Schwierigkeit der Gefechts- und Feuerleitung im Busch mit allen Mitteln gehoben, auch die Schwierigkeit des Munitionsersatzes und der Wert, der deshalb jeder einzelnen Patrone zukommt, mit eiserner Strenge erneut zum Bewußtsein gebracht werden.

Die Entsendung weiterer Verstärkungen wird beschlossen.

Der unerwartet zähe Widerstand der Hereros in den letzten Gefechten hatte gelehrt, daß die bisher entsandten Verstärkungen zu einer schnellen und erfolgreichen Niederwerfung des Aufstandes nicht ausreichen würden; auch mußte für die durch das Ausscheiden der Ostabteilung fehlenden Kräfte Ersatz geschaffen werden. Es wurde deshalb beschlossen, weitere 500 berittene und 500 unberittene Mannschaften, eine Feldbatterie und vier Geschütze C. 96 als Ersatz für die 5,7 cm Geschütze für den Norden und, zur Sicherheit der weißen Bevölkerung und für unvorhergesehene Fälle, 150 Berittene und eine Batterie C. 96 für den Süden zu entsenden. Eine schon früher beantragte Maschinengewehrabteilung, drei Funkentelegraphenstationen sowie eine Verstärkung der Eisenbahntruppen wurden noch am 30. April von Hamburg aus abgesandt.

13. Der Wiederbeginn der Operationen. — Übernahme des Oberkommandos durch Generalleutnant v. Trotha.

Die Hereros verlassen die Gegend von Katjapia. Ende April.

Hatte schon die Notwendigkeit, die bisherige Ostabteilung in Quarantäne zu legen, die Ausführung der neuerdings geplanten konzentrischen Operation gegen Katjapia*) in Frage gestellt, so trat Ende April völlig unerwartet ein Ereignis ein, das alle bisherigen Pläne und Absichten über den Haufen warf und eine ganz neue Lage schuf: die Hereros begannen ihre bisher so hartnäckig behaupteten Stellungen um Katjapia zu räumen und mit ihren Hauptkräften in der Richtung auf Otjiamongombe (am Wege Okahandja—Omusema) zurückzugehen. Bestimmt hatte sie anscheinend hierzu einmal der Mangel an ausreichender Weide für ihr zahlreiches zusammengestohlenes Vieh und an Wasser für die auf engem Raume zusammengedrängte Menschenmasse.

*) Seite 362.

Dann aber — und dies wurde erst nachträglich bekannt — waren sie durch die sehr starken Verluste, die sie in den letzten Gefechten erlitten hatten, weit mehr erschüttert, als anfänglich angenommen worden war; der Oberhäuptling Samuel war verwundet und mehrere Großleute gefallen.

Hinsichtlich der weiteren Absichten der Hereros bestanden nun zwei Möglichkeiten: entweder suchten sie durch den Distrikt Gobabis oder den Omuramba-u-Omatako entlang über die Grenze nach Osten zu entkommen, oder sie strebten, was Oberst Leutwein für das Wahrscheinlichere hielt, dem Waterberge zu, um sich mit der hier bereits stehenden, auf 800 Gewehre geschätzten Gruppe zu vereinigen und dann den Entscheidungskampf anzunehmen; schlimmstenfalls stand ihnen dann immer noch der Rückzug nach dem Owambolande offen.

Die Verhältnisse im Norden und Osten. Die 8. Kompagnie marschiert nach dem Norden.

Ein Entweichen des Feindes nach Norden oder Osten zu verhindern, war zunächst nicht möglich. Hier standen nur schwache deutsche Abteilungen, die dazu nicht imstande waren. Im Norden hatte der Distriktschef von Grootfontein, Oberleutnant Volkmann, mit den 35 ihm zur Verfügung stehenden Schutztruppenreitern Coblenz besetzt, um von hier aus entsprechend den Weisungen des Oberkommandos vom 18. März, soweit es in seinen Kräften stand, den Omuramba-u-Omatako zu sperren. Gelegentlich eines zu diesem Zwecke ausgeführten Patrouillenrittes überfiel er Ende April mehrere Hererowerften, die in der Gegend von Karupuka und Okanguindi im Busch versteckt lagen, wobei an dem letzteren Orte von der nur zwölf Mann starken Patrouille 31 Hereros niedergemacht wurden. Zu seiner Verstärkung wurde Anfang Mai von Karibib aus die neugebildete 8. Feldkompagnie mit zwei Geschützen und zwei Maschinengewehren, im ganzen 176 Mann unter Oberleutnant v. Zülow, über Omaruru—Outjo nach dem Norden in Marsch gesetzt.

Die Abteilung Zülow, deren vereinzelter Vormarsch nicht unbedenklich erschien, erreichte am 29. Mai Otawi und trat unter den Befehl des Oberleutnants Volkmann. Dieser beschloß, bei seinen schwachen Kräften sich auf die Besetzung dieses Ortes und Grootfonteins zu beschränken und das bisher besetzte Coblenz aufzugeben. Von Otawi aus konnten die nach Norden führenden Rückmarschrichtungen der Hereros am leichtesten beherrscht werden; die Gefahr eines Entweichens des Feindes nach Nordosten Omuramba-u-Omatako abwärts war bei dem um diese Zeit im Sandfeld eintretenden Wassermangel in den Hintergrund getreten.

Teile der Hereros überschreiten die englische Grenze.

Im Osten befand sich nur die schwache Besatzung von Gobabis unter Oberleutnant Streitwolf, sowie in Rietfontein (Nord) zur Bewachung der Grenze der Leutnant Eymael mit wenigen Reitern. Dieser hatte Ende März festgestellt, daß sich nicht nur Hereros in der Nähe der Grenze am Epukiro herumgetrieben, sondern daß sie auch bereits in größerer Anzahl mit sehr viel Vieh die englische Grenze überschritten hatten. Die englische Regierung beabsichtigte zwar nach Angabe der Grenzbeamten, die übergetretenen Hereros in Konzentrationslagern unterzubringen und die an der Ermordung

deutscher Ansiedler beteiligten sowie das gestohlene Vieh auszuliefern; da ihr jedoch in dem Hunderte von Kilometern langen Grenzgebiete nur eine ganz geringe Anzahl von Polizisten zur Verfügung stand, war auf die Ausführung dieser Absicht nicht zu rechnen. Deutscherseits den Übertritt der Hereros auf englisches Gebiet und die Rückkehr ausgeruhter, mit Verpflegung und Schießbedarf neu ausgestatteter Aufständischer zu verhindern, war bei der Schwäche der wenigen, zudem weit voneinander getrennten Stationen unausführbar. Die Besatzung des Distrikts Gobabis wurde nunmehr durch die vom Typhus verschont gebliebenen Berittenen der früheren Ostabteilung unter Oberleutnant v. Winkler verstärkt.

Aber auch nach dem Eintreffen dieser Verstärkungen waren die schwachen Abteilungen im Norden und Osten nicht imstande, einen Abmarsch der Hereros zu verhindern; es fiel ihnen vielmehr vor allem eine aufklärende Tätigkeit und im Falle eines Abmarsches des Feindes die Aufgabe zu, diesen tunlichst an seinem Vieh zu schädigen.

Die Verwendung der bisherigen Hauptabteilung.

Von den augenblicklich bei Otjosasu stehenden Kräften waren sofort verwendungsbereit nur die 1., 2., 4., 6. Feldkompagnie, die 3. Feld- und die 2. Gebirgsbatterie, vier Maschinengewehre sowie die Bastardabteilung, alles zusammen 706 Mann. Diese Kräfte waren nach Zahl und Aufstellung ebenfalls nicht in der Lage, die Hereros am Ausweichen zu hindern, falls sie dazu entschlossen sein sollten. Sie wurden jetzt dem Major v. Estorff mit dem Auftrage unterstellt, dem Feinde unmittelbar zu folgen, um die Fühlung mit ihm aufrechtzuerhalten und ihm nach Möglichkeit die östliche Flanke abzugewinnen. Die aus den Verstärkungen und den bei Otjosasu verbleibenden Truppen neu aufzustellende Hauptabteilung sollte aus der 5., 7., 9., 10., 11., 12. Feldkompagnie, der 4., 5. und 6. Feldbatterie und der Witboi-Abteilung bestehen und nach beendigter Mobilmachung der Abteilung Estorff folgen; dies war indessen nicht vor Ende Mai zu erwarten.

Die nicht in Quarantäne befindlichen Teile der Marine-Infanterie und die in der Umbewaffnung mit Geschützen C. 96 begriffene 1. Feldbatterie fanden zunächst an den rückwärtigen Verbindungen Verwendung; dem bisherigen Führer der Ostabteilung, Major v. Glasenapp, wurde die Leitung des Etappenwesens übertragen.

Major v. Estorff tritt den Vormarsch an. 4. Mai.

Major v. Estorff trat mit der ihm unterstellten Abteilung am 4. Mai von Otjosasu den Vormarsch auf Okatumba an. Er sollte zwar Fühlung mit dem Feinde halten, ein energisches Nachdrängen aber lag umsoweniger in seiner Aufgabe, als es nur im Interesse der Deutschen liegen konnte, wenn die Hereros sich bald wieder setzten und nicht in Gebiete auswichen, die sich entweder ganz außerhalb des deutschen Machtbereichs befanden oder doch durch ihre weite Entfernung von der Bahn eine gewaltige Verlängerung der Landetappenlinien bedingten. Auch zwangen das schwierige Buschgelände nordwestlich der Onjatiberge und die geringe Stärke der Kolonne, die für die nächste Zeit auf keinerlei Unterstützung rechnen konnte, zur Vorsicht.

Schon bei Okatumba wurden zahlreiche nach Norden und Nordosten führende

Spuren entdeckt. Auch Onjatu sollte noch stark vom Feinde besetzt sein. Die Abteilung erreichte am 6. Otjituesu, wo die 1. Feldkompagnie eine Hererobande überraschte, die unter Zurücklassung von Vieh und nach Verlust mehrerer Leute eiligst flüchtete. Daraufhin wurde am 7. der Marsch über Okahanni auf Otjituara fortgesetzt. Bei Otjituesu blieben die 6. Kompagnie und die Bastard-Abteilung stehen. Bis zum 8. Mai wurde festgestellt, daß schon am 4. eine starke feindliche Kolonne Owikokorero in nördlicher Richtung verlassen hatte; auch nordwestlich vom Omatakoberge waren Staubwolken gesehen worden. Die weitere Aufklärung ergab dann bis zum 11., daß der Feind aus der Linie Owikokorero—Otjituara, in zahlreiche Gruppen verteilt, im vollen Rückzuge nach Norden, Nordosten und Nordwesten begriffen war. Bei einzelnen ließ sich bereits erkennen, daß sie dem Waterberge zustrebten. Bald darauf wurde auch Okajanja vom Feinde frei gefunden, während bei Engombe (etwa 35 km nordöstlich Owikokorero) nur noch vereinzelte Hereros festgestellt wurden.

Die Abteilung selbst blieb vorläufig bei Onjatu stehen, ein Teil mußte des schlechten Wassers halber nach dem nahegelegenen Okatakumbe verlegt werden. Mehrere der vorgefundenen Wasserlöcher waren vergiftet; in einem lag eine tote Schlange, in anderen befanden sich tote Hunde — „lauter kleine Aufmerksamkeiten der Hereros gegen uns" — heißt es in dem Berichte des Majors v. Estorff. Erst als bis zum 16. Mai weitere Nachrichten eingingen, nach denen eine Vereinigung der gesamten Hererogruppen in der Gegend von Omukaruhimana (etwa 60 km nordöstlich Onjatu) immer wahrscheinlicher wurde, ging Major v. Estorff am 19. von Onjatu auf Engaramau—Omukaruhimana weiter vor, um dem Gegner vorsichtig nachzufühlen und ihm allmählich die östliche Flanke abzugewinnen. Am 20. Mai überraschte Oberleutnant Böttlin mit der Bastard-Abteilung zwischen Otjekongo und Okamatangara eine Hereroabteilung, der er Munition und Vieh abnahm. Die Kolonne selbst folgte über Otjekongo und erreichte am 23. Okamatangara. Die hier eingehende, anscheinend zuverlässige Nachricht, daß Samuel die nach Osten ausgewichenen Teile der Hereros nach dem Waterberge zurückberufen habe und dem Feinde zahlreiche frische Munition aus dem Owambolande zugeführt worden sei, ließ vermuten, daß die Hereros ein Entweichen über die Grenze nicht beabsichtigten, sondern am Waterberge den Entscheidungskampf anzunehmen entschlossen seien. Da gleichzeitig erneut strenge Weisungen vom Truppenkommando eintrafen, unter allen Umständen das Zusammenwirken mit der Hauptabteilung abzuwarten und inzwischen zu versuchen, die Verbindung mit Oberleutnant Volkmann zu gewinnen, der selbst zunächst nicht über den Ondengaura hinauszugehen hatte, entschloß sich Major v. Estorff, mit seiner Abteilung bei Okamatangara, östlich vom Omuramba-u-Omatako zunächst halten zu bleiben.

Nach den Aussagen mehrerer aufgegriffener Hereros näherten sich aus dem Osten nach dem Waterberge zurückgerufene Tetjoleute auf ihrem Rückmarsch Okamatangara; sie standen am 23. anscheinend in völliger Unkenntnis über die Nähe

der deutschen Abteilung dicht bei Otjomaso. Major v. Estorff entschloß sich, die Gunst der Lage zu einem überraschenden Schlage auszunutzen und am 24. Mai von Okamatangara auf Otjomaso vorzustoßen, zumal der Feind in dieser Aufstellung die rückwärtige Verbindung der Deutschen bedrohte.

Früh um 5⁰⁰ wurde aufgebrochen. Als die Abteilung gegen 8⁰⁰ vormittags am Westrande einer 1000 m breiten übersichtlichen Fläche angekommen war, wurde aus östlicher Richtung Viehgebrüll vernommen. Major v. Estorff ließ absitzen und ging auf das Viehgebrüll los, mit der 1. Kompagnie in vorderer Linie; ihr folgten rechts und links gestaffelt die 6. und 2. Kompagnie, während die 4., die Artillerie und die Bastards die Reserve bildeten. Nach Überschreitung der Lichtung wurde in den immer dichter werdenden Dornbusch eingedrungen. Es war bereits gegen 10⁰⁰ morgens, als die 1. Kompagnie endlich an einer großen Vley sich auf nur 50 m dem völlig überraschten Feinde gegenübersah. Unter lautem Hurra stürzte sie sich mit aufgepflanztem Seitengewehr auf ihn; die links gestaffelt folgende 2. Kompagnie wandte sich gegen einen in der linken Flanke erscheinenden Gegner, während die 6. Kompagnie einige mit dem Zurücktreiben von Vieh beschäftigte Hereros unter Feuer nahm.

Nach kurzem Kampf stob der Feind nach allen Seiten auseinander; sechs Tote, darunter ein Unterkapitän Tetjos, 115 Stück Kleinvieh und drei Gewehre fielen in die Hände der Sieger.

Eine Verfolgung der Hereros verhinderte der dichte Busch, der stellenweise nicht auf zehn Meter Überblick gewährte. Hierdurch war dem Feinde sein schnelles Entschlüpfen geglückt, und es war nicht möglich, ihm sein Vieh, auf das es abgesehen war, zu entreißen. Immerhin war es gelungen, den Feind aus der die rückwärtigen Verbindungen der Abteilung bedrohenden Stellung zu verjagen. In dem Kampfe waren ein französischer Kriegsfreiwilliger namens Huet, und der Reiter Spindler, beide von der 1. Kompagnie, gefallen. Huet hatte acht Jahre bei den Kürassieren in Luneville gedient, an der Madagaskar-Expedition teilgenommen und war hier verwundet und dekoriert worden. Auch in Südwestafrika, in deutschen Diensten, hatte er sich nach dem Urteil seiner Vorgesetzten als ein „äußerst brauchbarer Soldat" bewährt.

Am späten Nachmittage trat das Detachement den Rückmarsch nach Okamatangara an, wo es für die nächste Zeit im Lager stehen blieb. „Unser Lagerleben hier", heißt es in dem Tagebuch eines Offiziers, „mag für einen Fremden seltsam genug aussehen: Die Truppen in ihren verschiedenen Hantierungen, dazwischen die wilden Gestalten der Witbois, bei den Wagen das eingeborene Volk der Treiber, von denen einige sogar ihre Weiber mitgenommen haben, und zwischen allen die zahlreichen eingeborenen Jungens, die sich stets beim Troß einfinden und die Soldaten bedienen, — alles das gibt ein buntes Bild, das einen an Wallensteins Lager erinnert, nur etwas mehr Ordnung und Gesittung herrscht hier bei uns!"

Erst Ende des Monats wurde eine kleine Verschiebung in nordwestlicher Richtung gegen den Omatako hin vorgenommen.

Die 12. Kompagnie wird in den Distrikt Omaruru entsandt.

Im Laufe des Mai waren wiederholt Meldungen über erneute Unruhen in der Gegend westlich des Waterberges und in den Distrikten Omaruru und Outjo eingegangen; es hatte den Anschein, als ob Teile der Omaruruleute nach ihrem Abzuge von den Onjatibergen in ihre alte Heimat zurückgekehrt wären. Die durch Teile der 3. Marine-Infanterie-Kompagnie besetzten Stationen meldeten allenthalben Überfälle von Lichtsignalstationen und Viehdiebstähle, die sich, trotzdem es stets gelungen war, die feindlichen Angriffe abzuschlagen, dauernd wiederholten. Auch waren Versuche gemacht worden, den im Omarurudistrikt wohnenden Bergdamarakapitän Cornelius zum Aufstand zu verleiten. Oberst Leutwein entsandte deshalb den Hauptmann Franke mit der neuformierten 12. Feldkompagnie unter Hauptmann Frhr. v. Welck in seinen alten Bezirk, um hier die Ruhe wiederherzustellen, was auch in kürzester Frist gelang.

Die Hauptabteilung setzt sich nach Norden in Bewegung. 7. Juni.

Inzwischen hatte die Hauptabteilung ihre Mobilmachungsarbeiten beendigt und stand am 5. Juni mit der 7., 10., 11. Kompagnie, 4., 5., 6. Batterie, der Maschinengewehrabteilung Dürr und der Funkentelegraphenabteilung bei Otjosasu versammelt, während die 5. Kompagnie nach Okatumba vorgeschoben war. Die noch unberittene 9. Kompagnie blieb zur Deckung des Nachschubs vorläufig in Okahandja. Die Witboiabteilung wurde am 7. Juni zur Aufklärung gegen die Linie Okahitua—Osire (am Omuramba-u-Omatako) vorgeschickt. Oberst Leutwein beabsichtigte, die Hauptabteilung einstweilen nur soweit gegen den Omuramba-u-Omatako vorzuschieben, wie es die Sicherheit der Abteilung Estorff erforderte; am 18. Juni stand die Hauptabteilung bei Owikokorero aufgeschlossen. Oberst Leutwein erwog den Plan zu einem neuen Angriff gegen den Feind am Omuramba-u-Omatako.

Generalleutnant v. Trotha übernimmt den Oberbefehl.

Inzwischen war jedoch eine bedeutsame Veränderung eingetreten: Seine Majestät der Kaiser hatte im Hinblick auf die Notwendigkeit der Entsendung noch weiterer Verstärkungen und die hiermit im Zusammenhange stehende Kommandierung älterer Stabsoffiziere den bisherigen Kommandeur der 16. Division, Generalleutnant v. Trotha, mit dem Kommando über die Truppen in Südwestafrika betraut und bestimmt, daß bis zum Eintreffen des neuen Oberbefehlshabers und der in der Heimat neu aufgestellten Verstärkungen jede weitere entscheidende Operation zu unterbleiben habe. Damit waren größere Unternehmungen für die nächste Zeit ausgeschlossen.

Wenn es dem Oberst Leutwein während seiner Kommandoführung nicht geglückt war, den erhofften entscheidenden Schlag gegen die Hereros zu führen, so lag die Schuld hieran an einer Reihe ungünstiger Umstände, die vorauszusehen außer der Macht der Truppenführung lag.

Vor allem war es die anfänglich irrige Bewertung der feindlichen Widerstandskraft, die verhängnisvoll wurde und bewirkte, daß die Zeit dieser Kämpfe eine Periode

der Kriegführung mit unzulänglichen Mitteln wurde. Daß aber in dem an sich stumpfen und phlegmatischen Herero die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Kampfes auf Tod und Leben ein so hohes Maß kriegerischer Tüchtigkeit und zäher Willenskraft auslösen würde, wie er es in den letzten Kämpfen gezeigt hatte, das konnte wohl niemand, selbst nicht der beste Kenner dieses Volkes, weder in dem Schutzgebiet noch in der Heimat, voraussehen, zumal die ersten Gefechte keineswegs eine solche Entschlossenheit erkennen ließen.

Immerhin hat die Kommandoführung des Obersten Leutwein das wichtige Ergebnis gehabt, daß er die Lage sehr viel gewisser und geklärter seinem Nachfolger hinterließ, als er sie seinerzeit vorgefunden hatte; hierdurch sowie durch seine weitreichende und umsichtige Organisationstätigkeit bei der Mobilmachung der neu eintreffenden Verstärkungen hat er die Wege für den späteren Erfolg in der glücklichsten Weise geebnet.

Oberst Leutwein schied aus seiner Stellung als Truppenbefehlshaber mit dem ungeschwächten Vertrauen aller derer, die unter seinem Kommando im Felde gestanden hatten.

(Fortsetzung folgt.)



Anlage.

Kriegsgliederung der Anfang April 1904 zu den Operationen gegen die Hereros verfügbaren Truppen.

Oberkommando.

Oberst Leutwein, Gouverneur des Schutzgebiets.
Generalstab: Hauptmann Salzer, Hauptmann Bayer.
Adjutant: Oberleutnant v. Bosse (traf erst am 12. 4. ein, vertreten durch Leutnant Frhr. v. Buttlar).
Leiter des Sanitätswesens: Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke (blieb in Okahandja).
Führer der 1. Staffel: Leutnant d. L. Voigts.
" " 2. " : Marine-Zahlmeister Jenny.

I. Hauptabteilung.

Oberst Leutwein (siehe oben).
Major v. Estorff.
Adjutant: Leutnant Frhr. Treusch v. Buttlar-Brandenfels.

4. Feldkompagnie.
Oberleutnant Eggers.
Oberleutnant v. Estorff.
Leutnant v. Barnek.
Leutnant d. R. Frhr. v. Erffa.

2. Feldkompagnie.
Hauptmann Franke.
Oberleutnant Ritter.
Leutnant Muther.
Leutnant Leutwein.

1. Feldkompagnie.
Oberleutnant Graf Stillfried und Rattonitz.
Oberleutnant Reiß.
Leutnant v. Rosenberg.
Leutnant Grünewald.

2. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Schering.
Oberleutnant Fischer (vom 11. 4. ab bei der 4. Feldkomp.).
Leutnant Böhm.
Leutnant z. S. Ahmann.

6. Feldkompagnie.
Hauptmann v. Bagenski.
Oberleutnant v. Kleist.
Leutnant v. Bojanowski.
Leutnant v. Frankenberg und Proschlitz.

5. Feldkompagnie.
Hauptmann Puder.
Hauptmann d. R. Frhr. v. Wangenheim.
Oberleutnant v. Below.
Leutnant Eckert.

Feldartillerie-Abteilung.

Hauptmann v. Heydebreck.
Adjutant: Oberleutnant z. S. Connemann.
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant z. S. Wossidlo.

3. Feldbatterie (C. 96).
Oberleutnant Bauszus.
Leutnant Findeis.
Leutnant v. Dobschütz.

2. Feld- (Gebirgs-) Batterie.
Leutnant Frhr. v. Hirschberg.
Leutnant Trainer.

1. Feldbatterie (5,7 cm).
Hauptmann v. Oertzen.
Leutnant d. R. Dauben.
Leutnant Wagner.

Eingeborene Hilfstruppen.

Bastards.
Oberleutnant Böttlin.



Witbois.
Leutnant Müller v. Berneck.
Leutnant Hermann.



Sanitätspersonal.

Stabsarzt Dr. Dempwolff.
Oberarzt Dr. Küster.
Oberarzt Dr. Maaß.
Oberarzt Dr. Trommsdorff.

Evangelischer Geistlicher:
Katholischer Geistlicher: Präfekt Nachtwey.

B. Ostabteilung.

Major v. Glasenapp.
Adjutant: Oberleutnant Frhr. v. Dobeneck.
Zugeteilt: Hauptmann a. D. Fromm (am 4. 4. eingetroffen).

4. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Lieber.
Leutnant Huguenin.
Leutnant Stecher.

1. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Fischel.
Leutnant Hildebrandt.
Leutnant d. R. Nörr.

Schutztruppenkompagnie.
Oberleutnant Graf v. Brockdorff.
Leutnant Stübel.

Berittene Abteilung.

Oberleutnant v. Winkler.
Oberleutnant a. D. Becker.

Artillerieabteilung.

Oberleutnant z. S. Mansholt.
Leutnant d. R. Gelshorn.
Leutnant z. S. Ehrhardt.

Sanitätspersonal.

Marine-Stabsarzt Dr. Wiemann.
Marine-Assistenzarzt Dr. Janßen.

Erläuterung.

1. Die Namen der Kompagnie- usw. Führer sind gesperrt gedruckt.
2. Der Führer der 1. Kompagnie mußte infolge eines Unglücksfalls unmittelbar nach dem Beginn des Gefechts bei Onganjira das Kommando an Oberleutnant Reiß abgeben, der es bis zu seinem Tode (am 13. 4.) behielt.
3. Außerdem befanden sich:

im Norden: Oberleutnant Volkmann mit Teilen der 4. Feldkompagnie und Mannschaften des Beurlaubtenstandes,

im Osten: Oberleutnant Streitwolf, Leutnant Eymael mit Teilen der alten Schutztruppe und des Transports Winkler sowie mit Mannschaften des Beurlaubtenstandes,

im Süden: die 3. Feldkompagnie (Hauptmann v. Koppy, Oberleutnant Graf v. Kageneck, Leutnant Baron v. Stempel),

im Etappendienst: 3. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons (Hauptmann Haering, Leutnant Gräff) in Omaruru, Outjo, Okahandja und anderen Orten,
Eisenbahndetachement (Hauptmann Witt, Leiter des Eisenbahnwesens),
Teile des Landungskorps S. M. S. „Habicht",
außerdem Mannschaften des Beurlaubtenstandes und folgende Offiziere:

in Swakopmund: Oberleutnant v. Zülow,
Oberleutnant Marschner,
Oberleutnant Frhr. v. Fritsch,
Oberleutnant Fromm,
Leutnant Lange (Eisenbahndetachement),
in Karibib: Oberleutnant d. L. Kuhn,
Leutnant Büttner (Eisenbahndetachement),
in Omaruru: Leutnant z. D. Hauber,
in Outjo: Oberleutnant d. L. Rolfs,
in Okahandja: Hauptmann v. Fiedler,
Oberleutnant a. D. Ziegler,
Leutnant Schwengberg (Eisenbahndetachement),
in Windhuk: Oberleutnant Techow, Adjutant des Gouvernements,
Oberleutnant d. R. Köhler.



Angriff und Verteidigung.

Am Schlusse des zweiten Teils meiner „Ausbildung für den Krieg" hatte ich angeführt, auch in den die höchsten Leistungen im Feldkriege beanspruchenden Kämpfen um befestigte Feldstellungen würde bei klarer Erkenntnis und tatkräftiger Durchführung der anzuwendenden Mittel zutage treten, „daß nicht, in irriger Auffassung eines schriftstellerischen Axioms, die Verteidigung, sondern der Angriff die stärkere Form des Kampfes ist."

Wenn ich in den nachfolgenden Betrachtungen auf diese Behauptung zurückkomme, so geschieht dies aus zwei Gründen.

Einmal, weil mir nachträglich klar geworden ist, daß der Satz in dieser Fassung Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Ich hätte mich daher, um mißverständlichen Auffassungen vorzubeugen, vielleicht besser anders ausdrücken sollen.

Wie leicht zu ersehen, habe ich bei der Fassung des Satzes an einen Ausspruch unseres wohl für alle Zeiten hervorragendsten und geistvollsten Militärschriftstellers Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" gedacht. Der Gedanke wird eingehend behandelt im 6. Buch Verteidigung, welches übrigens Clausewitz selbst einer vollständigen Umarbeitung für bedürftig hielt, da es ihn nicht befriedigt hätte, und er den Ausweg anders gesucht haben würde. Er tritt in scharf geprägter Form hervor in der dem ersten Teil des Werkes „Vom Kriege" vorgedruckten „Nachricht" vom 10. Juli 1827, und zwar in der Fassung: „daß die Verteidigung die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere Form mit dem positiven Zweck ist", und wird angeführt als einer der zu dem Versuch eines philosophischen Aufbaues der Kriegskunst gehörenden Sätze. In dieser Form klingt der Ausspruch schon ganz anders, und es kommt darauf an, ob man die Form höher stellt oder den Zweck.

Aber Clausewitz selbst äußert sich im 2. Buch, 5. Kapitel seines Werkes, „daß Terminologien und Kunstausdrücke, welche einem System angehören, ihre Richtigkeit, wenn sie dieselben wirklich hatten, verlieren, sobald sie, herausgerissen aus ihrem Zusammenhange, wie allgemeine Axiome gebraucht werden sollen."

Zu solchen Axiomen gehört nach meiner Erfahrung auch die Ansicht, die Verteidigung sei die stärkere Form der Kriegführung, wenn sie in dem Sinne verallgemeinert

wird, daß die Verteidigung infolgedessen dem Angriff vorzuziehen ist. Und zwar gilt dies meines Erachtens auch in dem Falle, daß von einer, wohl allgemein verworfenen, unbedingt untätigen Verteidigung abgesehen und die sogenannte „aktive Verteidigung“ ins Auge gefaßt wird.

Ich hätte also an der erwähnten Stelle meines Buches etwa sagen sollen: Auch bei den Kämpfen um befestigte Feldstellungen kann und muß sich zeigen, daß nur der Gedanke und die Absicht, der Angreifende zu sein und zu bleiben zum Ziele führt, daß es unter allen Umständen in der Kriegführung darauf ankommt, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben.

Das führt zu dem zweiten Grunde meiner obigen Anführung.

Ob Angriff oder Verteidigung besser sei, ist an und für sich ein Streit um Worte. Beides hat seine Berechtigung und wird durch Verhältnisse bedingt, die sich nicht immer beherrschen lassen. Ich habe aber den besprochenen Satz mit Absicht wie eine Art kriegerischen Glaubensbekenntnisses an den Schluß meiner Betrachtungen über die schwierigsten Aufgaben der Kriegführung gestellt. Denn ich hatte, besonders in den späteren Jahren meiner dienstlichen Tätigkeit die Erfahrung gemacht, daß das verteidigende, oder wie ich es im Anschluß an Clausewitz lieber nenne, das abwartende Verfahren, in übermäßiger und bedenklicher Weise bevorzugt, der Angriff als so schwierig erachtet wird, daß er schwerlich zum Ziele führen würde.

Die Bekenner dieser Ansichten wollen das zwar gewöhnlich nicht Wort haben und verschanzen sich dahinter, daß sie, wie das Schlagwort lautet, den offensiven Gedanken hochhalten. Aber bei den vorhandenen Neigungen liegt die große Gefahr vor, daß eintretendenfalls der Gedanke nicht zur Tat wird, sondern daß es beim Worte bleibt.

Einer derartigen Auffassung, welche ganz und gar dem Sinne der von Moltkeschem Geiste getragenen Kriegführung, die uns groß gemacht hat, widerspricht, muß meiner innersten Überzeugung nach mit allen Mitteln entgegengetreten werden. Dazu sollen diese Ausführungen nach Kräften beitragen.

Wie alles hat auch die von mir zu widerlegende Auffassung ihren Ursprung und ihre Geschichte. Es wird von Nutzen sein, zunächst auf diese einzugehen.

Um die Mitte des in vieler Hinsicht bedeutsamen Zeitabschnittes des 19. Jahrhunderts trat, wie für die meisten Welt und Menschheit bewegenden Dinge, auch für die Kriegführung eine entscheidende Wendung ein. Sie knüpfte sich an die durch die Fortschritte der Technik auch auf diesem Gebiete erzielten Verbesserungen der Feuerwaffen. Es war bei diesen durch die gezogenen Rohre und die Ladevorrichtungen von hinten eine Steigerung der Tragweite und Wirkung von durchschlagender Bedeutung erzielt worden.

Schon in dem Feldzuge in Italien im Jahre 1859 machten sich die Anfänge der Bewegung bemerkbar. Napoleon III. hielt nach seinem Tagesbefehl zu Begi

dieses Feldzuges die neuen Waffen nur in der Ferne für gefährlich und empfahl das Draufgehen bis auf nahe Entfernungen. Dies Verfahren glückte damals noch, weil die Franzosen ein besseres Geschütz hatten und die Österreicher das bessere Gewehr nicht richtig handhabten. Die letzteren hatten infolgedessen aus dem Feldzuge von 1859 die Lehre gezogen, die Infanterie müsse in kräftigen Massenstößen den Erfolg suchen. Sie hielten an dieser Auffassung auch noch fest, nachdem ihnen im gemeinschaftlichen Feldzuge von 1864 die Wirkung des damals allerdings noch nicht besonders hervorgetretenen Zündnadelgewehrs vor Augen geführt worden war. Ihre Infanterieangriffe ohne Vorbereitung durch Feuer im Feldzuge 1866 zerschellten an der verheerenden Wirkung des Zündnadelgewehrs in erschreckender Weise. Dagegen zeigte sich, besonders der preußischen 1. Armee an der Bistritz bei Königgrätz, in deutlicher Weise die Wirkung der überlegenen österreichischen Artillerie.

Im Jahre 1870/71 wieder war das französische Chassepotgewehr der deutschen Infanteriewaffe gegenüber weiter auf dem Wege der Vervollkommnung fortgeschritten. Die Durchführung der deutschen Angriffe verursachte trotz der nunmehr wirksameren deutschen Artillerie und des Einsetzens der Zahl und Führung nach überlegener Massen große Verluste. Von den Kämpfen um die Stellungen bei Weißenburg, Wörth, Spichern, Point du jour und St. Privat brachte man die Erfahrung mit, wie schwierig der Sturm auf Verteidigungsstellungen sich bei den jetzigen Feuerwaffen gestalte. Auch der abgeschlagene Angriff der an Zahl bei weitem überlegenen Bourbakischen Armee auf die deutsche Stellung an der Lisaine wurde trotz der Minderwertigkeit der französischen Neuformationen großenteils der Wirkung der Feuerwaffen in der Verteidigung zugeschrieben.

Noch mehr aber stieg die Bewertung der Verteidigung in den auf den großen deutsch-französischen Krieg folgenden kriegerischen Ereignissen, deren Einfluß bei der verhältnismäßig langen Friedenszeit des deutschen Heeres sich auch bei diesem geltend machte.

Im russisch-türkischen Kriege 1877/78 war es den nach der Zahl und Organisation den Russen erheblich nachstehenden türkischen Truppen in der befestigten Stellung bei Plewna gelungen, mehrfache Angriffe überlegener russischer Massen abzuschlagen. Monatelang wurden russische Kräfte von ganz unverhältnismäßig großer Überlegenheit durch das befestigte Lager bei Plewna gefesselt.

Das waren augenscheinliche Beweise der Stärke der Verteidigung und der Schwierigkeit des Angriffs, welche in der Folge durch die Vorgänge am Schipka-Paß noch weitere Bestätigung erfuhren.

Der Erfolg der von vornherein erheblich überlegenen russischen Angriffsbewegung war längere Zeit bedenklich in Frage gestellt.

Dazu verbreiteten eingehende Schilderungen der stattgehabten Kämpfe im Verein mit den krassen bildlichen Darstellungen des Malers Wereschtschagin Grauen

und Entsetzen über die Verheerungen der Feuerwaffen gegen die anstürmenden Massen.

Wenn die Mißerfolge der Angriffe im Feldzuge 1877/78 zu denken gaben und lange Zeit die Gemüter beschäftigten, so geschah dies in fast noch höherem Grade in neuester Zeit durch den Verlauf des Feldzuges der Engländer gegen die Buren in den Jahren 1899 bis 1902. Beinahe ausnahmslos wurden die mit erdrückender Überlegenheit angesetzten Angriffe der Engländer unter namhaften Opfern abgeschlagen. Und sie richteten sich nicht einmal gegen ein Heer, sondern nur gegen das Aufgebot eines kleinen Volksstammes, der aber über ein vortreffliches Gewehr, hervorragende Schießfertigkeit und äußerst gewandte Ausnutzung des an starken Stellungen reichen Geländes verfügte. Alles Umstände, welche der Verteidigung in hohem Grade zu gute kamen. Die zahlreichen englischen Batterien waren den einzelnen gut aufgestellten vortrefflichen Geschützen der Buren gegenüber in keiner Weise zur Geltung gekommen. Kein Wunder, wenn aus dem Verlauf dieses Krieges die trübsten Schlußfolgerungen gezogen wurden betreffs der Aussichtslosigkeit des Angriffs auf Verteidigungsstellungen.

Der eben beendigte russisch-japanische Krieg liegt noch zu nahe, als daß die aus ihm zu schöpfenden Erfahrungen allgemeine Wirkung hätten erlangen können. Auch aus diesem Kriege ist indessen schon wegen der zahlreichen Kämpfe um befestigte Stellungen, welchen der Angreifer längere Zeit, auch seinerseits verschanzt gegenüber lag, wegen des langsamen Verlaufes und der starken Verluste die überwiegende Bedeutung der Verteidigung gefolgert worden.

Ich teile diese Auffassung nicht und komme noch später darauf zurück.

Jedenfalls ist nicht von der Hand zu weisen, daß eine ganze Reihe von kriegerischen Ereignissen der neueren und neuesten Zeit geeignet gewesen ist, die Bedeutung der Verteidigung wie die Schwierigkeit des Angriffs hervorzuheben und die Aussichten des letzteren in bedenklicher Weise herabzustimmen.

Dazu kommt noch, daß diese Ansichten in der jetzigen Zeit auf einen sehr günstigen Nährboden fallen.

Die Bewegung gegen die Kriege überhaupt gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Die Abneigung des gegen früher in höherem Grade nervösen und verweichlichten Geschlechts gegen die außergewöhnlichen Anstrengungen, die Gefahren und Schrecknisse, welche der Krieg mit sich bringt, wird benutzt. Die mit der gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen und Sprengstoffe verbundenen Verheerungen werden hervorgehoben und aufgebauscht. Die Zahl und Art der entstandenen Verluste wird höher bewertet und schwerer ertragen, als gleiche und größere in früherer Zeit.

Wenn der Angriff mit so entsetzlichen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft ist und so wenig Aussicht auf Erfolg hat, wozu soll man ihn denn noch unternehmen? Das ist die naheliegende Schlußfolgerung, die in weiterem Verfolg den Kriegen ein

Ende machen und den ewigen Frieden unter der Herrschaft der Schiedsgerichte der Völker untereinander herbeiführen will.

Utopien und Trugschlüsse, denen hier nicht näher getreten werden soll. Nur die übergroße Schwierigkeit des Angriffs soll Widerlegung finden.

Untersucht man nämlich näher die Ursachen der hervorgehobenen, dem Angriffe ungünstigen Erscheinungen, so erhält man mannigfaltige Erklärungen, welche die Wagschale nach der anderen Seite sinken lassen.

Fehler beim Angriff, dieser entschieden schwierigsten Leistung der Kriegführung, werden ganz gewiß niemals ausbleiben. Aber sie werden sich mit eben solcher Sicherheit auch bei der Verteidigung einstellen und sich auf diese Weise in vielen Fällen ausgleichen.

Die Ungunst, welche die Angriffsunternehmungen der neueren Zeit begleitete, ist neben zahlreichen Fehlern im einzelnen Falle doch hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen überhaupt bis in die neueste Zeit nicht genügend zur Würdigung gelangt, daß daher die Anwendung der Mittel des Angriffs nicht die den veränderten Verhältnissen entsprechende war.

Das ist erklärlich. Denn eine neue umwälzende Erscheinung wird und kann nicht sogleich völlig begriffen werden. Niemals wird man ihr gleich, oder auch nur bald nach ihrem Eintritt in die Wirksamkeit in einigermaßen genügender Weise Rechnung tragen. Um so weniger, wenn es sich, wie bei der Verbesserung der Feuerwaffen, nicht um eine einmalige feststehende Tatsache, sondern um eine allmählich fortschreitende Bewegung handelt. Was ja übrigens bei allen Fortschritten auf dem Gebiete der Technik mehr oder weniger der Fall ist.

Man kann wohl die Einführung der gezogenen Rohre und die Ladevorrichtung von hinten bei Gewehren und Geschützen als den springenden, entscheidenden Punkt bezeichnen. Aber auch den Verbesserungen in bezug auf Streckung der Flugbahn, Erhöhung der Schußweite, der Durchschlagskraft und Wirkung ist wieder an sich bis in die neueste Zeit oft eine durchschlagende Bedeutung nicht abzusprechen.

Wenn die Veränderungen so bedeutsam und so im Fluß sind, ist es nicht zu verwundern, daß die Menge, welche so wie so nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens am Alten hängt, das Neue nicht sogleich in seiner Bedeutung begriff. Ebensowenig wenn die bisher im Gebrauch gewesenen Werkzeuge und Mittel nicht alsbald einer durchgreifenden Umänderung unterzogen und anderweitig gehandhabt wurden.

Schließlich traten noch besonders erschwerende Umstände hinzu.

Es ist schon erwähnt, daß zu Anfang der Bewegung im Jahre 1859 es den Franzosen gelang, auf nahe Entfernungen an das verbesserte österreichische Gewehr heranzukommen. Die Österreicher nutzten die Waffe auf den weiteren Entfernungen nicht aus. Das unübersichtliche Gelände des italienischen Kriegsschauplatzes war einem

Feuergefecht auf solche Entfernungen auch nicht günstig. Überdies waren die Truppen in der Handhabung des neuen Gewehrs nicht genügend erfahren. So kam zu Anfang das verbesserte Feuergewehr in seiner Bedeutung nicht zur Geltung. Der Kampf auf nahe Entfernungeu, der über Gebühr hervorgehobene Elan der französischen Bajonettattacken waren die Erfahrungen des Feldzuges, dessen Verlauf die Auffassung des Tagesbefehls des französischen Kaisers bestätigte.

Wie immer im Kriege hatte der Sieger Recht, und der Besiegte nahm, was ebenso oft geschieht, sein Verfahren an, ohne eingehendere Würdigung der Gründe, welche dieses günstig gestaltet hatten.

Die bei den Österreichern nach dem unglücklichen Feldzug von 1859 ausgebildete Taktik der Massenstöße unter ausgesprochener Vernachlässigung des Feuergefechts verursachte im Feldzuge 1866 gegen das preußische Zündnadelgewehr die verhängnisvollsten Folgen. Jetzt zeigte es sich, was richtig gebrauchte Hinterlader zu leisten imstande waren. Aber diesmal hatten die Besiegten keine Gelegenheit, in dem nächsten Kriege ihre Erfahrungen zu verwerten. Das fiel im deutsch-französischen Kriege den Siegern von 1866 und den unter ihrem Einflusse stehenden verbündeten Truppen zu.

Nun hatte man nach dem Feldzuge 1866 auf preußischer Seite zwar die Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen gewiß nicht verkannt. Sowohl in bezug auf die Erfolge des Gewehrs, als in dem teilweisen Mißerfolge des Geschützes. Aber es ist etwas wesentlich anderes, ob man der ausführende oder der leidende Teil ist. Die durchschlagende Bedeutung des Feuergefechts hatte die große Masse des deutschen Heeres, das kann man offen sagen, im Kriege 1870/71 noch nicht durchdrungen.*)

Dazu kam, daß man nach den Erfolgen von 1866 in die Leistungen des Zündnadelgewehrs ein großes Vertrauen gesetzt und von der bis zum Kriege 1870 vollendeten Einführug der gezogenen Geschütze und ihrer besseren Handhabung viel erhoffte. Beides traf nicht in dem erwarteten Maße zu. Das Zündnadelgewehr konnte dem inzwischen eingeführten, erheblich weiter schießenden französischen Chassepotgewehr gegenüber nicht aufkommen, die Verwendung der Artillerie, hauptsächlich die innige Verbindung ihrer Wirkung mit dem Infanteriefeuer, ließ oft zu wünschen übrig.

Trotz alledem hatten wir gesiegt und den Feldzug glänzend gewonnen.

Die Erfahrungen des Krieges gingen demzufolge nach zwei Seiten auseinander.

Auf der einen Seite kann man auch diesmal wohl sagen, untersuchte der Sieger nicht genügend die Ursachen des Erfolges, welche hauptsächlich in der bei weitem

*) Zwei Erinnerungen aus dem Kriege als Belag:

Als wir am Abend des 18. August 1870 auf dem Schlachtfelde von St. Privat mit den sächsichen Truppen zusammentrafen, hörten wir den Ausspruch: Jetzt haben Sie auch erfahren, wie es ist, wenn man das Schnellfeuer gegen sich hat.

Und als ich am Schluß des Feldzuges einen Kameraden von den Garde-Jägern, deren Ersatz damals nur aus gelernten Jägern bestand, fragte, wie es käme, daß sie in den Gefechten so wenig und wir so viel Verluste gehabt hätten, antwortete er kurz: Weil wir es besser verstanden haben!

besseren Kriegsvorbereitung und Führung sowie den in dem entscheidenden Teil des Krieges stärkeren Massen lagen, deren innerer Wert den des Gegners, besonders zuletzt, erheblich überragte. Das behinderte die ausreichende Erkenntnis von der Bedeutung des Feuergefechts und der Mittel zur Überwindung der durch diese hervorgetretenen Schwierigkeiten.

Auf der anderen Seite wurde dem Verteidiger in ausgesuchten Stellungen mit gutem Schußfeld eine ungemein hohe Bedeutung zuerkannt.

Die äußersten Vertreter der einen Anschauung verlangten Herangehen bis auf nahe Entfernungen, ohne einen Schuß zu tun. Die der anderen wollten über ebenes Gelände überhaupt nicht angreifen.

Die beiden Richtungen bekämpften sich, wenn auch in abgeschwächter Form, in der langen Friedenszeit nach dem deutsch-französischen Kriege in erbitterter Weise. Eigentlich bis auf die neueste Zeit, ohne den einzig möglichen Ausweg, die Diagonale in dem Parallelogramm der Kräfte, zu finden.

Auch unser den Zeitumständen in allen wesentlichen Grundsätzen Rechnung tragendes Infanterie-Reglement von 1888 enthielt doch noch Formen, welche den verbesserten Feuerwaffen gegenüber nicht anwendbar waren. Wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß Reglements auch disziplinaren Rücksichten Rechnung tragen müssen, daß sie andererseits nur Fingerzeige geben können und nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach angewandt werden müssen.*) Immerhin hat sich die Notwendigkeit einer Umarbeitung des Reglements in neuester Zeit gezeigt.

Wenn ein völliger, den veränderten Verhältnissen des Feuerkampfes entsprechender Ausgleich in unserm von so eifrigem Streben und Nachdenken erfüllten Heere auf Grund der Erfahrungen des großen Krieges von 1870/71 nicht gelungen war, so war dies noch viel weniger der Fall bei den Heeren, welche 1877/78 und 1899/1902 wieder zu kriegerischer Tätigkeit berufen waren.

Weder bei den Russen, noch bei den Engländern hatte man es verstanden, der Ausbildung der Truppen die Richtung zu geben, welche der Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen entsprach. Um der Sache zuliebe ohne Umschweife zu sprechen, darf man wohl sagen: in beiden Heeren schoß Infanterie wie Artillerie schlecht, und es wurden im Infanteriekampf Formen angewandt, welche den neuen Feuerwaffen gegenüber wirkungslos sein mußten. Von der Führung und Verwendung der Truppen zu schweigen.

Daß mit diesen Mitteln die gegnerischen starken Stellungen nicht einzunehmen waren, daß derartige Unternehmungen auch bei großer Überzahl zu Mißerfolgen

---

*) Sowohl die Engländer beriefen sich nach ihren Kämpfen am Tugela auf unser Reglement, als diente es den Japanern zur Grundlage ihrer Ausbildung. Ein deutlicher Beweis für die verschiedene Anwendung dem Buchstaben und dem Geiste nach.

führen mußten, lag, so erstaunlich es vielen erschien, für jeden auf der Hand, der sich eingehend mit der Kriegführung beschäftigt hatte.

Das soll keine Überhebung bedeuten; es muß gesagt werden, wenn man gegen die aus den angeführten kriegerischen Ereignissen hergeleitete übergroße Wertschätzung der Verteidigung vorgehen will.

Den Beweis für diese Behauptungen brauche ich nicht anzutreten.

Er ist in dem vor kurzem erschienenen Buche des Oberstleutnants Frhrn. v. Freytag: „Der Infanterie-Angriff in den neuesten Kriegen. Ein Beitrag zur Klärung der Angriffsfrage“ ebenso eingehend wie überzeugend an der Hand der Tatsachen geführt worden. Ich darf die Kenntnis dieses vortrefflichen Werkes, dessen Anschauungen sich mit den meinigen fast völlig decken, wohl bei der Mehrzahl der Leser dieser Hefte voraussetzen und an seine Ausführungen im allgemeinen Sinne anknüpfen.

Der Gang der Ereignisse verhinderte, wie aus der vorstehenden Schilderung des Werdegangs ersichtlich ist, von 1859 bis in die neueste Zeit eine so eingehende Erkenntnis von der Bedeutung der Feuerwaffen, daß man die richtigen Mittel gewählt hätte, um das Gleichgewicht des Angriffs der erhöhten Verteidigungsfähigkeit gegenüber wiederherzustellen. Damit war die Überlegenheit der Verteidigung gegeben.

Erst in allerneuester Zeit zeigt sich auf Grund der aus den Tatsachen — unter Hinzuziehung der jüngsten Kriegsereignisse in der Mandschurei — geschöpften Erfahrungen eine veränderte Auffassung, nach welcher das bestehende Mißverhältnis zwischen Angriff und Verteidigung gewendet werden dürfte.

Es soll versucht werden, die hauptsächlichen Gesichtspunkte dieser Auffassung zur Darstellung zu bringen.

Die richtige Erkenntnis von der Bedeutung der Feuerwaffen ist das erste Erfordernis, um den Angriff in jetziger Zeit zum Erfolg zu führen.

Nur darf diese Erkenntnis nicht lähmend, sondern muß anspornend auf das Bestreben wirken, alle vorhandenen Schwierigkeiten, mögen sie so groß erscheinen wie sie wollen, durch Einsicht und Tatkraft zu besiegen.

Denn jedes Mittel findet auch sein Gegenmittel.

Wenn die Feuerwaffen das Vorgelände einer vom Verteidiger eingenommenen Stellung auf weite Entfernungen beherrschen, darf sich der Angreifer zunächst nicht schutzlos der Feuerwirkung aussetzen. Die notwendige Folge der größeren Tragweite der Feuerwaffen ist die, daß der Beginn der Angriffswirkung auf weitere Entfernungen verlegt wird.

Das haben viele eingesehen, aber nur wenige konnten sich anfangs dazu entschließen, den Beginn des Feuerkampfes auf so weiter Entfernung anzusetzen, wie es der Verbesserung der Feuerwaffen entsprechend geschehen muß. Sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß sich auf diese Weise eine Unwirksamkeit der Angriffswaffen ergeben, daß die Kraft und Wucht des Angriffsstoßes Schaden erleiden würde. Diese Ansicht

ist jedoch nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt, denn auch der angreifende Teil ist mit verbesserten, weitertragenden Feuerwaffen versehen. Er muß nur auch die Absicht und das Verständnis haben, sie zu gebrauchen. An beidem hat es bei den früher angeführten Mißerfolgen oder mit zu hohem Einsatz von Kräften ausgeführten Angriffsunternehmungen gefehlt.

Die Absicht fehlte, wenn man nicht die richtige Einsicht von der Bedeutung der Feuerwaffen erlangt hatte und daher, statt an der Grenze der Wirksamkeit zu bleiben, den Feuerkampf auf so nahe Entfernungen eröffnen wollte, daß die schutzlos dem Feuer des Verteidigers ausgesetzten Teile der Vernichtung anheimfielen. Oder aber, was in der letzten Zeit überwog, wenn aus Scheu vor Verlusten die Grenze der Wirksamkeit nicht erreicht und ein unwirksames Feuer eröffnet wurde.

Das Verständnis war nicht vorhanden, wenn durch die Ausbildung nicht erreicht worden war, daß genügende Schießergebnisse auf Entfernungen erzielt wurden, welche den Beginn des Feuergefechts der Verteidigungsstellung gegenüber ermöglichten.

Zahlenangaben nützen hierbei nichts. Wie weit der Angreifer abbleiben darf, ohne auf Wirkung zu verzichten, richtet sich nach der Lage des einzelnen Falls. Es wird bedingt durch Einsicht und Tatkraft des Führers, Deckung im Gelände, Witterungsverhältnisse, Unterstützung der Nebentruppen; zuletzt, aber nicht am wenigsten, durch den inneren Wert und die Ausbildung der Truppen.

Wenn die Arbeit des Gedankens sich in die Tat umsetzen soll, wirken viele und mannigfaltige, auch unwägbare Bedingungen mit. Das Erste und Wichtigste aber ist der feste Wille vom höchsten Führer bis zum letzten Mann, alle Schwierigkeiten zu besiegen und den Erfolg zu erringen. Das klingt wie ein Gemeinplatz und doch liegt das Geheimnis des Sieges in der Möglichkeit, diesen festen Willen zu besitzen, zu behaupten und von oben nach unten zu verbreiten. Es wird nur zu häufig übersehen, daß bei den jetzt dem Angriff entgegentretenden Schwierigkeiten der Erfolg sofort in Frage gestellt ist, sobald man zaudert oder zweifelt, ob sie überwunden werden können. Vom Zweifel zum Verzweifeln ist dann nur ein Schritt.

Die beste Hilfe aber, um über diese Zweifel hinwegzukommen ist das auf genauer Kenntnis aller bestimmenden Bedingungen beruhende Vertrauen auf die anzuwendenden Angriffsmittel.

Mit dem Wachsen der Entfernungen, in welchen heutzutage der Kampf geführt wird, hat sich die Bedeutung der hauptsächlichen Fernwaffe erhöht, der Artillerie.

Die Artillerie des Angreifers muß zuerst Fuß fassen im Angriffsgelände, um den Kampf zu beginnen.

Dieses Fußfassen ist jetzt unter Umständen recht schwer. Denn auf der anderen Seite steht die Artillerie des Verteidigers in ausgesuchten, das Vorgelände weit und gut beherrschenden Stellungen bereit und scheint — ich sage mit Absicht scheint — jeden Augenblick imstande zu sein, die nach der Kriegslage und dem Gelände

zu erwartenden Stellungen der angreifenden Artillerie unter lebhaftes Feuer zu nehmen.

Gelingt das in ausgiebigem Maße, so kann allerdings die Angriffs-Artillerie schon beim Auffahren so starke Verluste erleiden, daß es ihr schwer fallen wird, festen Fuß zu fassen. Noch schwerer demzufolge, das für den Angriff nötige Übergewicht zu erlangen.

Aber an irgend einer Stelle wird es immer gelingen, denn der hauptsächliche Vorzug des Angriffs ist, daß der Verteidiger abwarten muß, wo und wie er erfolgt. Es liegt auf der Hand, daß bei diesem Verhältnis eine Überraschung des Verteidigers gelingen muß, wenn zweckmäßige Maßregeln getroffen werden und die Bedingungen nicht zu ungünstig sind. Die schwierige Aufgabe des Einnehmens der Stellungen wird jedenfalls zu lösen sein, wenn die Artillerie in der Ausbildung mit allen Mitteln dahin strebt. Nicht wenig ist es tatsächlich, was dazu gehört. Ausdauer in den Leistungen bei der Heranführung, sorgfältige Erkundung, Beweglichkeit und Schnelligkeit bei der Entfaltung, geschickte Benutzung der Deckungen im Gelände, sowohl bei der Heranführung, wie bei der Einnahme der Stellungen müssen zusammentreffen, Verluste dürfen nicht gescheut werden, wenn die angreifende Artillerie die Stellungen erringen will, von denen sie den Feuerkampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen soll. Auf diese Ziele hin muß die Ausbildung gerichtet sein, sie müssen fest und dauernd im Auge gehalten werden. Geschieht dies, so werden die Erfolge auch jetzt nicht ausbleiben.

Gedecktes Einnehmen der Stellungen, unter Umständen unter dem Schutze der Dunkelheit, ist jetzt von großer Wichtigkeit geworden. Trotzdem ist davor zu warnen, darin zu weit zu gehen. Wenn aus den gedeckten Stellungen keine genügende Wirkung zu erzielen ist, so schaden sie mehr als sie nützen. Die Einnahme von Stellungen in der Dunkelheit bringt so viel Unzuträglichkeiten mit sich, daß sie mit Erfolg nur anzuwenden sein wird, wenn die Verhältnisse sehr genau bekannt sind. Was einzelne Batterien unter günstigen Verhältnissen zu leisten imstande sind, ist deshalb noch nicht für große Massen ausführbar. Etwas anderes ist die Heranführung in der Dunkelheit. Diese ist, besonders bei günstig beschaffenem Wegenetz, stets ausführbar und wird jetzt wohl häufiger als früher zur Anwendung gelangen müssen.

Auch die beste Ausbildung aber versagt, wenn sie nicht von der Führung unterstützt wird. Das eine geht mit dem andern Hand in Hand. Mehr als früher muß durch die Anordnungen des Anmarsches und durch die Auswahl der Stellungen Sorge getragen werden, daß die Artillerie möglichst verdeckt, überraschend und einheitlich ihre Tätigkeit beginnen kann. Den planvollen Anordnungen des Verteidigers muß der Angreifer gleich planvolle gegenüberstellen. Die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Gruppen der Angriffs-Artillerie ist sorgfältig zu erwägen und zur Ausführung zu bringen.

Das Ideal, welches darin besteht, daß die gesamte Artillerie des Angreifers, einheitlich herangeführt, mit einem Schlage überraschend in Stellung geht und das Feuer eröffnet, wird selbstverständlich in Wirklichkeit niemals erreicht werden. Anzustreben aber ist es mit allen Mitteln und mit allen Kräften, und es läßt sich von der obersten Leitung bis zu den ausführenden Befehlshabern der kleineren Teile sehr viel dazu tun, wenn alle von demselben kräftigen Willen beseelt sind.

Sind die Schauplätze großer Kriegshandlungen jetzt oft zu ausgedehnt, um die Einheitlichkeit der Handlung in strengem Sinne zur Durchführung zu bringen — in weiterem Sinne muß immer ein entsprechender Zusammenhang erstrebt werden — so wird sich diese Einheitlichkeit auf räumlich abgegrenzte Teile des Schlachtfeldes beschränken müssen und dort zur Geltung zu bringen sein.

Was hier angeknüpft wurde an die Entwicklung der Artillerie des Angreifers ist das für die Führung des Angriffs der Massen allgemein Gültige. Die Artillerie ist eben — wie immer noch nicht zur Genüge anerkannt wird — das erste und zunächst wichtigste Kampfmittel. Sie beginnt die Schlacht und bestimmt damit ihren Gang. Die Bedeutung der andern Waffen wird durch diese Behauptung nicht herabgesetzt, sie ist ebenso groß an der geeigneten Stelle.

Wird die Artillerie den verlangten Anforderungen entsprechend ausgebildet und geführt, so wird, wenn auch naturgemäß nicht das Höchste zu erreichen ist, doch in vielen Fällen die Artillerie des Verteidigers, die jedenfalls auch nicht immer zur Annahme der höchsten Leistungen berechtigt, überrascht, oder doch der Kampf mit ihr unter nicht ungünstigen Aussichten aufgenommen werden. Mehr soll vorläufig gar nicht verlangt werden.

Der Angreifer hat dann auf dem Kampffelde festen Fuß gefaßt. Es kommt jetzt darauf an, die eingenommenen Stellungen zu behaupten und den aus ihnen aufgenommenen Feuerkampf zu einem günstigen zu gestalten.

Die Behauptung der Stellungen an sich wird nicht schwer sein. Steht die Artillerie einmal in einer Stellung, das heißt, ist sie in ihr zur Eröffnung des Feuers gekommen, so wird sie sie auch nicht wieder verlassen, bis der Feuerkampf eine andere Wendung erhält oder entschieden ist.

Den Feuerkampf zu günstigen Ergebnissen zu bringen, ist die zweite wichtige Aufgabe der Artillerie.

Die Überlegenheit ist bei dieser in erster Linie in der Schießfertigkeit zu suchen. Nicht in der Zahl, nicht in dem technisch nach dieser oder jener Richtung hin besseren Geschütz oder Material.

Selbstverständlich fallen Zahl oder technische Verbesserungen ins Gewicht. Es muß ausgesprochene Sorge der Führung sein, an entscheidenden Punkten die größere Zahl von Geschützen, oder — was später noch erwähnt werden wird — die größere Wirkung durch stärkere Kaliber zu vereinigen. Ebenso müssen mit größter Auf-

merksamkeit im Frieden die Fortschritte der Technik verfolgt und der Armee nutzbar gemacht werden. Trotz allem ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser oder jener Richtung der Feind einen Vorteil erreicht hat. Es darf natürlich keiner von zu großer, ausschlaggebender Bedeutung sein. Kleinere Vorteile wird sicherere, einsichtigere Führung und Handhabung der Waffe mehr wie ausgleichen. Ganz bestimmt aber wird eine Artillerie, mag sie noch so zahlreich und noch so gut beschaffen sein, nichts ausrichten, wenn sie nicht treffen kann.

Das haben die Russen bei Lowtscha und Plewna, die Engländer am Tugela und anderen Orten gezeigt.

Auch die Japaner sollen im späteren Verlauf des mandschurischen Feldzuges — der günstige Erfolg am Yalu entsprach der geschickten Verwendung ihrer erdrückenden Überlegenheit — schlechte Ergebnisse mit ihrer Artillerie erzielt haben, die dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie, infolge der Minderwertigkeit ihres Geschützes, auf zu weite Entfernungen aus gedeckten Stellungen geschossen haben. Die Nachrichten über diese Einzelheiten des eben beendeten Krieges sind wohl noch zu unbestimmt, um ein sicheres Urteil fällen zu können. Treffen die angeführten Annahmen zu, so haben sich eben auch die Japaner zu sehr von der Neigung beeinflussen lassen, Verluste zu vermeiden, oder ihre Schießausbildung hat doch nicht auf der angenommenen Höhe gestanden. Daß ihre Geschütze so minderwertig gewesen sind, daß sie nicht gegen die russischen hätten aufkommen können, ist doch wohl kaum anzunehmen. Es liegt ja überhaupt bei aller Anerkennung der japanischen Leistungen die Neigung vor, die von ihnen selbst sehr stark hervorgehobenen, in vielen Beziehungen dem Verhalten und der Beschaffenheit der Russen zu verdankenden Erfolge zu überschätzen.

Sollte festgestellt werden, daß das Schrapnell sich als unwirksam erwiesen hat, so werden andere Geschoßarten an seine Stelle treten müssen. Doch dürfte das Urteil über alle diese Erscheinungen kaum schon abgeschlossen sein. Unsere nervöse Zeit steht sehr stark unter augenblicklichen Eindrücken.

Wir haben das feste Vertrauen zu unserer Artillerie, und es geschieht nach allen Richtungen dafür das möglichste, daß sie ihre Waffe zu handhaben versteht, daß sie mit ihrem Feuer Erfolge erzielen wird.

Zum Treffen gehört in erster Linie Beobachtung. Die Artillerie, welche der Beobachtung die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmet, wird auch die besten Ergebnisse verzeichnen können. Sehr einfach und selbstverständlich und doch besonders hervorzuheben, weil die Beobachtung bei der Artillerie, besonders bei den Steilfeuergeschützen, jetzt oft sehr schwierig und mühsam ist, man also mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin streben muß, in dieser Beziehung fortzuschreiten. Die Technik wird nach dieser Richtung gewiß noch weiter auszunutzen sein.

Die Einheitlichkeit der Bewaffnung unserer Artillerie, seinerzeit mit vieler Mühe angestrebt und als ein großer Erfolg betrachtet, hat in unserer schnell fort-

schreitenden Entwicklung durchbrochen werden müssen. Die zu erwartenden verdeckten, mit Flachbahnfeuer nicht zu erreichenden Ziele haben zur Einstellung leichter Feldhaubitz-Abteilungen in die Feldartillerie und zur Zuteilung von schweren Feldhaubitz-Bataillonen an das Feldheer geführt. Der Artilleriekampf hat auf diese Weise eine entschiedene Erschwerung erfahren, aber er hat auch wesentlich an Wirksamkeit gewonnen.

Es gilt, diesen Zuwachs an Kraft und Wirkung zweckmäßig zu verwerten, die leichten wie die schweren Feldhaubitzen an den Punkten des Schlachtfeldes einzusetzen, wo ein besonderer Nachdruck der Stärke der Verteidigung gegenüber erforderlich erscheint.

Ein erheblich höherer Grad der Einsicht und Umsicht ist daher notwendig geworden bei der Leitung des Artilleriekampfes, welche an sich schon gegen früher erheblich gesteigerten Anforderungen zu entsprechen hat. Neben der Treffsicherheit der Kampfeinheiten ist die zweckentsprechende Leitung der artilleristischen Kampftätigkeit eine sichere Bürgschaft des Erfolges.

Durchaus nicht immer wird dieser Umstand scharf und richtig erkannt, noch weniger dieser Forderung bei der Ausführung entsprochen. Nicht wie früher kann es der Hauptsache nach den kleineren Artilleriegruppen überlassen werden, sich ihre naheliegenden, d. h. am ersten in die Augen springenden Ziele zu wählen. Nur zu Beginn des Kampfes wird dies zulässig sein. Auch dieser aber wird in vielen Fällen schon nach vorher von der oberen Führung zu erlassenden Weisungen erfolgen müssen. Sowie indessen einigermaßen Übersicht und Klarheit vorhanden ist, werden die höheren Befehlshaber einzugreifen haben, um dem Kampfe die Wendung zu geben, welche zum Ziele führen soll. Und zwar nicht nur die Befehlshaber der Artilleriewaffe, sondern auch diejenigen der großen Kampfeinheiten bis zu den obersten Stellen hinauf.*) Nur bei diesen kann in genügendem Maße erkannt und von ihnen aus der Weg gewiesen werden, wohin der Nachdruck des Geschützfeuers zu legen, auf welche Stellen eine größere Geschützzahl zu vereinigen ist. Wie viele Mißerfolge sind dem Umstande zuzuschreiben, daß nutzlos Munition verschwendet wurde gegen Abschnitte der feindlichen Stellung, die entweder ihrer Stärke nach nicht zu überwinden, oder nach den Absichten der höheren Führung im Vergleich zu anderen dieses Aufwandes an Kraft nicht wert waren. Die Menge der Munition aber sowohl wie der Gebrauch der Rohre haben jetzt in höherem Grade als früher ihre Grenzen.

Auch über die Verwendung der leichten, besonders aber der schweren Feldhaubitzen wird nur die höhere Führung mit Erfolg bestimmen können. Sie muß schon frühzeitig daran denken, die letzteren an das Kampffeld heranzuführen und ihnen die geeigneten Plätze anzuweisen. Die erhebliche Unterstützung, welche diese Kampfmittel,

*) Die technischen Vervollkommnungen für die Übermittlung von Befehlen werden dies in höherem Grade als früher ermöglichen.

besonders die weitertragenden und aus verdeckter Stellung kräftiger wirkenden schweren Geschütze, zu leisten imstande sind, wird nur genügend zur Geltung kommen, wenn sie in den Artilleriekampf im ganzen planvoll zu einheitlicher Wirkung eingereiht werden, wozu sie nach Ausrüstung, Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit dauernd befähigt sein müssen. Keineswegs aber, wenn sie für sich eine Teilwirkung auf einen ihnen naheliegenden Punkt ausüben.

Die schweren Feldhaubitzen sind zu einem integrierenden Teil des Feldheeres geworden und müssen, früheren Anschauungen entgegen, mehr und mehr als solcher betrachtet und verwendet werden. Sie werden dann dem Angriff zu wirksamem Nachdruck dienen.

So ist die Leitung des Artilleriekampfes viel schwieriger geworden, aber es liegt dafür auch in ihr eine große Bürgschaft des Erfolges und die Möglichkeit, sich in nicht unbedeutendem Maße von der Überlegenheit an Zahl unabhängig zu machen.

Die Binsenwahrheit der Kriegführung, der Sieg werde dadurch erreicht, daß man auf dem entscheidenden Punkte der Stärkere ist, trifft eben auch für den Artilleriekampf zu. Sie muß nur oft unter recht erheblichen Schwierigkeiten zur Ausführung gebracht werden.

Das Erste aber ist, daß man die Notwendigkeit dieser Wahrheit einsieht und, was sich entgegenstellt, mit allen Mitteln der Einsicht, der Vorbereitung und der Tatkraft zu überwinden trachtet.

Ob Teile der Artillerie zurückgehalten werden sollen, ist eine vielumstrittene Frage, die ich bejahen möchte. Wir haben jetzt so viel Artillerie, daß wir wohl nicht alles gleich in erster Linie zu verwenden und auf den Vorteil zurückgehaltener Kräfte nicht zu verzichten brauchen. Die Führung hat wesentlich mehr Einfluß, wenn sie über solche verfügen kann. Auch der Artilleriekampf wird hin und her wogen. Wenn der Verteidiger entstandene Lücken wieder ausfüllen wird, muß auch der Angreifer dazu imstande sein.

Der Kampf gegen die feindliche Artillerie ist die zuerst zu lösende Aufgabe der in Stellung gegangenen Artillerie des Angreifers. Ehe der Verteidigungs-Artillerie nicht die ungehinderte Beherrschung des Vorgeländes entrungen worden ist, kann der Hauptsache nach an weitere Aufgaben nicht gedacht werden. Auch dieser Umstand tritt jetzt bei der größeren Tragweite der Geschütze und ihrer erheblich größeren Feuergeschwindigkeit und Wirkung schärfer hervor als früher.

Nicht etwa, als ob nun ein Artilleriekampf bis zur Vernichtung geführt werden würde, ehe man zu anderem schreiten könnte. So einfach liegen die Dinge nicht. Aber es wird unbedingt nötig sein, die Infanterie, abgesehen von schwachen, zur Sicherheit der Artillerie vorgeschobenen Abteilungen, welche Deckung im Gelände finden, so lange aus dem Wirkungsbereich der feindlichen Artillerie zu halten, bis diese in einem Maße durch den Artilleriekampf in Anspruch genommen ist, daß sie

keine vernichtende Wirkung mehr auf vorgehende Infanterie des Angreifers ausüben kann. Diese Voraussetzung muß in der Regel erfüllt sein, wenn nicht Mißerfolge eintreten sollen. Es erscheint mir sehr bedenklich, wenn Erscheinungen der letzten Kriegsereignisse dahin ausgelegt werden, daß die Leistungsfähigkeit der Artillerie zu gering wäre, um die Infanterie davor zu bewahren, daß sie in nicht gedämpftes feindliches Artilleriefeuer hineingeführt würde. Dann müßte in erster Linie die bessernde Hand an die Leistungen der Artillerie gelegt werden. Der Zumutung, gleichzeitig oder unmittelbar hintereinander Artillerie- und Infanteriefeuer zu ertragen, wird selten eine Infanterie gewachsen sein.

Es darf jetzt nicht mehr, wie früher so oft geschehen und bei Friedensübungen nur allzuhäufig zu sehen ist, übereilt zur Durchführung des Kampfes geschritten werden. Zeit ist erforderlich und eine genügende Vorbereitung, auf welche bei den jetzigen Feuerwaffen nicht verzichtet werden kann. Das haben die Japaner jedenfalls verstanden, und diesem Verständnis scheinen sie einen nicht geringen Teil ihrer Erfolge verdankt zu haben. Ob sie darin zu weit gegangen sind, ist eine Frage, zu deren Untersuchung erst genauere Unterlagen vorhanden sein müssen. Den Erfolg haben sie erzielt.

Wird der Feuerkampf der Artillerie gegen die feindliche mit der nötigen Umsicht und Kraft geführt, so wird die Zeit der Vorbereitung nicht zu lange dauern. Wenigstens an den Stellen nicht, wo günstige Bedingungen für die Einleitung und damit für die Fortsetzung des Kampfes vorlagen. Das wird auch dann zutreffen, wenn die Wirklichkeit selbstverständlich die Treffergebnisse der Schießplätze um ein Erhebliches zurückschraubt.

Es ist vielfach die Ansicht ausgesprochen worden, die Verteidigungs-Artillerie werde sich einem überlegen geführten Feuerkampfe entziehen und erst wieder auftreten, wenn die Infanterie des Angreifers vorginge, um dann ihre Kraft gegen diese einzusetzen. Ein solches Verfahren wird einer aufmerksamen, tätigen und treffsicheren Angriffs-Artillerie gegenüber doch nur in Ausnahmsfällen ausführbar sein. Schon das Zurückziehen der Geschütze im Feuer erfordert viel Geschicklichkeit. Auch die zurückgezogenen Geschütze werden in vielen Fällen von einem scharf beobachtenden Gegner entdeckt und beschossen werden. Noch mehr gilt dies von dem Augenblick, wo diese zurückgezogenen Geschütze wieder in Tätigkeit treten sollen. Sie werden dann an dem Angreifer im wesentlichen bekannten Stellen von der feuerbereiten Angriffs-Artillerie, welche das Schwächerwerden des feindlichen Feuers außerdem in den meisten Fällen benutzt haben wird, um näher heranzugehen, sehr leicht unter so starkes Feuer genommen werden können, daß ihre beabsichtigte Wirkung gegen die vorgehende Infanterie des Angreifers gänzlich vereitelt wird.

Der Regel nach wird ganz bestimmt zuerst der Kampf der beiderseitigen Artillerien in ausgiebiger Weise zum Austrag kommen. Die Beispiele aus den Gefechten des

Burenkrieges mit seinen nach verschiedenen Richtungen hin besonderen Verhältnissen können nicht maßgebend sein für größere Kriegshandlungen. Bei diesen können große Artilleriemassen weder so versteckt aufgestellt noch so gehandhabt werden wie die einzelnen Burengeschütze an den Kopjes Südafrikas, abgesehen von der Führung und Leistungsfähigkeit der englischen Artillerie. Auch andere Kriegsereignisse werden ohne Zweifel heranzuziehen sein, welche die aufgestellte Regel durchbrechen. Immer aber wird der Erfolg dann zweifelhaft oder mit unverhältnismäßig großen Opfern verknüpft gewesen sein. Als Regel wird, mehr denn je, jetzt bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen festgehalten werden müssen, daß erst dann das Vorgehen der Infanterie des Angreifers in größerem Maßstabe in die Wege geleitet wird, wenn durch die Artillerie des Angreifers erzielt wurde, daß die Verteidigungs-Artillerie ihre volle Aufmerksamkeit und Kraft dem Artilleriekampf zuwenden muß.

Andererseits wird allerdings die Infanterie jetzt auch ihrerseits den Feuerkampf in wesentlich stärkerer Weise durchführen müssen.

Das Verhalten der Infanterie beim Angriff ist eng verbunden mit der Artillerie.

Die Forderung des Zusammenwirkens der verschiedenen Waffengattungen ist nichts Neues. Sie ist auch schon früher verlangt worden und besonders von der Artillerie und Infanterie. Nur ist die Notwendigkeit dieses Zusammenwirkens jetzt erheblich schärfer hervorgetreten, es ist in höherem Maße erforderlich, um den Erfolg zu verbürgen.

Die Infanterie wird nach unsern neuesten Ansichten und Bestimmungen in den Marschkolonnen auf das Schlachtfeld geführt und bleibt am besten in diesen zurückgehalten und verdeckt während der Einleitung des Artilleriekampfes. Sie wird so in ganz anderer Weise der feindlichen Sicht und Feuerwirkung entzogen als in den bis in die neueste Zeit üblichen starken Massen. Wenn der vorher erwähnte, durch den Artilleriekampf herbeigeführte geeignete Augenblick gekommen ist, schreitet die Infanterie durch Vervielfältigung der Marschkolonnen zur Entwicklung der Feuerlinien, welche den Feuerkampf mit der Infanterie des Verteidigers beginnen sollen.

Ebenso schwierig wie die erste Entwicklung der Artillerie ist die der Infanterie. Die beiden Waffengattungen sind in des Wortes wahrster Bedeutung „Schwesterwaffen“. Die Bedingungen und Anforderungen bei der einen treffen auch bei der anderen zu.

Auch bei der Infanterie gilt es, dem gedeckten feuerbereiten Verteidiger gegenüber in dem von seiner Feuerwirkung beherrschten Kampffelde festen Fuß zu fassen.

Die Art der Entwicklung zum Feuergefecht unmittelbar aus den vervielfältigten Marschkolonnen geschieht schnell, begünstigt gedeckte Annäherung und verteilt die Aufmerksamkeit des Feindes auf viele Punkte. Es ist zu erwarten, daß auf diese Weise

das Fußfassen der angreifenden Infanterie erheblich leichter werden wird als früher. Mit Verlusten ist sicher zu rechnen. Sie dürfen und werden, so ist anzunehmen, nur nicht so erschütternd sein, daß sie zum Mißerfolg führen.

Ebenso wie bei der Artillerie wird bei dem Vorgehen der Infanterie der Erfolg um so größer sein, je einheitlicher sich das Vorgehen gestaltet. Wird die feindliche Linie nach Möglichkeit an allen Punkten zugleich angefaßt, so wird ihre Kraft am besten verteilt werden. Es wird am ehesten dem vorgebeugt werden, daß einzelne Teile des Angreifers von stärkeren Kräften des Verteidigers und von verschiedenen Seiten beschossen werden, was jetzt mehr denn je vermieden werden muß.

In noch höherem Grade als bei der Artillerie wird sich die Einheitlichkeit des Vorgehens der Infanterie auf begrenzte Teile des gesamten Kampffeldes beschränken. Aber auch für diese Waffe wird das Vorgehen aus einem Gedanken heraus erfolgen müssen, wie dies übrigens schon durch die Einheitlichkeit der Entwicklung der Artillerie vorbereitet ist.

Trotzdem wird sich das Verhalten der Infanterie an den verschiedenen Stellen, ebenfalls in höherem Grade als das der Artillerie, den Umständen nach verschieden gestalten. Da, wo durch den Einfluß der Führung und die Wirkung der Artillerie die Wege besser geebnet sind, wird das Vorgehen der Infanterie leichter, schneller und bis auf nähere Entfernungen heran vor sich gehen, als dort, wo die Vorbedingungen weniger günstig liegen.

Am wenigsten wird selbstverständlich das Kampffeld an den Stellen von dem Verteidiger beherrscht, wo die Wirkung der Verteidigungs-Artillerie lahm gelegt wurde und infolgedessen die Möglichkeit für die Angriffs-Artillerie vorlag, die Infanteriestellungen des Verteidigers unter Feuer zu nehmen.

Es wird indessen durchaus nicht immer möglich sein, diesen für die Entwicklung der Infanterie günstigsten Fall abzuwarten. Daß dies mehr geschieht als früher, und wie man es so häufig bei den Friedensübungen erlebt, ist den verbesserten Feuerwaffen gegenüber dringend wünschenswert. Die Verluste könnten sonst beim Eintreten der Infanterie in den Feuerkampf so groß werden, daß sie das Maß übersteigen, welches, wie Oberstleutnant Frhr. v. Freytag in seinem früher genannten Buche anführt, nach Ansicht des englischen Generals Colvile, Truppenkörper zivilisierter Soldaten zu ertragen imstande sind. Dies Maß wird indessen, je nach dem inneren Wert der Truppenkörper auch bei zivilisierten Soldaten verschieden sein. Vielleicht in genauem Verhältnis zu dem Fortschritt oder besser gesagt dem Übermaß der Zivilisation.

Es wird Lagen geben, in denen mit der Entwicklung der Infanterie nicht gewartet werden *kann*, bis die Artillerie in der Lage ist, die Infanteriestellungen des Verteidigers unter Feuer zu nehmen. Auch wird dies jedenfalls nicht auf der ganzen Ausdehnung der Verteidigungslinie zur Ausführung zu bringen sein.

Kurz, die Infanterieentwicklung muß auch vor sich gehen können, wenn die Infanterie des Verteidigers in ihren meist geschützten Stellungen noch nicht oder nur in geringem Grade in der Abgabe eines gut gezielten Feuers auf weite Entfernungen behindert ist.

Das ist der schwierigste Punkt für den Angriff, und um diesen drehen sich hauptsächlich alle Erörterungen der neuesten Zeit, welche sein Gelingen in Frage stellen. Abgesehen davon aber, daß diese schwierigsten Lagen durchaus nicht auf allen Stellen des Kampffeldes eintreten werden, wenn die Artillerie nach den früher gestellten Anforderungen in Wirksamkeit tritt, bin ich der festen Überzeugung, daß auch bei solchen Lagen die Entwicklung der Infanterie ausführbar sein wird, ohne so große Verluste, daß sie nicht ertragen werden könnten. Man wird sich nur auf diesen Stellen des Schlachtfeldes zurückhaltender benehmen, weiter abbleiben, sich mehr dem Gelände anschmiegen und alle Mittel anwenden müssen, welche jetzt in so ausgiebiger Weise empfohlen werden, um die Verluste zu vermeiden. Also: Entwicklung auf weitere Entfernungen, zunächst mit schwachen Abteilungen, die sich aufs äußerste im Gelände verbergen — wozu eine große Unkenntlichkeit des Anzuges und der Ausrüstung erforderlich ist —, langsam und einzeln oder in schwachen Gruppen herankriechen, unter Umständen sich eingraben. Mit einem Worte: Buren- oder Japaner-Taktik, wie wir sie uns zurecht gemacht haben. Schließlich wird auch in äußersten Fällen zum Nachtgefecht geschritten werden müssen.

Aber es würde meiner Ansicht nach ein großer Irrtum sein, wenn man ein solches Verfahren der angreifenden Infanterie auf dem ganzen Kampffelde für nötig oder ausführbar hielte. Bei einer allgemein so weit getriebenen Vorsicht würde allerdings der Erfolg des Angriffs erheblich in Frage gestellt werden.

Denn das, worauf es bei der Infanterie ebenso ankommt wie bei der Artillerie, ist bekanntermaßen, daß die angreifende Infanterie durch ihr Feuer die Infanterie des Verteidigers niederkämpft. Das ist zweifellos am besten zu erzielen durch möglichst gleichzeitige und überraschende Entwicklung starker Kräfte zum Feuerkampf, aber sehr fraglich bei allmählichem Einsetzen schwacher Abteilungen, die durch das überlegene Feuer des Verteidigers leiden und schwerlich ihrerseits eine Überlegenheit erringen können. Auf den Stellen des Schlachtfeldes, wo nicht zu ungünstige Vorbedingungen vorliegen, wird eine solche Entwicklung stärkerer Kräfte von Anfang an wohl zu erreichen sein, wenn Umsicht bei der Art der Schützenentwickelung und der Geländebenutzung zur Anwendung gelangt und die Ausbildung der Infanterie mit größter Aufmerksamkeit auf diese wichtigsten Punkte gerichtet worden ist. Nach den im letzten dieser Hefte veröffentlichten Mitteilungen eines Augenzeugen ist im letzten Feldzuge an geeigneten Stellen auch bei den Japanern so verfahren worden, welche nach diesen Eindrücken überhaupt ihr Verhalten immer der jedesmaligen Lage angepaßt hätten.

Die Mißerfolge der neusten Kriegsereignisse hatten, was nicht vergessen werden

darf, zweifellos in der Mehrzahl der Fälle ihren Grund darin, daß die Ausbildung der Infanterie nicht der Wirkung der verbesserten Feuerwaffen entsprach. Kolonnen irgend welcher Art dürfen nicht mehr im feindlichen Infanteriefeuer auftreten. Sie bieten zu gute Ziele und erschweren die Entwicklung der Schützen. Schon vor über 25 Jahren lehrte uns General v. Goeben, der den Krieg vom Grunde aus kannte, daß im Infanteriegefecht nur Schützen auftreten könnten.

Die Entwicklung der Schützen aus der Marsch- bzw. Sektionskolonne wird den jetzigen Anforderungen gerecht und gibt dem Infanteriegefecht das der Neuzeit entsprechende Gepräge.

Daß die Durchführung eines Angriffs der Infanterie bei Nacht zu den Ausnahmen gehören muß, geht schon daraus hervor, daß in der Dunkelheit der Feuerkampf ausgeschlossen ist. Es fehlt daher das wesentlichste Kampfmittel und bleibt nur die Überraschung. Auch muß die Infanterie dann der Unterstützung der Artillerie fast gänzlich entbehren. Das Vorgehen größerer Massen zum Gefecht in der Nacht würde unfehlbar große Verwirrung hervorrufen.

Für die Heranführung in der Dunkelheit gilt das bei der Artillerie Gesagte.

So wird es auch jetzt einer zweckmäßig ausgebildeten und geführten Infanterie von gutem inneren Gehalt gelingen, auf dem Schlachtfelde Fuß zu fassen und das Feuergefecht gegen die feindliche Infanterie unter nicht zu ungünstigen Bedingungen zu beginnen, was sich in erster Linie auf die Entfernungen bezieht. Mehr soll auch bei dieser Waffe wie bei der Artillerie zunächst nicht verlangt werden.

Sache einer sorgsamen Schießausbildung und umsichtigen Leitung wird es dann sein, das Feuergefecht zum Erfolge zu bringen.

Viel hängt vom Anfang ab. In größerem Maße bei der Infanterie aber wie bei der Artillerie von der Durchführung.

Wenn die Artillerie ihren Feuerkampf zwar jetzt meist auch nicht aus der Anfangsstellung wird durchführen können, sondern noch einer oder mehrerer Stellungen bedürfen wird, um die nötige Wirkung zu erreichen, so muß die Infanterie, ihrer Eigenart entsprechend, schrittweise fortschreiten, um zu kräftiger Wirkung zu gelangen und schließlich die feindliche Infanterie zum Verlassen ihrer Stellungen zu zwingen.

Von den Schwierigkeiten dieses Fortschreitens gilt dasselbe wie von denen der ersten Entwicklung. Auch in dieser Beziehung werden nicht immer die Verhältnisse so liegen, daß zu den äußersten Mitteln der Annäherung gegriffen werden muß: zu dem allmählichen Herankriechen der einzelnen Schützen oder Gruppen, welche zur Verstärkung und zum Ersatz der eingetretenen Verluste zurückgehalten werden müssen. Die Gefechtslage und die Geländegestaltung werden gewiß an verschiedenen Stellen so günstig liegen, daß größere Abteilungen, sei es als Schützen oder in Reihen, von Zeit zu Zeit größere Strecken zurücklegen können, um allmählich heranzukommen und schließlich den Feind mit einem so kräftigen Feuer zu überschütten, daß sein Wider-

stand gebrochen wird. Daß dies nur langsam und allmählich geschehen wird, liegt in der Natur des Infanteriegefechts, welches jetzt zweifellos der Regel nach ein stundenlanges zähes Ringen um die Feuerüberlegenheit darstellen wird. Wer es noch anders erwartet, wird harte Enttäuschung erfahren. Auch der Verteidiger wird seine ersten Linien verstärken, seine Verluste ergänzen und eingetretene Schwächen wiederherstellen.

Aber denen, welche die Schwierigkeit der Heranführung von Verstärkungen bei der angreifenden Infanterie so stark betonen, ist doch berechtigterweise entgegenzuhalten, daß diese Heranführung auch beim Verteidiger nicht leicht sein wird. Stellenweise vielleicht sogar schwieriger. Nicht immer im Feldkriege werden, wie in den letzten Schlachten des russisch-japanischen Krieges an einzelnen Stellen, völlig gedeckte Gänge von den Unterständen für Unterstützungen und Reserven nach den vordersten Schützengräben heranführen. Oft genug werden auch die Verstärkungen für die vordere Linie des Verteidigers unter dem Infanteriefeuer, noch häufiger unter dem Artilleriefeuer des Angreifers zu leiden haben. Außerdem aber kann man sich aus den Erfahrungen der Schießplätze ein ungefähres Urteil bilden, wie entnervend der Aufenthalt in Deckungen sein wird, welche von unsern jetzigen Brisanzgeschossen beschossen werden. Ob und in welcher Verfassung solche Unterstützungen in vielen Fällen nach vorn gelangen werden, steht dahin.

Das Feuergefecht der Infanterie des Angreifers hat den Zweck, die Feuerkraft der Verteidigungs-Infanterie in einem solchen Grade zu brechen, daß diese ihre Stellungen räumt. Dazu gehört als letztes Mittel der Sturmanlauf der angreifenden Infanterie.

Auch über diesen Punkt hat man sich meines Erachtens mehr Sorge gemacht, als nötig ist. Wiederum hauptsächlich beeinflußt durch Eindrücke von den Friedensübungen her, welche weder die entstandenen Verluste, noch die moralischen Eindrücke in einigermaßen annähernder Weise zum Ausdruck bringen können, sehr häufig sogar diesen bestimmenden Umständen recht wenig Rechnung tragen.

Der Sturmanlauf der angreifenden Infanterie fällt in eine Zeit des Kampfes, in der die Frucht reif ist. Er hat nur Schwierigkeiten, wenn dies noch nicht der Fall sein sollte, er also zu früh angesetzt ist. Andernfalls wird die Infanterie des Verteidigers bald genug einem kräftigen Drucke weichen, der natürlich unter Umständen auch bis zuletzt einem kräftigen Gegendruck begegnen kann. Dann wird an diesen Stellen die Entscheidung hingehalten werden, auch wohl ausbleiben. Es kommt indessen meist nur darauf an, daß sie an der entscheidenden Stelle fällt.

Aber es wird nach natürlichen, menschlichen Gesetzen bei einem von allen Seiten bedrängten, in seine Stellungen gebannten, durch Verluste erschütterten Verteidiger der Augenblick eintreten, wo es nur eines Anstoßes bedarf, um seinen Mut völlig zu brechen und ihn außerordentlich begierig zu machen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um den unerträglich gewordenen Aufenthalt in der Stellung aufzugeben.

Nur muß man allerdings nicht daran denken wollen, in diesem letzten Abschnitt des Kampfes dem Infanteriefeuer des Verteidigers massierte Sturmkolonnen entgegenstellen zu wollen, wie dies stellenweise immer noch für möglich und nützlich gehalten wird. Diese würden freilich auch der im Erlöschen begriffenen Feuerkraft des Verteidigers ein willkommenes Ziel bieten und seinen Mut weniger erschüttern als ein fortgesetztes gut gezieltes Feuer und zum Schluß ein kräftiger Schützenanlauf. Auch diesem können alle den Sturm begleitenden Mittel wie Hurraruf, Blasen der Hornisten und Schlagen der Tambours, welche auf die Sinne wirken, angeschlossen werden.

Der Angriff der Infanterie muß daher bis zum letzten Ziel durch Schützen geführt werden. Ihre Zahl darf aber nicht zu gering sein. Damit dies nicht der Fall ist, muß der Infanterie-Angriff in solcher Tiefe angesetzt werden, daß bis zum letzten Zeitpunkt Verstärkungen vorhanden sind, um die in vorderer Linie entstandenen Lücken auszufüllen. Dünne Schützenlinien verlieren die Kraft und werden durch die wenigen bei ihnen vorhandenen Führer, denn diese fallen meist in größerer Zahl, schwerlich zum Stoß vorwärts zu bringen sein. Wer solche dünnen, von Führern entblößten Schützenlinien im Kriege gesehen hat, wird dieser Ansicht beipflichten.

Die nicht zum Erfolge führenden Angriffe sind gewöhnlich daran gescheitert, daß der geschwächten vorderen Linie, welche wohl noch aushalten aber nicht mehr vorwärts kommen konnte, nicht die nötigen Unterstützungen zugeführt worden sind.

Der Kavallerie ist bei den hier zur Sprache kommenden Bedingungen des Feuerkampfs nicht Erwähnung geschehen. Sie hat andere Aufgaben von größter Wichtigkeit und kann sich am Feuergefecht nur in Ausnahmefällen und auf kurze Zeit beteiligen. Wer sie in Erinnerung an vergangene Zeiten in größerem Umfange zur Beteiligung an Angriffsstößen benutzen wollte, würde schwer schädigend in das Getriebe der Heeresmaschine eingreifen. Der Grad der Erschütterung der Infanterie müßte schon ein recht hoher sein, wenn ihr Feuer nicht imstande wäre, Kavallerieangriffe blutig abzuweisen, welche in überraschender Weise von größeren Massen kaum zur Ausführung zu bringen sind. Angriffe der Kavallerie gegen Artillerie sind gewiß auch während der Schlacht denkbar, setzen jedoch voraus, daß sich der Gegner große Blößen gegeben hat.

Der Angriff wird von Artillerie und Infanterie mit Feuer durchgeführt werden und der Kavallerie nicht bedürfen. Die mannigfaltigen wichtigen Aufgaben der Kavallerie liegen auf dem Gebiete der Aufklärung und der Verfolgung, die sie völlig in Anspruch nehmen werden. Zu Todesritten ist die Waffe zu kostbar, wenn sie auch gewiß in äußersten Fällen wie früher die größten Verluste nicht scheuen wird.

Überschaut man das eben in großen Zügen entworfene Gesamtbild einer großen Kampfhandlung auf dem Gebiete des Feldkrieges, so erscheint die Ansicht nicht unberechtigt, daß bei zweckmäßiger Anwendung der Feuerwaffen es uns heute ebenso wie

früher gelingen wird, die Feuerkraft der Verteidigung zu brechen und den Angriff zum Erfolg zu führen.

Diese Ansicht wird in noch höherem Grade bestätigt, wenn man die höhere Führung in Betracht zieht, nachdem der Einfluß der Führung der den Feuerkampf ausübenden Waffengattungen schon früher Erwähnung gefunden hat.

Auch auf diesem Gebiet gibt es nicht wesentlich neue Anforderungen, sie treten nur in gesteigertem Maße auf.

Die höhere Führung muß jetzt in erster Linie mit der Bedeutung der Feuerkraft des Verteidigers rechnen. Sie muß von vornherein die Lage so zu beherrschen trachten, daß nicht die stärksten, sondern die schwächsten Punkte am kräftigsten angegriffen werden. Der Zahl wie der Beschaffenheit der Angriffsmittel nach ist der Nachdruck gegen die Schwächen der Verteidigung zu leiten. Dies sind, wie vorher zu übersehen ist, die Flanken, sofern sie nicht an feste Punkte angelehnt sind. Dem Verteidiger wird es zwar in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gelingen, gegen das auf die Flanke gerichtete Vorgehen des Angreifers eine neue Front zu bilden. Diese wird aber, weil in der Eile eingenommen und besetzt, naturgemäß schwächer sein als die von Anfang an vorhandene und verstärkte, also leichter bekämpft und durchbrochen werden können.

Ist, wie in vielen Fällen, eine ausgiebige vorherige Erkundung der feindlichen Stellung möglich — was jedenfalls mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erstreben ist —, so werden auch in der Verteidigungslinie selbst schon vor Beginn des Kampfes, sonst jedenfalls während der Kampfestätigkeit schwache Stellen entdeckt werden. Denn Schwächen hat jede Verteidigungsstellung in nicht geringem Maße. Das ist ein alter Erfahrungssatz.

Gegen die Schwächen der Verteidigung also muß sich der Angriff vorzugsweise wenden.

Wie stehen diesem so selbstverständlich erscheinenden Satze die Erfahrungen aus den neueren Kriegsereignissen gegenüber? Fast durchweg verneinend.

Wir haben in der Schlacht am 18. August 1870 erhebliche Kräfte die festesten Stellungen der Franzosen bei Point du jour mit großen Opfern angreifen lassen, während dieser Angriff sich, wenn der Nachdruck von Jussy und Vaux her erfolgt wäre, voraussichtlich wesentlich leichter gestaltet haben würde. Aber die Entscheidung lag, der ganzen Sachlage nach, an diesem Tage überhaupt auf dem linken deutschen Flügel. Es erschien daher nicht notwendig, auf dem rechten Flügel den Durchbruch anzustreben — wie sowohl Moltke als Goeben erkannt haben —, sondern es genügte, hier den Gegner in ausreichendem Maße zu fesseln.

Auch auf dem linken deutschen Flügel wurde das Vordringen des äußersten, dem Ansatze entsprechend spät eintreffenden Flügelkorps nicht abgewartet, sondern der An-

griff unternommen gegen den unbedingt stärksten Teil der Stellung auf diesem Flügel, gegen die glacisartige Abdachung vom Dorfe St. Privat zu beiden Seiten der Chaussee nach St. Marie. Ja, als an dieser stärksten Stelle der Verteidigung durch das Seitwärtsschieben der 1. Garde-Infanterie-Brigade eine Lücke entstanden war, wurden zur Ausfüllung dieser Lücke noch zwei Regimenter vorgezogen, welche auf dem linken Flügel der 1. Garde-Infanterie-Brigade, wie dieser selbst, viel weniger Verluste und mehr Erfolg gehabt haben würden.

Bei Weißenburg wurden namhafte Kräfte gegen den stärksten Punkt der Verteidigung — Schloß Geisberg — eingesetzt zu schwerem, verlustreichem Kampfe, obwohl seitwärts starke Massen im Anmarsch waren, deren weiteres Vordringen die französische Stellung von selbst zu Falle bringen mußte.

Ebenso richteten sich die hartnäckigsten Angriffe bei Spicheren gegen den roten Berg, von dessen schwer zu ersteigenden Hängen das Vorgelände in günstiger Weise beherrscht wurde, während ein seitwärtiges Vorgehen von Anfang an entschieden leichter zum Erfolg geführt hätte.

Am auffallendsten tritt das Verhalten der Russen bei Plewna hervor, wo man doch die Verhältnisse in den späteren Schlachten zur Genüge kannte. Die größten Massen werden gegen die starke Ostfront verwendet und hier die festen Griwiza-redouten mit Nachdruck und großen Opfern angegriffen. Auf der zum Angriff bedeutend geeigneteren Südfront, wo überhaupt viel leichter ein durchschlagender Erfolg zu erzielen war, wird Skobelew allein gelassen. Als dieser schließlich siegt, wird er nicht unterstützt, sondern der Angriff aufgegeben, weil er gegen die Ostfront nicht gelungen war.

Ebenso haben die Engländer im Burenkriege fast ausnahmslos die Stärken der feindlichen Stellungen angegriffen und sind deshalb in der Mehrzahl der Fälle unter großen Opfern abgeschlagen worden. Wo sie anders verfuhren, wie bei Driefontein, fanden sie auch den Erfolg.

Über den russisch-japanischen Krieg später.

Starke Stellungen haben eine unselige, magnetisch anziehende Kraft. Daß dieser Anziehungskraft seitens der Angreifenden nicht mehr Widerstand geleistet wurde, hat nicht zum wenigsten beigetragen zur Verherrlichung der Stärke der Verteidigung. Auch die Motte verbrennt, wenn sie ins Licht fliegt.

Bei den angeführten Vorgängen aus der Kriegsgeschichte, besonders bei denen aus dem Deutsch-französischen Kriege, haben gewiß noch andere bestimmende Beweggründe mitgewirkt. Man hat diese Art des Verfahrens auch zu den Fehlern zu rechnen, die zu keiner Zeit bei der schwer zu handhabenden Kriegführung ausbleiben werden. Mit Fehlern werden wir immer rechnen müssen. Das liegt in der Ungewißheit der Lage, der Schwierigkeit der Bewegung der Massen und der menschlichen Unvollkommenheit. Aber es ist bei dieser Neigung, die stärksten Punkte anzugreifen, doch

auch ein durchgehender Zug bemerkbar: die unrichtige Einschätzung der Bedeutung der Feuerwaffen.

Geht man in dieser Beziehung von den durch die jetzige Zeit bedingten Anschauungen aus, läßt man sich von der Überzeugung leiten, daß an den Stellen, wo dem Verteidiger die günstigsten Aussichten zur Seite stehen, der Angriff, wenn nicht unmöglich, doch mit so großen Opfern verknüpft sein wird, daß sie verhängnisvoll werden können, so wird an diesen Stellen mehr als früher die nötige Zurückhaltung geübt und der Schwerpunkt des Angriffs nach den günstigeren Stellen verlegt werden. Das heißt: starke Massen auf die Flanken oder zunächst nach den Flügeln der feindlichen Aufstellung in Bewegung setzen und andere Massen zur Verfügung halten, um sie gegen die als schwach erkannten Punkte der Stellung einzusetzen; wenn dies nicht nötig werden sollte, auch sie zum Nachdruck auf den Flügeln verwenden.*) Dabei muß selbstverständlich die feindliche Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung fest angefaßt werden. Aber die Art des Angriffs wird eine verschiedene sein. Vorsicht und Zurückhaltung weniger Kräfte vor den starken Punkten, Schnelligkeit, Nachdruck und Verwendung der größeren Massen gegen die schwachen Stellen. Besonders gilt dies von dem Verhalten beim Beginn des Kampfes. Bei der Durchführung, wenn das Vorgehen gegen die Schwächen der Verteidigung schon in Wirksamkeit getreten ist, wird auch an den anderen Stellen kräftiger eingewirkt werden können und müssen.

Das verschiedenartige, der Stärke der Verteidigung entsprechende Verhalten des Angreifers kommt auch in Betracht bei der Beurteilung der Verteidigungsstellungen überhaupt.

Ihre Beschaffenheit und Stärke wird je nach der Lage sehr verschieden sein. Eine flüchtig befestigte Feldstellung wird weniger Vorbereitung und Vorsicht erfordern als eine stark ausgebaute. Die letztere kann schließlich so stark werden, daß sie sich den permanenten Befestigungsanlagen nähert und dann auch bezüglich der Mittel des Angriffs annähernd die der Belagerung fordern kann. Aber solche Stellungen werden doch voraussichtlich im Feldkriege nicht zu häufig sein, jedenfalls nicht bei Heeren von annähernd gleicher Stärke und gleichem Werte, welche beide mit vollem Einsatz ihrer Kräfte die Entscheidung suchen.

Auch die Befestigungen bei Liauyang und Mukden sind noch zu den befestigten Feldstellungen zu rechnen, welche mit den Mitteln des Feldkrieges zu überwinden waren. Selbst Plewna stand nicht höher und ist nur infolge russischer Schilderungen überschätzt worden.

Jedenfalls hat bei den erwähnten befestigten Stellungen das Verfahren des Angreifers dem Verteidiger die Wege zum Ausbau der Stellungen geebnet, was am

*) Auch in dieser Beziehung (s. Anm. zu S. 395) wird die Befehlsübermittlung durch Telegraph und Telephon gesteigerte Leistungen ermöglichen.

ehesten vermieden wird, wenn Möglichkeit und Wille vorhanden sind, von vornherein kräftig anzugreifen.

Dieser Umstand führt auf die unbedingte Notwendigkeit, im Feldkriege die Angriffsunternehmung sobald wie möglich zu erledigen. Sie steht in Übereinstimmung mit der Anforderung der Entwicklung möglichst großer Kraft und stärksten Nachdrucks, die von jedem Angriff zu verlangen sind, der zum Erfolg führen soll.

Es ist in letzter Zeit im Hinblick auf die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges oftmals die Meinung verbreitet worden, daß mehrtägige Schlachten in der Folge die Regel sein würden. Möglich, daß die Verhältnisse ähnlich liegen werden. Anzustreben ist jedenfalls mit allen Mitteln ein schnellerer Erfolg.

Die Erfahrung lehrt zweifellos, daß beim Hinausziehen des Angriffs die Verhältnisse sich nicht besser für ihn gestalten. Der Verteidiger benutzt die entstehenden Pausen zur Wiederherstellung seiner körperlichen und seelischen Kräfte, seiner Verteidigungsanlagen und -mittel, während die längere Zeit und die Wiederholungen des Angriffs entschieden lähmend und entmutigend auf den Angreifer wirken, auch meist seine Verluste erheblich erhöhen. Plewna ist ein hervorragendes Beispiel für diese Behauptung.

Wenn die Ansicht vertreten wurde, daß das angriffsweise Verfahren trotz der vorhandenen und angeblichen, ihm entgegentretenden Schwierigkeiten nach wie vor bei uns zu bevorzugen und durchführbar sei, so kann das selbstverständlich nicht so gemeint sein, als ob der Verteidigung die Berechtigung abgesprochen werden sollte.

Es handelt sich in erster Linie um den leitenden Gedanken, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben, die Initiative — wie das schwer zu übersetzende Fremdwort lautet — zu ergreifen und sich nicht entwinden zu lassen.

Die Verhältnisse können dazu zwingen, das verteidigende Verfahren einzuschlagen. Es kann auf einem Teil des Kriegsschauplatzes oder allgemein notwendig werden, sich abwartend zu verhalten.

Dann handelt man unter einer Notlage, die gehoben werden muß, wenn der Feldzug zum Siege führen soll, ebenso wie die Verteidigung einer Festung, mag sie noch so stark sein, nach den Lehren der Kriegsgeschichte nur dann erfolgreich war, wenn Entsatz erfolgte.

Der Sieg ist der Verteidigung versagt. Nicht nur deshalb, weil der Schwächere an Zahl oder Beschaffenheit die Stärke der Verteidigungsstellung sucht. Die Zahl hat tatsächlich im Kriege nicht die Bedeutung, die man ihr meist so willig zuerkennt.

Wenn auch die Zeiten wesentlich andere geworden sind, wir dürfen doch niemals vergessen, daß es den Feldherrngaben Friedrichs des Großen gelang, mit seinem besser ausgebildeten und verwendeten kleinen Heere mehrfach die Überzahl anzugreifen und

zu besiegen. Das muß bei uns für alle Zeiten vorbildlich wirken und kann sich auch unter anderen Verhältnissen wiederholen. Ebenso müssen wir uns stets an das fraglose Überwiegen der Offensive in unseren großen Kriegen von 1866 und 1870/71 erinnern, welches die großen Erfolge dieser Feldzüge gezeitigt hat. Wenn die Vorbedingungen in diesen Fällen auch günstig lagen, der Schwierigkeiten sind deshalb noch genug zu überwinden gewesen. Niemals aber haben sie Moltke dazu bringen können, sich in ein abwartendes Verfahren drängen zu lassen und davon Abstand zu nehmen, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben.

Bei der Bedeutung, welche heutzutage die Masse erlangt hat, wird es gewiß schwerer sein, mit der Minderzahl zum Angriff zu schreiten. Für unausführbar halte ich es nicht, wenn Einsicht, Wille und Kraft zusammenwirken. Die Ereignisse im letzten Teil des mandschurischen Feldzuges haben diese Ansicht bestätigt.

Wohl aber kann es nach Lage und Kräfteverhältnissen notwendig werden, zeitweise zur Verteidigung zu greifen. Es wäre unsinnig, dies bestreiten zu wollen. So streng, wie es sich die wissenschaftliche Betrachtung zurechtlegt, läßt sich das angriffsweise und verteidigungsweise Verfahren überhaupt nicht trennen. In jedem Feldzug und fast in jeder Schlacht wechseln Angriff und Verteidigung. Auf den Grundgedanken kommt es an.

Plewna ist nach beiden Seiten hin ein ungemein lehrreiches Beispiel. Ich möchte deshalb noch einmal kurz darauf zurückkommen.

Die Türkei war sich zu Beginn des Feldzuges 1877/78 ihrer Schwäche dem Übergewicht Rußlands gegenüber wohl bewußt. Sie führte den Krieg, wie der türkische General Strecker, ein genauer Kenner der türkischen Verhältnisse, in seinen wertvollen Bemerkungen über diesen Krieg*) sagt, „um der Ehre willen“ und weil sie daneben „auf ein baldiges Einschreiten befreundeter Mächte hoffte“. Sie war auf die Verteidigung angewiesen, der allgemeinen Lage nach und wegen der Beschaffenheit ihrer Truppen, die einer Verwendung im Bewegungskriege in größerem Maßstabe durchweg nicht gewachsen, zur Besetzung befestigter Stellungen aber sehr geeignet und zu diesem Zweck gut mit Feuerwaffen ausgerüstet waren.

Trotzdem war der türkischen Heeresleitung, die allerdings von verschiedenen Stellen ausging, der offensive Gedanke durchaus nicht fremd. Hatte man doch im Anfang sogar daran gedacht, auf das linke Donauufer zu gehen.

Die Verteidigung der Donaulinie konnte — nach der gewöhnlichen Erscheinung bei der Verteidigung von Flußläufen größerer Ausdehnung — den Donauübergang der Russen, der Ende Juni 1877 bei Simnitza erfolgte, an sich nicht unmittelbar hindern. Es lag indessen von Anfang an in dem Plan der türkischen Heeresleitung, dem weiteren Vordringen der Russen südlich der Donau entgegenzutreten. Und zwar war dies in durchaus offensivem Sinne beabsichtigt.

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1892. Achtes und neuntes Heft.

Von dem russischen Heere standen gegen Ende Juli 1877 auf dem rechten Donauufer: das Avantgardenkorps Gurko und Radetzki im Süden am Schipkapaß und südlich des Balkans, im Osten die Armee des Thronfolgers gegen das Festungsviereck, im Westen Krüdener gegen Plewna, außerdem Zimmermann in der Dobrudscha.

Nach der Abberufung Abdul Kerims sollte Suleiman im Süden von Adrianopel, Mehemed Ali im Osten aus dem Festungsviereck, Osman im Westen von Widdin durch den Marsch auf Plewna gegen die Russen vorgehen, so daß sowohl ihre Front wie beide Flanken bedroht wurden.

Das Vorgehen Osmans führte indessen nur zur Besetzung einer Stellung bei Plewna, welche von vornherein verstärkt worden war. Am 20. Juli wurde der erste russische Angriff auf diese Stellung abgeschlagen, ebenso der erneute mit verstärkten Kräften unternommene am 30. Juli. Auch Osman war bei Plewna verstärkt worden und hatte die Stellung weiter ausgebaut, seine Kräfte befanden sich aber immer noch in der Minderzahl.

Inzwischen hatten die Türken auch an anderen Punkten des Kriegsschauplatzes das Vorgehen der Russen zum Stehen gebracht. Im Osten durch den Vormarsch Mehemed Alis gegen den Lom, im Süden durch Suleimans Vorteile über Gurko bei Eskisagra. Aber die Operationen dieser beiden Führer waren getrennt und zu verschiedenen Zeiten erfolgt. Wäre den Türken eine einheitliche Leitung möglich und ihren Truppen mehr Bewegungsfähigkeit eigen gewesen, so hätten die Russen trotz ihrer Überzahl im Sommer 1877 wohl vor dem Eintreffen ihrer Verstärkungen über die Donau zurückgedrängt werden können, und die Behauptung der hervorragend vorteilhaften Flankenstellung der Armee Osmans bei Plewna wäre in günstiger Weise auszunutzen gewesen.

Das war aber nicht der Fall. Mehemed Ali kam nicht über den Lom hinaus, und Suleiman verblieb am Schipkapaß, wo er die stärksten Stellungen der Russen nutz- und erfolglos angriff. So blieb es auch bei Plewna bei der Defensive. Die Stellung wurde weiter ausgebaut, die Besatzung verstärkt.

In der Zeit vom 6. bis 12. September griffen rund 100000 Russen mit 450 Geschützen rund 40000 Türken mit 66 Geschützen die Stellung von Plewna an, ohne einen Erfolg erringen zu können. Alle Angriffe auf Plewna hatten sehr starke Verluste zur Folge gehabt.

Die Russen standen jetzt von weiteren Angriffen ab und schlossen mit noch stärkeren, schließlich vierfach überlegenen Kräften das befestigte Lager, zu dem sich die Stellung ausgewachsen hatte, ein, bis schließlich am 10. Dezember Osman, durch den Hunger gezwungen, nach einem letzten tapferen Ausfall die Waffen streckte.

Gewiß hat der türkische Feldherr bei Plewna Großartiges geleistet. Sein Verhalten ist ein glänzendes Ergebnis der Verteidigung.

Aber doch nur scheinbar, denn es fehlte der Enderfolg, und auf den kommt es im Kriege an. Ein Erfolg wäre es gewesen, wenn er im Verein mit den anderen türkischen Heerführern in planvollem Angriffsverfahren die Russen über die Donau zurückgeworfen hätte, am besten von vornherein durch Fortsetzung seines Marsches von Widdin nach Plewna in Richtung auf die Donaubrücken bei Sistowa. Dazu gebrach es der Gesamtleitung der Türken an Einheitlichkeit und vielfach auch den Truppen an Bewegungsfähigkeit. Es wäre sonst trotz der Minderzahl sehr wohl ausführbar gewesen.

Auch daß Osman so starke feindliche Kräfte an sich fesselte, hat den Erfolg an anderer Stelle nicht herbeigeführt, weil den Türken ein einheitliches angriffsweises Verfahren nicht zur Seite stand. Es gelang ihnen nicht, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben, obgleich dieser monatelang darauf verzichtet hatte.

Übrigens haben sich die Türken bei Plewna durchaus nicht in der starren Defensive gehalten. Sie sind, wo sich Gelegenheit bot, bei vortrefflicher Verwertung ihrer Minderzahl zu kurzen Angriffsstößen an den entscheidenden Punkten vorgegangen. Aber das war nur Abwehr, nicht Angriff.

Hätten die Türken den Angriff verstanden, so hätten die Russen aller Voraussicht nach trotz ihrer Überlegenheit den Feldzug im Sommer 1877 verloren und einen neuen beginnen müssen, dann gewiß unter recht ungünstigen Verhältnissen, wenn ihn nicht die Politik überhaupt verhindert hätte.

Hätten die Russen die Angriffsmittel nicht in völlig unzureichender Weise gehandhabt und wären sie nicht schließlich überhaupt vor der Aufgabe, die Stellung bei Plewna durch Kampf zu überwinden, zurückgeschreckt, so hätte die Verteidigung bei Plewna nicht diese Triumphe feiern können.

Hat doch schließlich Totleben vor Plewna nur den Gedanken der Besorgnis gehabt vor einem Ausfall des Heeres Osmans, das nach Lage, Zahl und Beschaffenheit eine solche Sorge ganz gewiß nicht rechtfertigte. Man sieht, wohin ein Heer gelangt, wenn es den Gedanken des Angriffs verläßt.

Die Lehre aber drängt sich entschieden auf aus dem Verlauf des russisch-türkischen Krieges, daß eine geschickte Verbindung des verteidigungsweisen und angriffsweisen Verfahrens zum Erfolge führen kann. Nur ist dies recht schwer.

Das einfache Vorhaben, sich unter Benutzung und Verstärkung des Geländes hinzustellen, den Gegner unter starken Verlusten anlaufen zu lassen und dann über ihn herzufallen ist im Gedanken sehr leicht. In der Ausführung stößt es meist auf so viel Hindernisse, daß die Absicht unterbleibt oder wenigstens die Ausführung zu spät kommt und der Angreifende doch die Oberhand behält.

Wer sich einer Stellung anvertraut und den Feind erwartet, wird immer damit zu kämpfen haben, daß der in der Bewegung freie Angreifer ihm zuvorkommt und seine Absichten des Überganges zum Angriff durchkreuzt. Das trifft sogar zu, wenn

es sich nicht um eine Stellung, sondern nur um eine Bereitstellung der Kräfte handelt, natürlich in abgeschwächtem Grade.

Abwarten kann gut und nützlich sein. Zuvorkommen ist besser.

Der im Frieden so beliebte Offensivstoß ist im Kriege nicht so leicht ausführbar. Die Fesseln, welche die Einnahme jeder Stellung, je stärker sie ist, desto mehr, auferlegt, sind nicht so bald abzuschütteln.

Deshalb muß der leitende Gedanke bei einem Heere, welches Erfolge erringen will, immer das angriffsweise Verfahren sein und es müssen alle Kräfte darauf gerichtet sein, es zu voller Durchführung zu bringen.

Die Wahrheit dieser Behauptung hat nach meiner Ansicht der russisch-japanische Krieg in vollem Maße erbracht.

Wenn auch ein Urteil über die Einzelheiten und die Beweggründe dieser Kriegsereignisse zur Zeit noch verfrüht erscheint, so viel steht an Tatsachen fest, daß der Feldzug von den Russen verloren wurde, weil ihr Oberfeldherr in der Verteidigung und in den Verschanzungen sein Heil suchte. Man muß glauben, daß der Stabschef Skobelews aus dem russisch-türkischen Kriege nicht die Kühnheit und den Angriffstrieb seines Generals angenommen, sondern sich nur von den Schwierigkeiten der Überwältigung der türkischen Verschanzungen hat beeinflussen lassen.

Daß die Lage zu Anfang des Feldzuges bei den Russen ein zurückhaltendes Verfahren bedingte, liegt auf der Hand. Man kann sogar berechtigte Zweifel hegen, ob der Widerstand am Jalu in dieser Ausdehnung, ob die Teilvorstöße Stakelbergs und Kellers notwendig waren.

Aber schon in der Schlacht bei Liauyang waren die Kräfte der Russen den Japanern mindestens gleich geworden. Eine mehr vom Angriffsgedanken getragene Kriegführung hätte vermutlich schon hier Erfolge erzielen können. Denn der japanische Umgehungsflügel Kurokis war, da starke Kräfte der Japaner gegen die Verschanzungen südlich Liauyang verwendet wurden, recht schwach und die ihm gegenüberstehenden russischen Kräfte waren entschieden überlegen.

Als sich dann Kuropatkin Anfang Oktober 1904 nach erlangter entschiedener Überlegenheit zum Angriff entschloß, trägt dieser schon den Keim des Mißerfolges in sich. Denn die Art des Vorgehens der Russen, wie sie nach den vorliegenden Berichten geschildert wird — das weite Vorschieben starker Avantgarden, welche sich eingraben, während die Gros dahinter ebenso verfahren —, deutet nicht auf die Absicht kräftiger Durchführung, sondern auf entschiedene Neigungen zur Abwehr.

Als die Japaner sofort zum Gegenangriff vorgehen, erfolgt denn auch alsbald ein allmähliches Weichen der Russen bis zum Schiliho und demnächst ein Zurückgehen des westlichen russischen Flügels nach dem Schaho, wo kennzeichnenderweise eine befestigte Stellung schon vorbereitet war. Und so wird aus der — man kann beinahe

sagen widerwillig, vielleicht infolge eines Druckes von oben — unternommenen Angriffsbewegung die Aufstellung des russischen Heeres in einer ungemein ausgedehnten, aufs stärkste befestigten Stellung am Schaho, in der sich die Heere, beide in Verschanzungen, auf nächster Entfernung monatelang gegenüberliegen.

Auch der zu den Kämpfen um Sandepu führende Vormarsch Griepenbergs, der fast eigenmächtig unternommen und vom Oberfeldherrn in keiner Weise unterstützt wird, spricht für des letzteren Abneigung gegen ein angriffsweises Verfahren.

Dem Vorgehen der Japaner Ende Februar 1905 gegenüber, schlagen sich die Russen fast durchweg verteidigungsweise, sowohl in den Verschanzungen am Schaho als in den um Mukden herum angelegten starken Befestigungen, und verlieren schließlich trotz ihrer Überlegenheit an Zahl — man rechnet 350- bis 400 000 Russen gegen 300- bis 310 000 Japaner — die Schlacht bei Mukden und damit den Feldzug.

In welchem Grade die Ausbildung, Fechtweise und innere Beschaffenheit der russischen Truppen an den Mißerfolgen teilgehabt hat, läßt sich zur Stunde schwer und jedenfalls nicht genügend übersehen. Indessen wird sowohl von kräftigen, auch erfolgreichen Gegenstößen der Russen berichtet, als die Behauptung aufgestellt, ihre Geschütze wären den japanischen überlegen gewesen.

Man wird daher wohl nicht fehlgreifen, wenn man den Mißerfolg im wesentlichen dem Verhalten des Feldherrn zuschreibt, der sein Heer nicht zum Angriff zu führen gewillt war oder dies nicht verstanden hat.

Dagegen sehen wir die Japaner vom Anfang bis zum Schluß des Feldzuges den angriffsweisen Gedanken hochhalten und dadurch den Sieg erringen. Gewiß nicht stets unter leichten Vorbedingungen. Auch nicht immer in kräftigster Weise. Aber es läßt sich vorläufig noch sehr schwer beurteilen, inwieweit die meist sehr ungünstigen Bedingungen der Wegbarkeit und der Verpflegung, wie der Witterung sie gehindert haben. Ich bin auch weit davon entfernt, die Japaner zu überschätzen, wie es die oft blind mit dem Erfolg gehende öffentliche Meinung und wohl auch sie selbst zur Genüge getan haben.

Es bleibt aber zweifellos bestehen, daß auf japanischer Seite, wo und sowie die Möglichkeit gegeben war, die Initiative ergriffen wurde und trotz der nach Liauyang bestimmt eingetretenen Minderheit unter entschieden schwierigen Verhältnissen — wie es heißt mit minderwertigen Geschützen — zum Angriff geschritten worden ist. Und bei den Angriffen sind in der Regel die stärksten Stellen vermieden und die günstigsten Punkte gesucht worden. Auch dies nicht immer in genügender und vollendeter Weise. Aber wo wäre das je der Fall gewesen? Das einsichtige und ernste Bestreben, so zu verfahren ist nicht zu verkennen.

Sehr zutreffend sagt Major Löffler in seiner Betrachtung über die Schlacht bei Mukden in diesen Vierteljahrsheften (III 1905), „daß eine Verteidigungsaufstellung, wie sie von den Russen am Schaho genommen war, viel innere Ähnlichkeit mit der

Unbehilflichkeit der linearen Schlachtordnung der Heere im 18. Jahrhundert habe." Und wenn die Japaner diese Unbehilflichkeit — mutatis mutandis — auch nicht so ausgenutzt haben, wie es den Feldherrneigenschaften des großen Königs möglich war, so haben sie doch dasselbe angestrebt und den Erfolg errungen.

Ist hier nicht der Beweis geliefert — oder wenigstens der Weg gewiesen —, daß das besser beschaffene, ausgebildete und beweglichere, vom Angriffsgedanken getragene Heer auch jetzt noch mit der Minderheit zu siegen und Befestigungen zu überwinden imstande ist?

Auf der andern Seite haben Japans Truppen an den verschiedensten Orten gezeigt, daß, wo es für nötig gehalten wurde, sie auch alle Kraft einzusetzen gewillt waren, um starke Verteidigungsstellungen mit Gewalt zu überwinden. Auch darüber läßt sich streiten, ob zu einem solchen Verfahren immer die Notwendigkeit vorhanden war. Aber diese Erörterungen müssen späteren Zeiten überlassen werden. Die Tatsache liegt vor, daß starke Stellungen — darunter eine Festung — überwunden worden sind, und daß Opfer weder gescheut wurden, noch nicht zu ertragen gewesen wären.

So gibt uns meines Erachtens der russisch-japanische Krieg nach längerer Pause wieder einen Anhalt dafür, daß der Angriff die stärkere Form — oder besser ausgedrückt — das wirksamere Mittel der Kriegführung ist, das man allerdings gründlich kennen und beherrschen muß.

Die Japaner haben ausgesprochenermaßen von uns gelernt. Sie haben unsere Erfahrungen aus der großen Kriegszeit und unsere Bestimmungen verwertet. Unbestritten mit großer Einsicht und Tatkraft bei der Durchführung. Sie werden auch während der langen Dauer des Krieges weiter gelernt haben. Aber man wird nicht fehlgehen, wenn man ihre Erfolge im wesentlichen den Lehren zuschreibt, welche die Anschauungen der Moltkeschen Kriegführung dorthin übertragen haben. Es ist unsere Erbschaft, der sie zum großen Teil ihre Siege verdanken.

Wir haben die volle Berechtigung zu der Hoffnung, daß wir dasselbe und mehr als unsere Schüler und Nachahmer leisten werden, wenn wir die Wege weiter verfolgen und ausbauen, die uns eine in der Kriegführung unerreicht gebliebene Zeit kriegerischer Vorbereitung und glänzender Erfolge gewiesen hat.

Und dazu gehört in vorderster Linie, daß wir hochhalten und pflegen: die Initiative, den Wagemut und die Angriffslust. Daß wir mit allen Mitteln und jeder an seiner Stelle dazu beitragen, die durchaus nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten überwinden zu lernen, welche die verbesserten Feuerwaffen und Verteidigungsmittel jetzt dem Angriffe entgegenstellen. Daß wir den Bestrebungen einer verweichlichten Zeit entgegentreten, der es schwer fällt, Opfer zu bringen und zu ertragen, am schwersten Opfer der Persönlichkeit.

Auch in letzterer Beziehung haben wir noch keine Veranlassung, den Vergleich mit dem oft bewundernswerten Todesmut der Japaner zu scheuen. Unsere Krieger haben in dem an Gefahren und Entbehrungen überreichen Feldzuge gegen einen gut bewaffneten und in seiner Art äußerst gewandt geführten barbarischen Feind in Afrika gezeigt, daß sie das Vorbild der Väter nicht vergessen haben, daß uns die Zivilisation noch nicht abseits von Manneswert und Opfermut geführt hat.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.

ze 1.



lärung:

grenzen.

russische

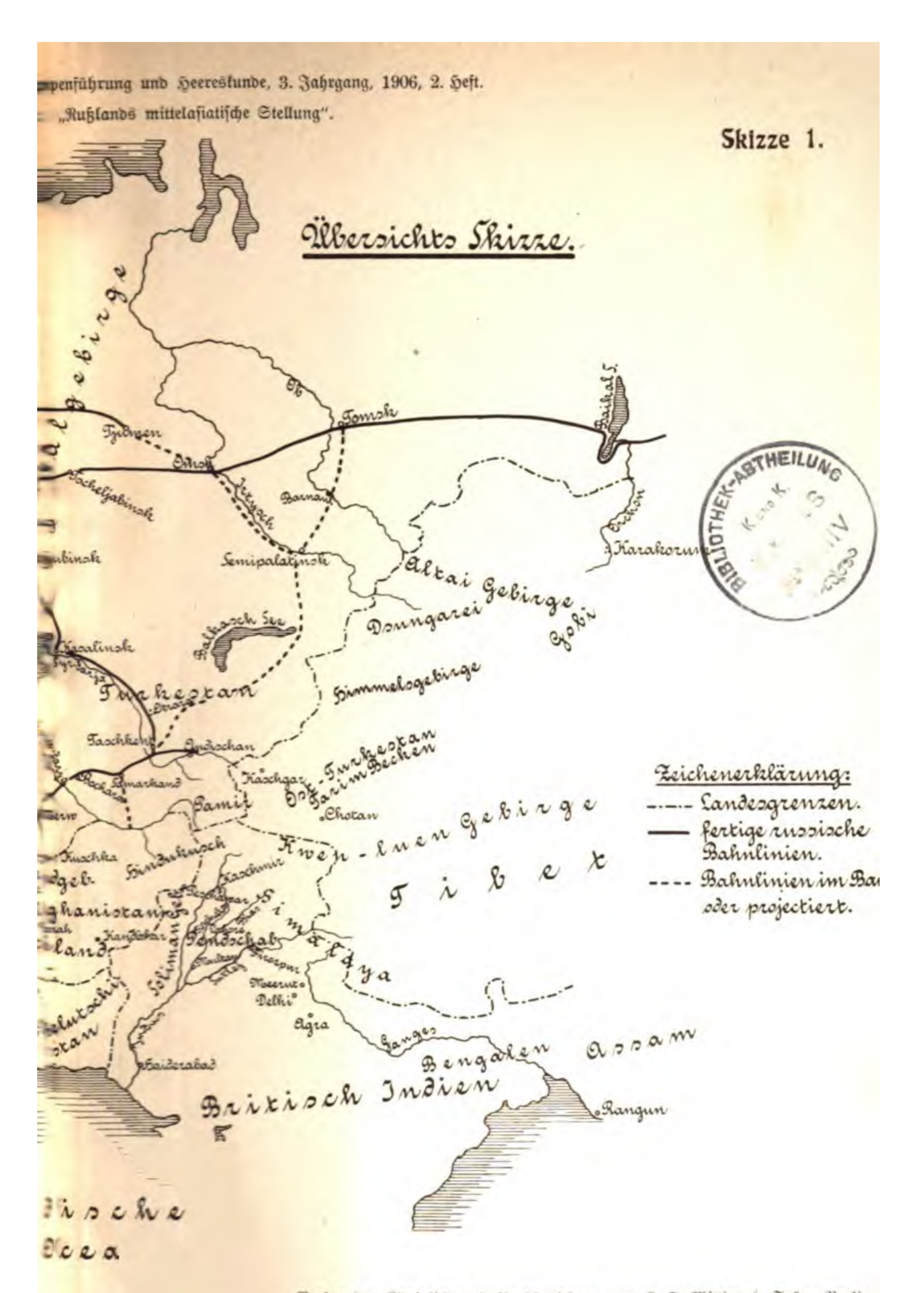
nien.

nien im Bau

ojectiert.

Sohn, Berlin.

Skizze 1.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.



Skizze 3.

(Übersichtsskizze

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.

Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge“.

Ost-See

Nord-See

Holstein

Hamburg

Bremen

Danzig

Graudenz

Stettin

Thorn

Berlin

Minden

Wesel

Magdeburg

Elbe

Oder

Posen

Warschau

Grhztm. Warschau

Kgr. Sachsen

Dresden

Köln

Breslau

Schlesien

Zamosc

Mainz

Main

Würzburg

Prag

Böhmen

Franken

Altmühl

Rhein

Frankreich

Österreich

Donau

München

Inn

Wien

Schweiz

1: 8000000.

0 50 100 150 km

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Skizze

(Übersichts

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.

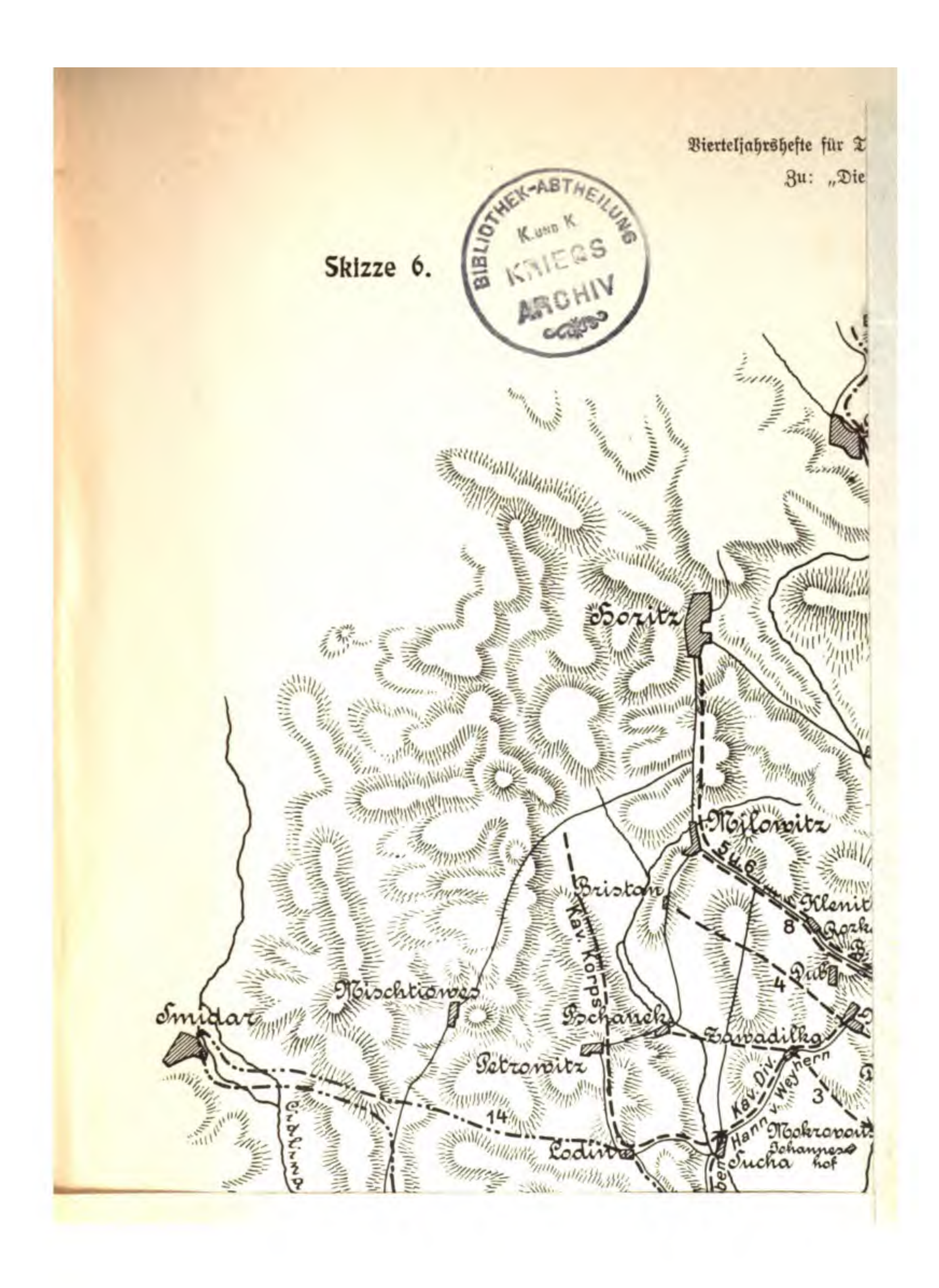
Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge“.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Be



Davour
XIII.
König
West


Skizze 6.
Horitz
Milowitz
Bristan
Mischtiowes
Smidar
Pschanek
Zawadilka
Petrowitz
Dub
Kav. Korps
Kav. Div.
Hann v. Weyhern
Sucha
Johannes hof
14
8
4
3

truppen
Pioni





Skizze 8.

aheke
(Sandfeld)

Otjinene

Ombakaha

Epukiro

Epukiro

Kanduwe

Buschfeld

Owingi

Rietfontein
(Nord)

Britisch-
Betschuana-
Land.

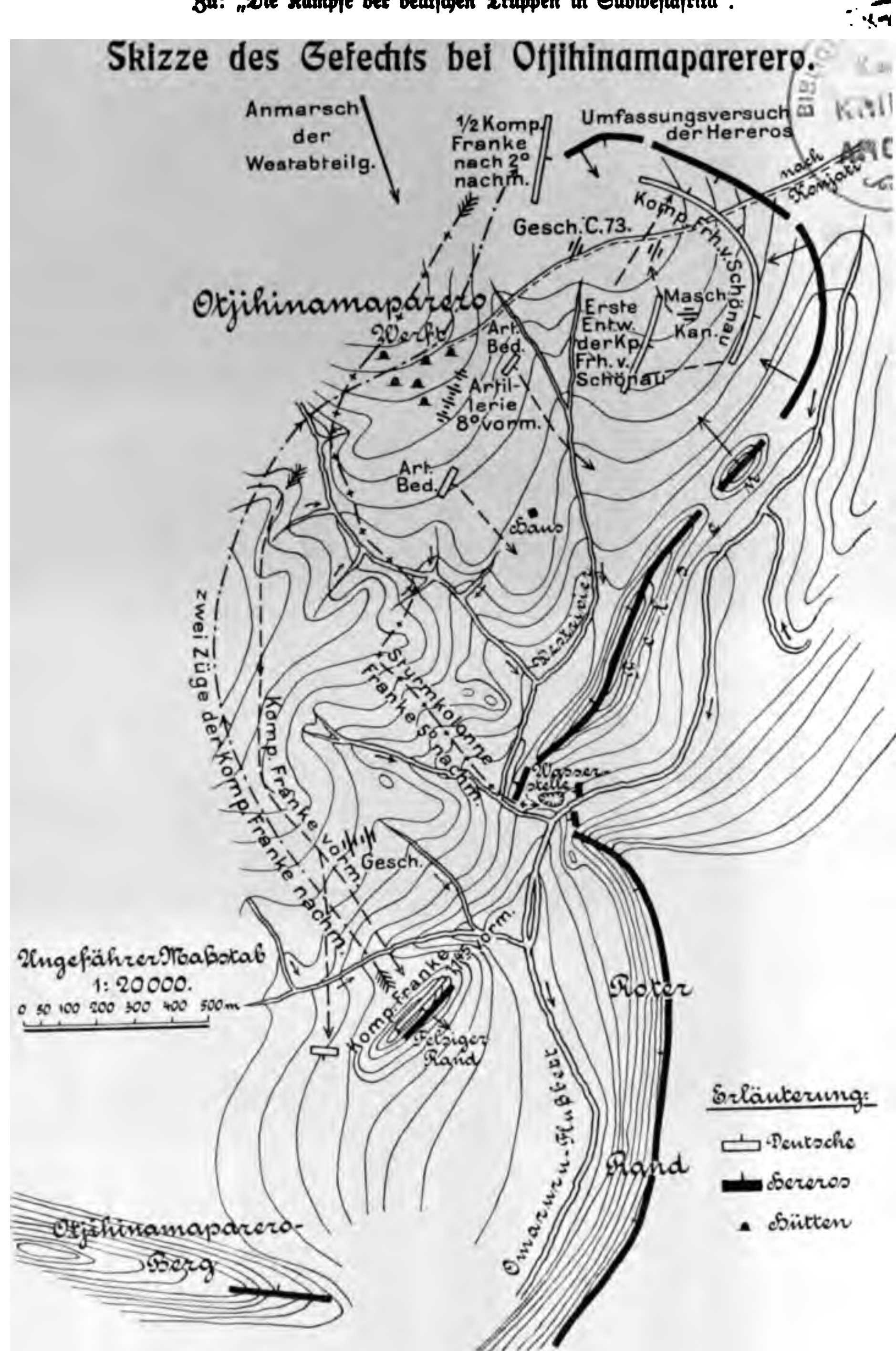
Gobabis

Oas

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Skizze

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika".

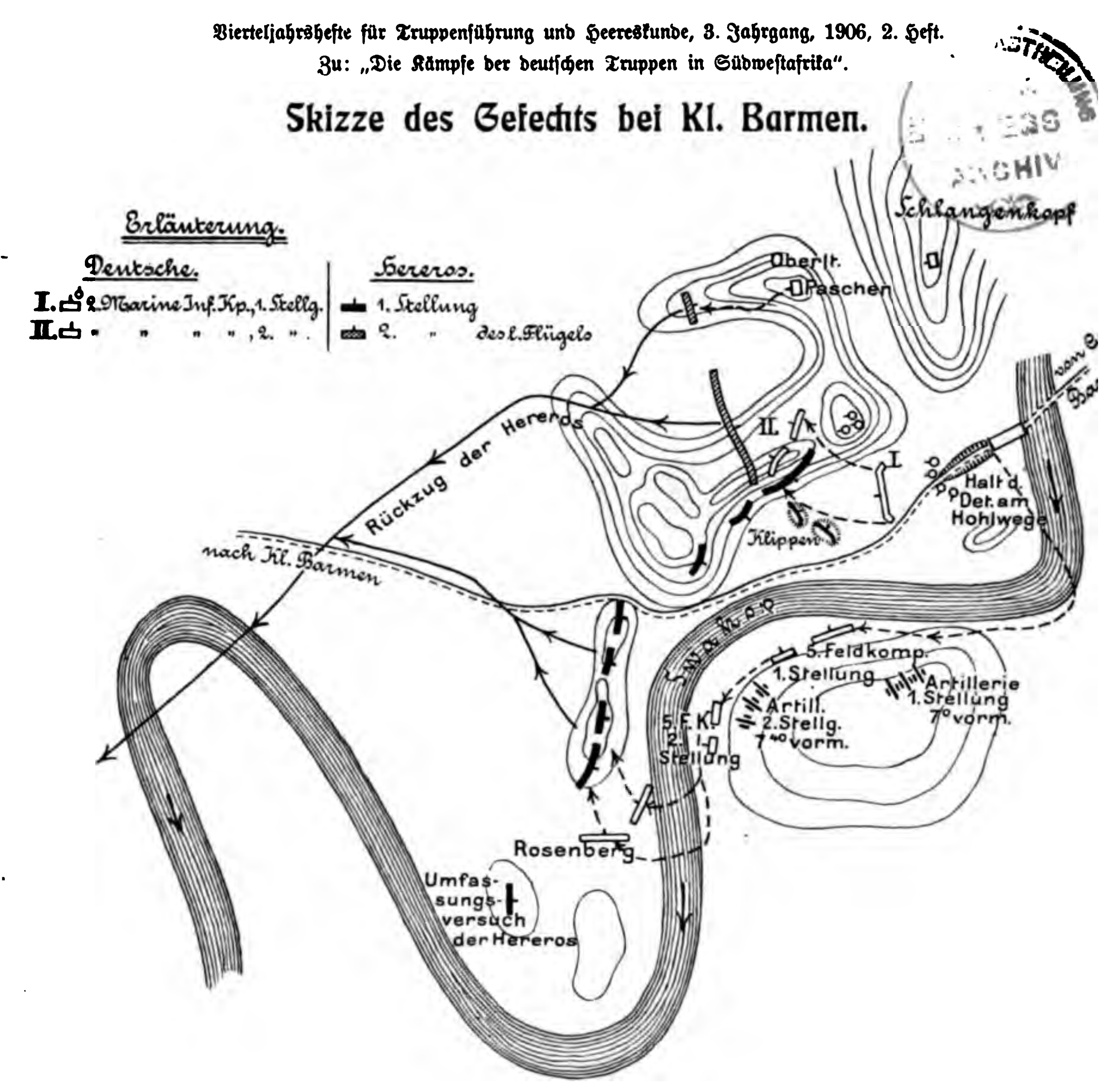


Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Skizze 10.

Vierteljahrsheste für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika".

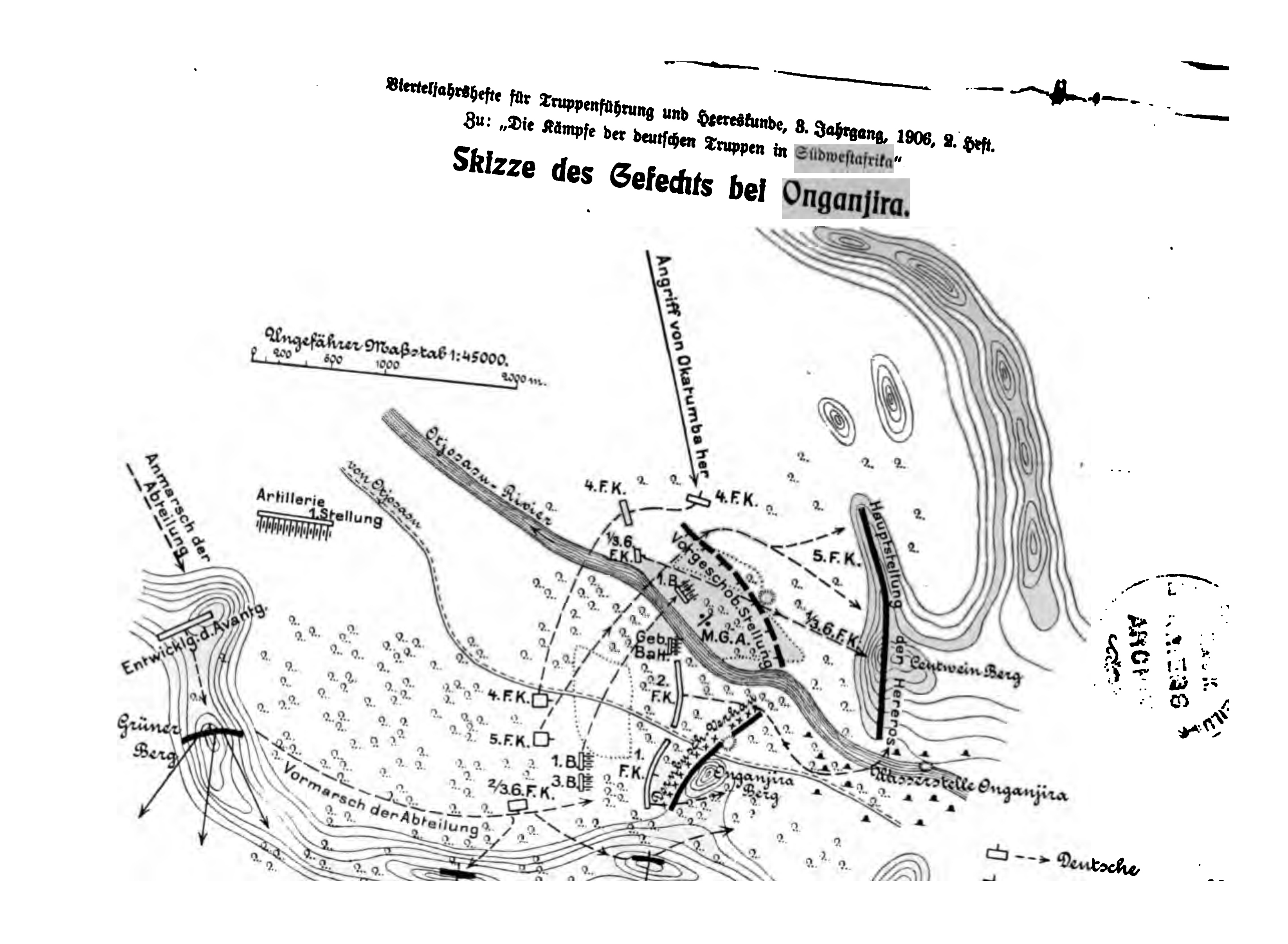
Skizze des Gefechts bei Kl. Barmen.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin

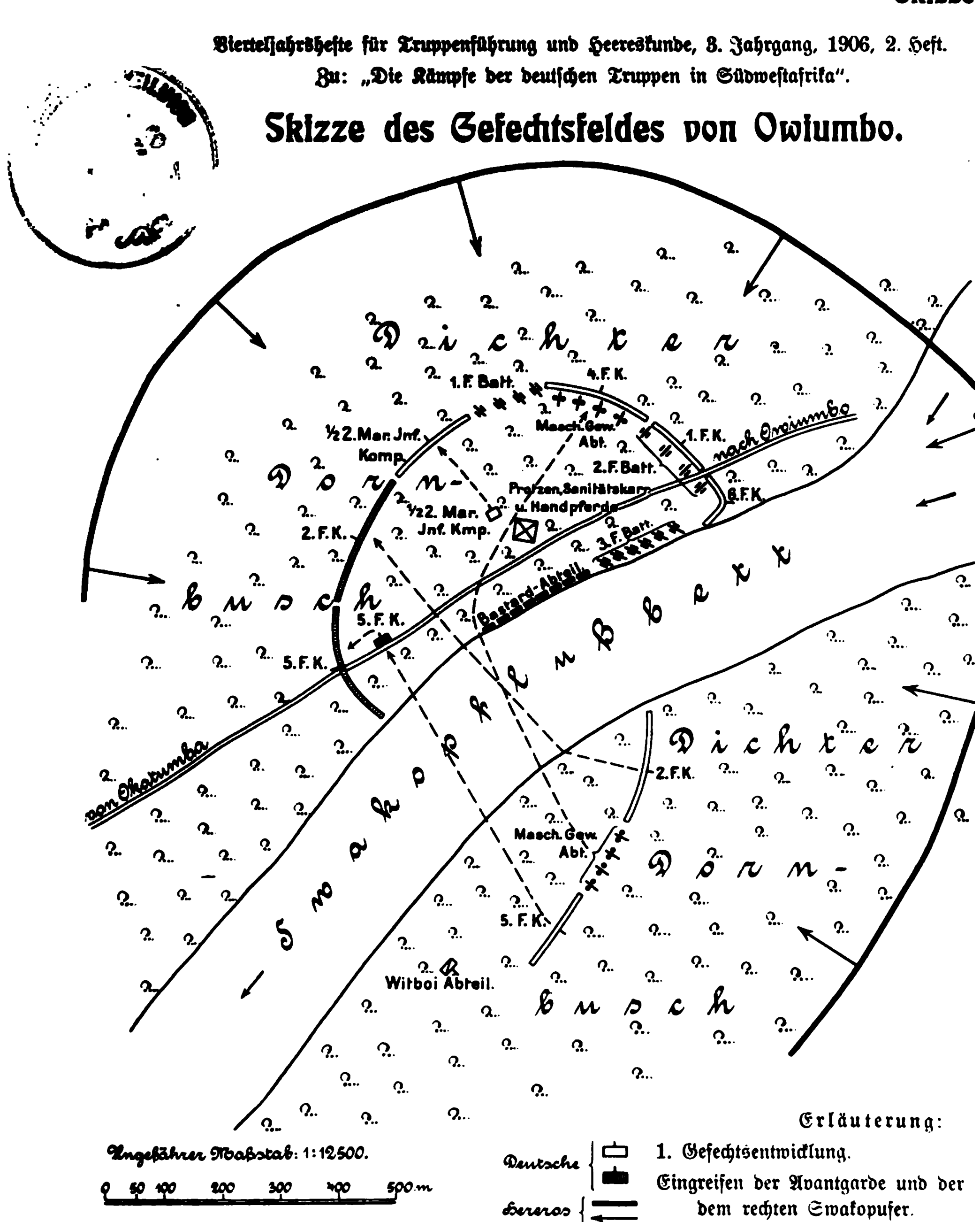
Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika"

Skizze des Gefechts bei Onganjira.



Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika".

Skizze des Gefechtsfeldes von Owiumbo.



Ungefährer Maßstab: 1:12500.

0 50 100 200 300 400 500 m

Erläuterung:

Deutsche { 1. Gefechtsentwicklung. Eingreifen der Avantgarde und der dem rechten Swakopufer.

Hereros {

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn


Stanford University Libraries
3 6105 013 168 211

